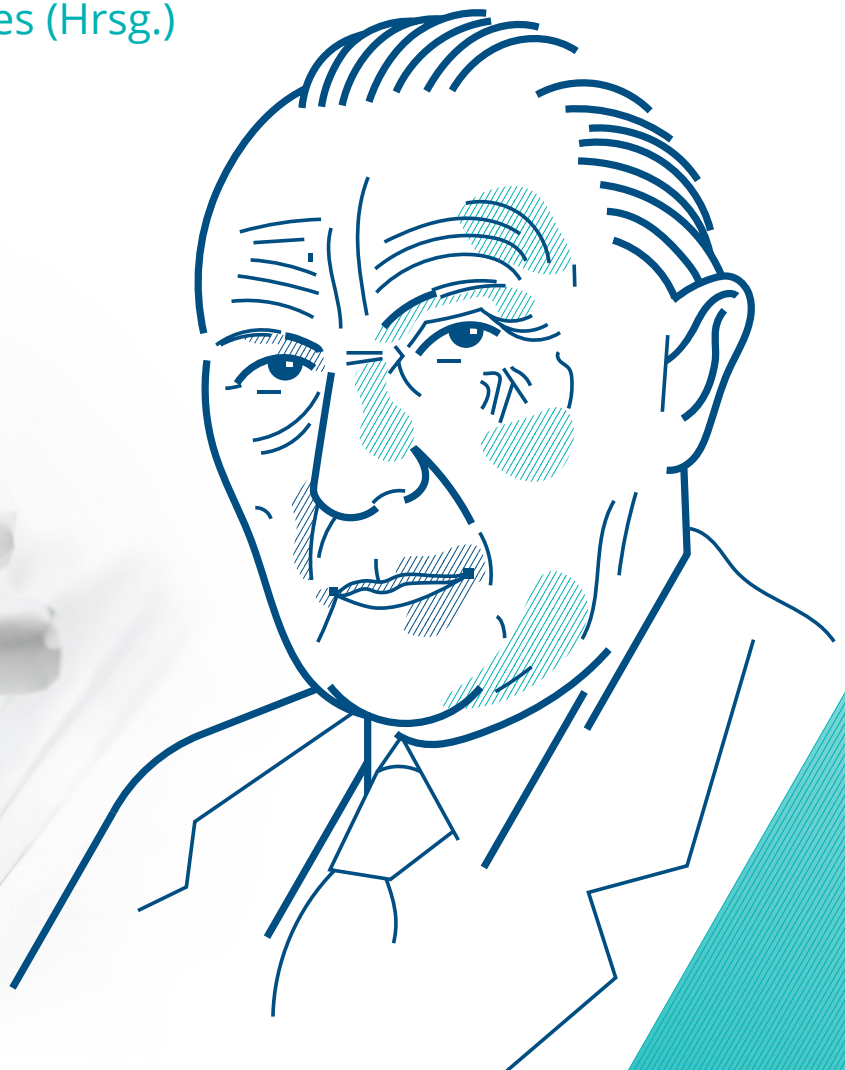


Rezepte für die Redaktion

Deutscher Lokaljournalistenpreis 2017

Ergänzungsband 13

Heike Groll, Robert Domes (Hrsg.)



Impressum

Herausgeberin:

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. 2018, St. Augustin/Berlin

Herausgeber und Redaktion: Heike Groll, Robert Domes

Das Werk ist in all seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. oder der Rechteinhaber des jeweiligen Beitrags unzulässig. Dies gilt insbesondere, aber nicht ausschließlich, für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Umschlagfoto: © bernie_photo/iStock by Getty Images

Gestaltung: yellow too Pasiak Horntrich GbR

Die Printausgabe wurde bei der Druckerei Kern GmbH, Bexbach, klimaneutral produziert und auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt.
Printed in Germany.

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.

Rezepte für die Redaktion

Ergänzungsband 13

Ausgezeichnet

Deutscher Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung
Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten
Einsendungen des Jahres 2017

Herausgeber: Heike Groll, Robert Domes

Vorwort

Qualitätsanspruch sorgt für Vertrauen

Um die Glaubwürdigkeit der etablierten Medien ist es offenbar besser bestellt, als oft behauptet wird. Einer Langzeitstudie der Universität Mainz zufolge hat das Medienvertrauen im vergangenen Jahr zugenommen. Dass viele Befragte ihre Lebenswirklichkeit in den Medien nicht widergespiegelt sehen, stimmt derweil bedenklich.

Der Lokaljournalismus findet in der Studie keine explizite Erwähnung, obwohl gerade die Lokalzeitung prädestiniert ist, Vertrauen und Glaubwürdigkeit zu schaffen. Nirgends kann der Leser leichter prüfen, wie wahrheitsgetreu, unabhängig und aktuell eine Redaktion arbeitet. Lokaljournalistinnen und -journalisten stehen unter großer öffentlicher Kontrolle und sind daher täglich gefordert, in ihrer Arbeit anspruchsvoll und transparent zu sein.

Sie sind nah dran an den Menschen, hören ihnen zu, wissen um ihre Bedürfnisse und Wünsche, kennen die Akteure, ihre Beziehungen und Interessen. Sie haben eine klare Haltung, arbeiten sowohl zugewandt als auch distanziert. Sie fördern damit das Verständnis dafür, wie Politik und Gesellschaft funktionieren – und wie Journalisten arbeiten. Lokalredaktionen decken Hintergründe auf, sie stehen im Dialog mit den Menschen und moderieren den Diskurs in der Gesellschaft, sie bieten Orientierung und sorgen für demokratische Bildung.

Das alles leisten die Journalistinnen und Journalisten in den hier vorgestellten Beiträgen. Die zwölf preisgekrönten Geschichten und ebenso die rund 40 beinahe prämierten Serien, Reportagen und Aktionen sind Beispiele für eine ausgeprägte journalistische Kultur.

Die beiden ersten Preisträger sind dafür wahrhaft ausgezeichnete Beispiele. Die Investigativrecherche der Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten über einen Banden-

krieg zwischen türkischen und kurdischen Rockerclubs zeugt von Entschlossenheit, Ausdauer und hohem Anspruch. Die Jury würdigt diese Arbeit zu Recht als „eine mutige, überragende journalistische Leistung und ein beeindruckendes Beispiel für den Wert der Pressefreiheit“.

Den zweiten Preis erhält ein Team der Pforzheimer Zeitung, das alle Straftaten des Jahres ausgewertet hat und beschreibt, welche davon an die Öffentlichkeit gelangten. „Ein gelungenes Beispiel für lokalen Datenjournalismus und ein wichtiger Beitrag zu einem verantwortungsvollen Umgang mit Informationen“, wie die Jury anerkennt.

Prof. Dr. Norbert Lammert

Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.
Präsident des Deutschen Bundestages a. D.



Hingewiesen sei auch auf die Sonderpreise für Volontärsprojekte. Zwei Serien wurden von der Jury gekürt. Die Volontäre der Allgemeinen Zeitung Mainz sprechen mit älteren Menschen über moderne Fragen und setzen damit den Dialog der Generationen medial fort. Die jungen Journalistinnen und Journalisten der Badischen Zeitung richten ihren Blick darauf, wie die Digitalisierung das Leben der Menschen in ihrer Region verändert, und zeigen Chancen, aber auch Risiken einer rasanten Entwicklung auf. Der journalistische Nachwuchs muss sich nicht hinter den erfahrenen Kolleginnen und Kollegen verstecken.

Die insgesamt rund 400 Einsendungen belegen die ungebrochen hohe Reputation des Lokaljournalistenpreises. Die Idee seiner Erfinder trägt bis heute Früchte. Der Preis ermutigt Lokalredaktionen, informativ und investigativ zu arbeiten und dabei für jene Werte einzustehen, die für eine freie Gesellschaft unverzichtbar sind.

Die Redaktionen bereiten mit ihrem hohen Qualitätsanspruch den Boden für die Glaubwürdigkeit der Medien und das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger in den Journalismus. Sie sorgen letztlich dafür, dass die Gesellschaft auf einem hohen Informationsniveau über das notwendige Urteilsvermögen verfügt, das eine funktionierende Demokratie unbedingt benötigt.

A handwritten signature in blue ink, which reads "Norbert Lammert". The signature is fluid and cursive, written in a professional style.

Prof. Dr. Norbert Lammert

Einleitung der Herausgeber

Glaubwürdigkeit durch Mut und Beharrlichkeit

Wenn sich in den fast 400 Einsendungen für den Deutschen Lokaljournalistenpreis 2017 eine allgemeine Entwicklung abbildet, müssen wir uns um die Glaubwürdigkeit der lokalen Medien keine Sorgen machen. Klarer Trend bei den eingereichten Arbeiten ist eine Renaissance der Recherche. Viele Redaktionen haben die Jury mit ihrer Courage und Beharrlichkeit begeistert – und die Auswahl schwer gemacht. Allein sechs der zwölf preisgekrönten Geschichten beruhen auf investigativer Recherche und genauer Analyse.

Dieser Rezeptband ist daher mehr als nur eine Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten Einsendungen des Preisjahrgangs 2017. Er ist eine Beispielsammlung dafür, wie der Kampf gegen Fake News und alternative Fakten gelingen kann: Was Journalisten von nichtjournalistischen Content-Produzenten unterscheidet, ist die Recherche. Indem sich Redaktionen auf ihre Kernkompetenz besinnen, stärken sie die Glaubwürdigkeit ihrer Medien.

Das beeindruckendste Beispiel liefert die Stuttgarter Zeitung/ Stuttgarter Nachrichten, die dafür mit dem ersten Preis ausgezeichnet wird. Ein engagiertes Journalistenteam um Rafael Binkowski recherchiert und schreibt mutig über einen Bandenkrieg zwischen türkischen und kurdischen Rockerclubs. Eine scheinbar lokale Rivalität im Drogenmilieu erweist sich als blutiger Kampf mit internationalen Verflechtungen. Die Journalisten decken die Hintergründe auf, die bis in die Nähe des türkischen Präsidenten reichen. Sie setzen damit ein mutiges Zeichen für den Wert der Pressefreiheit. Die Leistung wird durch die Tatsache unterstrichen, dass der Bundesinnenminister im Juli 2018 die türkische Rockergruppe „Osmanen Germania“ verboten hat.

Der zweite Preis geht an die Pforzheimer Zeitung, die in ihrer Serie „Verschwiegene Verbrechen“ gründlichen Datenjournalismus und analytische Recherche verbindet. Julia Falk und Simon Walter blicken unter die Oberfläche des scheinbar

Alltäglichen. Sie werten 4.000 Pressemitteilungen der Polizei aus und dazu die 70.000 Straftaten, die in ihrer Region angefallen sind. Heraus kommt: Die wahrgenommene Kriminalität weicht von der realen erheblich ab, die Öffentlichkeit erfährt nur von einem ausgewählten Teil der Delikte und Tatverdächtigen. Die Serie beweist, wie sehr unser Sicherheitsgefühl durch mediale Darstellung beeinflusst wird.

Wer Hintergründe aufdecken und den Mächtigen auf die Finger schauen will, braucht Mut und Ausdauer.

Das beweisen drei weitere ausgezeichnete Arbeiten: Die Kieler Nachrichten decken Vertuschungsversuche und verborgene Seilschaften auf höchster Ebene der Landespolizei auf. Der Tölzer Kurier ermittelt über die lokale Kläranlage

und findet heraus, dass in Politik und Verwaltung zulasten der Bürger gemauschelt wird. Ein Lokalredakteur im Taubertal entdeckt, dass die Tochter des Bürgermeisters im Landschaftsschutzgebiet eine Villa bauen darf. Beharrlich bleibt er dran und deckt Widersprüche und Verflechtungen auf.

Analytische Hintergrundberichterstattung kann uns die Welt und ihre großen und kleinen Dramen erklären. Zwei Redaktionen werden dafür ausgezeichnet: Die Oldenburger Nordwest-Zeitung fasst in einer Print- und Multimedia-Reportage einen jahrelangen Streit um ein touristisches Großprojekt zusammen, der ein kleines Dorf spaltet. Der Nordkurier in Neubrandenburg behandelt die große Frage, wie es mit Deutschland im Osten und Westen weitergeht. Und er beantwortet sie nicht von oben herab, sondern im Gespräch mit den Menschen und mit einem klaren Blick auf ihre Ängste und Wünsche.

Natürlich finden sich in diesem Band nicht nur Rezepte aus Politik und Hintergrund, sondern ebenso brillante Geschichten aus Wirtschaft, Kultur, Sport, Gesellschaft, Panorama und Service. Zusätzlich zu den zwölf preisgekrönten Geschichten stellen wir 38 eindrucksvolle Serien und Reportagen, lesernahe Aktionen und pfiffige Konzepte vor. Zum einen, um die Arbeiten der Kolleginnen und Kollegen zu würdigen, vor allem aber auch als Anregung, die Rezepte nachzumachen und selbst auszuprobieren.

Fast 50 Nachwuchsjournalisten haben sich in diesem Jahr beworben. Der Sonderpreis für Volontäre, vor fünf Jahren eingeführt, hat sich inzwischen als feste Größe etabliert. Wir legen den Lesern die Volontärsprojekte besonders ans Herz und haben sie im Inhaltsverzeichnis eigens markiert.

Die Geschichten und Konzepte, die dieser Band präsentiert, sind eine gute Antwort auf die Debatte um die Glaubwürdigkeit der Medien. Sie zeigen, wie seriöser Journalismus geht und was er leisten kann. Wir wünschen den Beispielen viele Nachahmer.

Heike Groll / Robert Domes

Die Gewinner des Jahres 2017

STUTTGARTER
ZEITUNG

1. Preis

Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten
Untergundrecherche über Bandenkrieg

Türkische und kurdische Rocker bekriegen sich. Ein Redakteur recherchiert im Untergrund. Trotz Todesdrohungen deckt er die Szene und die politischen Hintergründe auf.

The logo for PZ medien features the letters 'PZ' in a large, blue, serif font. To the left of the 'P' is a stylized graphic consisting of a semi-circle with a gradient from orange to white. Below 'PZ' is the word 'medien' in a smaller, blue, sans-serif font.

2. Preis

Pforzheimer Zeitung
Verschwiegene Verbrechen

Die Polizei entscheidet, von welchen Straftaten wir erfahren. Zwei Journalisten analysieren, wie sehr die öffentlich gemachte Kriminalität von der Realität abweicht.

Münchner Merkur
Tölzer Kurier

Preis in der Kategorie Kommunalpolitik
Tölzer Kurier
Misstände in der Kläranlage

In Benediktbeuern steigen die Kosten für den Betrieb der Kläranlage. Eine Redakteurin geht der Sache nach und deckt Misstände auf der Anlage und im Rathaus auf.



Preis in der Kategorie Recherche
Kieler Nachrichten
Rocker-Affäre

Es geht um Mobbing und Vertuschung auf höchster Polizeiebene. Zwei Journalisten lassen sich durch den Druck der Staatsmacht nicht beirren und decken eine Affäre auf.

MAINPOST
Gut zu wissen.

Preis in der Kategorie Wächteramt
Main-Post
Bauprojekt im Taubertal

Die Tochter des Bürgermeisters darf im früheren Landschaftsschutzgebiet bauen – auf Vaters Grundstück. Ein Redakteur berichtet und kommentiert couragiert über Jahre hinweg.



Preis in der Kategorie Wirtschaft
Nordwest-Zeitung
Dangast – das gespaltene Dorf

Ein Großprojekt spaltet das Dorf Dangast. Zwei Journalisten fächern in einer Multimedia-Reportage die komplexen Fakten auf und lassen die Beteiligten zu Wort kommen.

Nordkurier

Preis in der Kategorie Gesellschaft
Nordkurier

Wo verläuft Deutschlands neue Grenze?

Woher kommen Angst, Wut, Vertrauensverlust? Die Redaktion fragt ihre Leser, hört ihnen zu. Sie schreibt über Heimat und Identität, die unabhängig vom Wohnort sind.

**STUTTGARTER
ZEITUNG**

Preis in der Kategorie Datenjournalismus
Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten
Feinstaubradar

Feinstaub ist ein Problem, das alle angeht. Die Redaktion belegt das mit einem Big-Data-Projekt. Sie bindet die Bürger ein und verknüpft Information mit Service.

Zeitungsverlag
Waiblingen
...die besten Seiten vom Tag!



Preis in der Kategorie Inklusion
Zeitungsverlag Waiblingen
Was bedeutet Inklusion?

Über Wochen begleitet eine Reporterin einen behinderten Jungen, die Eltern, Lehrer und Mitschüler. Ihr Fazit: Inklusion ist im Alltag kompliziert und oft frustrierend.

WESER  KURIER

Preis in der Kategorie Gesundheit

Weser-Kurier

Aus dem Leben eines Schwerkranken

Ein 35-jähriger bekommt die Diagnose, dass er bald sterben wird. Was macht das mit ihm? Ein Reporter begleitet den Mann und seine Familie in einer bewegenden Serie.

Allgemeine Zeitung

Sonderpreis für Volontärsprojekte

Allgemeine Zeitung Mainz

Generationendialog auf der Bank

Volontäre sprechen mit älteren Menschen. Sie führen keine Interviews, sondern einen Dialog der Generationen. Die Gespräche handeln von Grundfragen unserer Zeit.

Badische  Zeitung

Sonderpreis für Volontärsprojekte

Badische Zeitung

Digital vernetzt

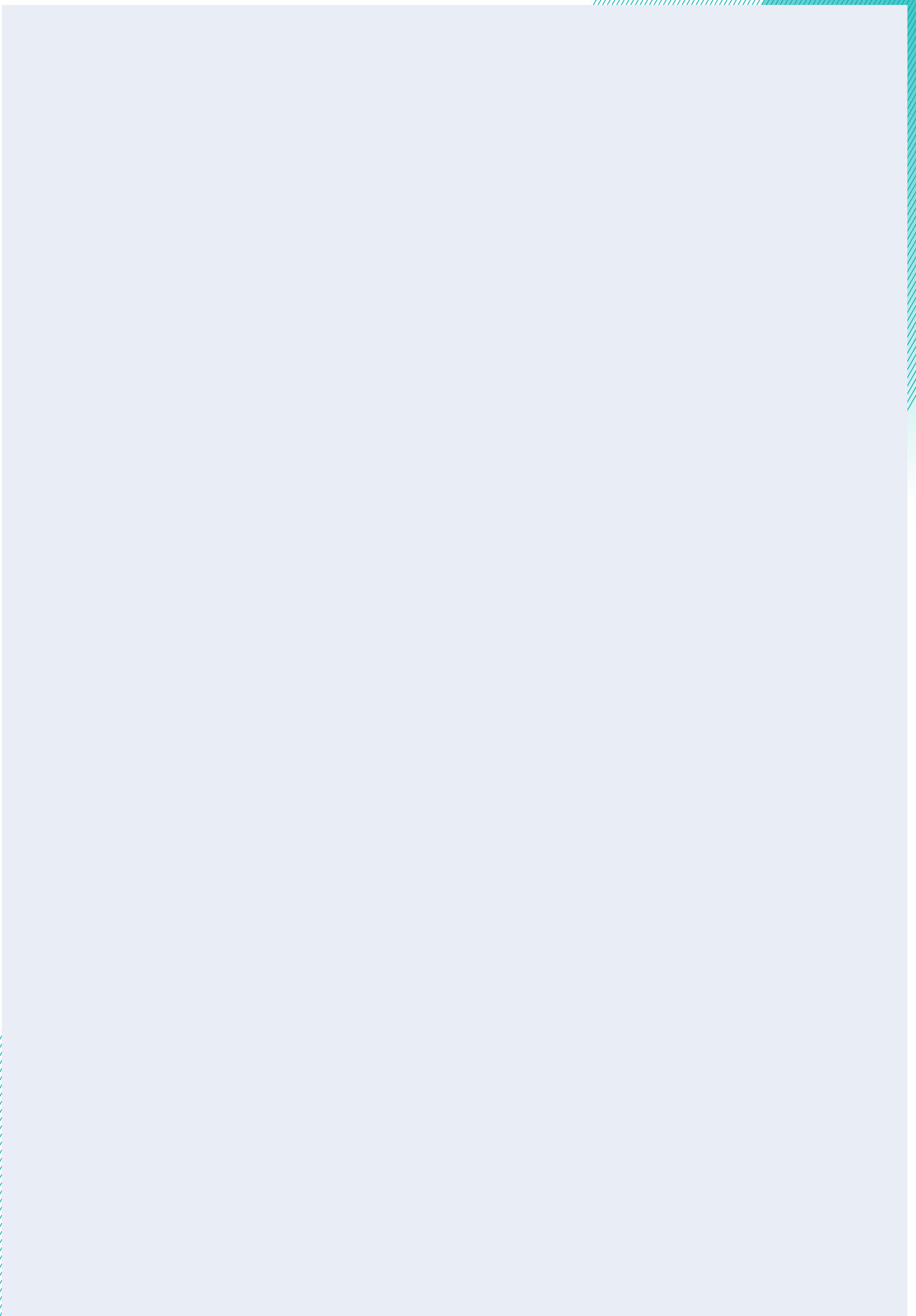
Digitalisierung ist allgegenwärtig. Doch was hat es damit auf sich? Volontäre beschreiben, wie Digitalisierung und Vernetzung das Leben der Menschen verändern.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Prof. Dr. Norbert Lammert	2	Politik lokal	62
Einleitung von Heike Groll und Robert Domes	4	Privatisierung: Stadt macht 435 Millionen Verlust	64
Die Gewinner des Jahres 2017	6	Frankfurter Neue Presse/Correctiv	
Preisträger 2017	12	Demokratie beginnt vor der eigenen Haustür	66
Mutige Recherche im türkischen Bandenkrieg	14	General-Anzeiger Ostfriesland	
Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten, Redaktion Ludwigsburg		Dramatische Lage an Schulen: Ein Blick hinter die Kulissen	68
Viele Verbrechen kommen nie an die Öffentlichkeit	18	Kölner Stadt-Anzeiger, Redaktion Köln	
Pforzheimer Zeitung, Redaktion Digitales		Bundespolitik unter der lokalen Lupe betrachtet	70
Fragwürdige Zustände in der Gemeinde-Kläranlage	22	Rhein-Zeitung, Redaktion Koblenz	
Tölzer Kurier (Münchner Merkur)		Hintermänner und Strukturen der Reichsbürger-Szene aufgedeckt	72
Rocker-Affäre offenbart Machtmissbrauch der Polizei	26	Ruhr Nachrichten, Redaktion Dortmund	
Kieler Nachrichten		Eine Chronik des baulichen und politischen Scheiterns	74
Umstrittene Villa in Hanglage mit Aussicht	30	Der Tagesspiegel	
Main-Post, Redaktion Ochsenfurt		Partnerschaften im Libanon intensiv und kritisch begleitet	76
Große und kleine Dramen um ein gespaltenes Dorf	34	Der Westallgäuer (Allgäuer Zeitung Kempten)	
Nordwest-Zeitung, Redaktion Reportage plus Online		Wirtschaft lokal	78
Das Gefühl von Verlorenheit im gespaltenen Deutschland	38	Auch ohne Abitur gibt es gute Job- und Karrierechancen	80
Nordkurier		Braunschweiger Zeitung, Redaktion Wirtschaft Braunschweig	
Feinstaubradar verbindet Information mit Service	42	Pioniere für zukünftiges Leben und Arbeiten	82
Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten, Ressort Multimedia-Reportage		Elbe-Jeetzell-Zeitung	
Der schwierige Alltag in einer Inklusionsklasse	46	Lokale Seite 3 schafft Platz für Hintergrund und Einordnung	84
Zeitungsverlag Waiblingen, Redaktion Rems-Murr-Kreis		General-Anzeiger Bonn	
Bewegende Einblicke in ein Leben im Augenblick	50	Blick durch die Schlüssellöcher der heimischen Unternehmen	86
Weserkurier, Redaktion Die Norddeutsche		Hamburger Abendblatt, Redaktion Wirtschaft Hamburg	
Spannende Gespräche zwischen Jung und Alt	54	Welche Bioprodukte werden in der Region erzeugt?	88
Allgemeine Zeitung Mainz		Main-Echo, Redaktion Obernburg	
Wie sich die Digitalisierung in der Region auswirkt	58	Wirtschaftsthemen an den Menschen erzählt	90
Badische Zeitung		Süddeutsche Zeitung, Redaktion Wirtschaft München	
		Das abstrakte Thema Rente bekommt ein Gesicht	92
		Südkurier	

Kultur lokal	94	Panorama lokal	128
Der Holocaust als Teil der eigenen Familiengeschichte	96	Mit Fahrradklingeln die Politik aufgeweckt	130
Allgemeine Zeitung Mainz, Redaktion Bingen		Cuxhavener Nachrichten	
Alle Bürger sollen über die Stadtkultur mitreden ..	98	Ein Dachstuhlbrand und die Geschichte dahinter	132
Eichstätter Kurier (Donaukurier Ingolstadt)		Grafschafter Nachrichten	
Crossmediale Entdeckungstour in verwinkelten Kirchtürmen	100	Leserfragen als Grundlage für spannende Geschichten	134
Heidenheimer Zeitung		Heilbronner Stimme, Online-Redaktion	
Lüneburg zu Luthers Zeiten im Multimedia-Projekt	102	Redaktion und Landwirte ackern um die Wette ...	136
Landeszeitung für die Lüneburger Heide, Online-Redaktion		Nordwest-Zeitung	
Sport lokal	104	Wie der Klimawandel die Heimat verändert	138
Beim Thema Homosexualität schweigen die Fußball-Männer	106	Schwäbische Zeitung/Regio TV Bodensee	
Main-Post, Sportredaktion		Alte Kriminalfälle werden multimedial neu aufgerollt	140
Dubioser Investor beim Traditionsverein	108	Westfalenpost	
Mittelbayerische Zeitung		Service lokal	142
Eine tägliche Extra-Seite für hintergründige Themen	110	Eine Ganzjahresserie über Lebensmittel aus der Heimat	144
Nordsee-Zeitung		Augsburger Allgemeine, Redaktion Landbote	
Reporterin in Jogginghosen trainiert mit jungen Sportlern	112	Das Thema Vorsorge berührt alle Lebensbereiche	146
Oberbayerisches Volksblatt, Redaktion Rosenheim		Mitteldeutsche Zeitung	
Infografiken erzählen Geschichten aus dem Lokalsport	114	Qualität von Krankenhäusern wird erstmals vergleichbar	148
Stader Tageblatt, Sportredaktion		Nürnberger Zeitung	
Gesellschaft lokal	116	Im Dienste der Leser Dinge einfach ausprobieren	150
Im Schulkeller findet sich ein Relikt aus dem Kalten Krieg	118	Thüringer Allgemeine, Redaktion Eichsfeld	
Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten, Redaktion Nordkreis		Stichwortverzeichnis	152
Eine Woche einquartiert mitten im Brennpunkt ..	120		
Berliner Zeitung, Redaktion Berlin			
Unbekannte Geschichte eines Ghettos ans Licht geholt	122		
Deister- und Weserzeitung			
Mit Herz und Anker bloggen für Menschen aus dem Norden	124		
Nordsee-Zeitung, Online-Blogazine Nordkind			
Multimedia-Projekt über Integration in der Nusschale	126		
Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag, Online-Redaktion			

**Projekte von Volontären sind im
Inhaltsverzeichnis farblich gekennzeichnet.**



Preisträger

Aufklärung und Lebenshilfe im Dienste der Menschen

Gute Lokalredaktionen bewegen die Menschen, verbinden sie und binden sie ein. Sie leisten investigative Recherche und genaue Analyse, sind dabei couragiert und beharrlich. Sie stellen Menschen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit und ihrer Geschichten. Indem sie über Personen berichten, ihr Leben und Handeln, über Schicksale und Skandale, beleuchten sie die Zustände und Entwicklungen in unserer Gesellschaft. Sie nehmen eine Wächterfunktion ein, machen Hintergründe sichtbar, klären auf und geben Lebenshilfe. Dafür stehen die Preisträger 2017 in vorbildlicher Weise.

Mutige Recherche im türkischen Bandenkrieg

In der Region tobt ein blutiger Krieg zwischen türkischen und kurdischen Rockern. Ein Redakteur recherchiert im Untergrund und leuchtet die Szene aus. Die Redaktion der Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten macht alle Hintergründe öffentlich. Und sie deckt politische Verbindungen auf, die bis zur türkischen Regierung reichen.

Seit 2016 bekriegen sich der Boxclub Osmanen Germania und die kurdische Organisation Bahoz in Stuttgart und Ludwigsburg. Sie kämpfen um die Vorherrschaft über die Türsteher- und Drogenszene. Die Osmanen stehen auf der Seite von Erdogans Regierungspartei, Bahoz auf der Seite der kurdischen Minderheit in der Türkei. Sie liefern sich Messerstechereien und Schusswechsel auf offener Straße. Ludwigsburg ist Kampfgebiet, weil dort viele Kurden-Anführer wohnen.

Für Außenstehende ist das Milieu kaum zugänglich, die Annäherung gefährlich. Dennoch arbeitet sich Rafael Binkowski in die Szene ein, recherchiert ein halbes Jahr lang im Untergrund, spricht mit Informanten und Ermittlern, beobachtet die Banden und die Gerichtsprozesse.

Die Ludwigsburger Lokalredaktion veröffentlicht die Ergebnisse der investigativen Recherche in einer Artikelserie. Sie durchleuchtet die gewaltbereite und hochpolitisierte Szene, deckt die Hintergründe der blutigen Auseinandersetzung auf und stellt die Akteure hinter den Banden vor.

Der Konflikt reicht jedoch weit über die Region hinaus. Zusammen mit Kollegen vom Mantelteil deckt die Redaktion auf, dass die Osmanen als Schlägertrupps von der türkischen AKP und letztlich von Erdogan selbst gesteuert und finanziert wurden.

Die Berichterstattung ruft Polizei und Staatsanwaltschaft auf den Plan, Sonderermittler gehen gegen die Banden vor, die Landeskriminalämter sind eingeschaltet. In der Folge werden die führenden Köpfe der beiden Gruppierungen verhaftet und vor Gericht gestellt. Bei den Prozessen herrschen höchste Sicherheitsvorkehrungen, immer wieder werden Staatsanwälte, Richter und Journalisten mit dem Tod bedroht. Auch der Autor erhält Drohanrufe. Er bleibt dran – bis heute. Und die Berichterstattung zeigt Wirkung: Im Juli 2018 wurde der Verein Osmanen Germania bundesweit verboten.

STUTTGARTER
ZEITUNG

1. Preis Begründung der Jury *Mutige Recherche über Bandenkrieg*

Seit 2016 tobt in Stuttgart und Ludwigsburg ein blutiger Kampf zwischen türkischen und kurdischen Rockerclubs. Es ist ein Bandenkrieg mit internationalen Verflechtungen. Rafael Binkowski deckt, gemeinsam mit Kollegen, auf, wie der Kampf um Gebietshoheit und Fragen der „Ehre“ von innenpolitischen Konflikten in der Türkei motiviert wird. Der Journalist dringt in eine kriminelle Szene ein, die für Außenstehende kaum zugänglich ist. Mehrere Monate recherchiert er im Untergrund, spricht mit Informanten und Ermittlern. Auch massive Drohungen bringen ihn nicht zum Schweigen. Eine mutige, überragende journalistische Leistung und ein beeindruckendes Beispiel für den Wert der Pressefreiheit.

Kontakt: Rafael Binkowski, stellvertretender Leiter der Redaktion Ludwigsburg, T +49 7141 / 944-117, rafael.binkowski@stzn.de

Medium: Stuttgarter Zeitung/
Stuttgarter Nachrichten

Auflage: 63.000 im Kreis Ludwigsburg, circa 203.000 Gesamtausgabe

Verbreitungsgebiet: Ludwigsburg/
Region Stuttgart

Anzahl Lokalteile:

4 (im Kreis Ludwigsburg),

5 Kreisredaktionen und

Mantelpartner

Redaktionsgröße: 13

Tipp:

„Investigative Recherche braucht Zeit und guten Rückhalt durch Vorgesetzte und Verlag. Schaffen Sie genug Freiraum dafür!“

Die Seite Drei

Nummer 210 · Montag, 11. September 2017 3



Bargeld, Drogen, Messer, Schlag- und Schusswaffen – was das Landeskriminalamt bei Anhängern des Osmanen-Clubs sichergestellt hat, gleicht einem kleinen Arsenal. Die kurdischstämmige Bundestagsabgeordnete Sevim Dagdelen ist überzeugt: Eines der Ziele der rockeralähnlichen Vereinigung ist die Bewaffnung für den Straßenkampf.



Mehmet Bağcı zeigt auf einem T-Shirt seine Unterstützung für Erdogan.



2016 schenkte Osmanen-Chef Bağcı Erdogan-Berater Hakkı İllnur Cevik (li.) ein Shirt der Rocker.

Die Spur führt zu Erdogan

Der nationaltürkisch ausgerichtete Boxclub Osmanen Germania zieht sich im Raum Stuttgart mehr und mehr in den Untergrund zurück

Die führenden Funktionäre der türkischen Rockergruppe Osmanen Germania sitzen hinter Gittern. Immer deutlicher wird, dass es über den Verein UTED Verbindungen nach Ankara gibt.

VON RAFAEL BINKOWSKI

STUTTGART. Die Ferienregion Antalya klagt wie die gesamte türkische Küste über fehlende Hotelgäste aus Deutschland. Doch am 5. August marschiert eine große Gruppe aus Antalya über die Einkaufsstraße der Ferienstadt. Es sind keine typischen Touristen: Sie tragen die Abzeichen des national-türkischen Boxclubs Osmanen Germania. „Wir sind überall“, postet der eng mit dem Rotlicht- und Türsiebermilieu verbundene Rockerclub offensiv auf Facebook.

Der Besuch ist kein harmloser Ferientrip. Vielmehr findet in der Mittelmeerstadt eine Konferenz statt: mit dabei der selbst ernannte „Weltpräsident“ der Osmanen, Mehmet Bağcı, Vertreter der Union Europäisch-Türkischer Demokraten (UETD) sowie der türkischen Regierungspartei AKP von Präsident Recep Tayyip Erdogan. Warum es geht? Um eine gemeinsame Strategie, berichten türkische Augenzeugen.

Wenige Wochen später sitzen wichtige Teilnehmer der Konferenz in Haft oder sehen sich mit Ermittlungen konfrontiert. Neben Bağcı wurde sein Stellvertreter Seleuk „Can“ Sahin verhaftet sowie Levent Ulundal, bisher Präsident des aufgelösten Chapters Stuttgart. Er hätte Nachfolger von Bağcı als „Weltpräsident“ werden sollen. Die Landeskriminalämter von Hessen und Baden-Württemberg haben eine Verhaftungswelle losgetreten. 20 Funktionäre der Osmanen sitzen in Haft, über 80 Verfahren laufen. Das Treffen in Antalya ist eines von vielen, bei denen die muskelbepackten Schläger mit offiziellen Regierungsvertretern kooperieren – häufig durch Vermittlung der UETD, wie unsere Zeitung aufdeckte.

Durch die Berichte wurde die Verbindung auch Thema im Bundestag: Die Linken-Abgeordnete Sevim Dagdelen hat mehrere Kleine Anfragen laufen, um die Hintergründe auszuklären. Sie sieht ein Bündnis, das neben den genannten Organisationen auch den türkischen Moscheevereiner Dİttib und den Geheimdienst MİK umfasst. „Das Netzwerk muss endlich zerschlagen werden“, fordert sie die Regierung auf, die von Erdogan aus Ankara gesteuerten „demokratiefreudlichen Bestrebungen“ zu stoppen.

Ein schwerwiegender Vorwurf. Doch für Dagdelens Behauptung gibt es mittlerweile eine Fülle von Indizien, die bereits zu Ermittlungen geführt haben, auch wenn ein Sprecher des Landeskriminalamtes dazu keine Angaben machen will. Viele türkische Aktivisten posten in den sozialen Netzwerken stolz von Treffen mit wichtigen Funktionären – was die Verbindungen öffentlich erkennbar macht. So sind die Osmanen immer wieder bei UTED-Veranstaltungen als Ordner eingesetzt worden, etwa 2015 in Osnabrück und 2016 in Köln, wie Fotos beweisen. Nach dem Putschversuch in der Türkei belagerten sie Konsulate in Frankfurt, Stuttgart und Mannheim.

„Das Netzwerk muss endlich zerschlagen werden.“

Sevim Dagdelen
Bundestagsabgeordnete

Osmanen-Vizechef Seleuk Sahin postete damals auf Facebook: „2000 Osmanen sind auf den Straßen.“ Dass es Kontakte zwischen dem Boxclub und der UETD gibt, bestätigt der Staatssekretär Günter Krings (CDU) der Abgeordneten Dagdelen. Beide Organisationen ziehen also an einem Strang, sind nationaltürkisch ausgerichtet und unterstützen die Politik von Erdogan. Zwei

Hintergrund

Türken, Kurden, Osmanen Germania und Bahoz

- **Türkische Organisation** Zu Beginn des Jahrzehnts waren viele Türken beim Rockerclub Black Jackets engagiert. 2014 wurde auf Initiative eines ehemaligen Helix-Angel-Mitglieds der Boxclub Osmanen Germania gegründet, der bundesweit 500 Mitglieder hat und streng hierarchisch organisiert ist. In der Region hat er 100 Anhänger.
- **Kurdische Organisation** Bis 2013 waren militante Kurden als Red Legion organisiert, die verboten wurde. Danach nannten sie sich Stuttgarter Kurden und gründeten 2016 das Netzwerk Bahoz. Es war eine Reaktion auf den Vormarsch des Osmanen-Clubs. Da mehrere Prozesse gegen Bahoz laufen, hat sich die Gruppe aufgelöst. (bin)

Schlüsselfiguren spielen dabei eine besondere Rolle: der eine ist 56-jährige AKP-Abgeordnete Metin Külünk, der beste Kontakte zu Erdogan unterhält. Obwohl er Abgeordneter des türkischen Parlaments ist, hält er sich ständig in Deutschland auf, wie sein Facebook-Profil zeigt. Wie die Bundesregierung auf Anfrage Dagdelens bestätigt, traf er sich im Februar 2016 mit dem Osmanen-Anführer Mehmet Bağcı in Zürich. Külünk wiederum unterhält enge Kontakte zu der Regierung. Der zweite ist der Mannheimer UTED-Funktionär İlkyar Arın. Er fungiert als Mittelsmann und hat ebenfalls enge Verbindung zu Bağcı. So soll er einen Besuch in Ankara bei Metin Külünk vorbereitet haben, bei dem sogar ein Treffen mit einem Sohn von Erdogan eingeplant gewesen sein soll.

Dabei soll es, wie ein Insider berichtet, unter anderem um die finanzielle Unterstützung der Osmanen durch die türkische Regierung gegangen sein, um im Kampf gegen kurdische Aktivisten gewappnet zu sein. Die Finanzierung sollte indirekt über den Geheimdienst MİK laufen, hieß es damals.

Ein weiteres Treffen in Ankara gab es im November 2016, bei dem auch der Erdogan-Berater Hakkı İllnur Cevik anwesend war – und sich ein T-Shirt des Boxclubs überstreift haben soll. Auch das ist durch Fotos in den sozialen Netzwerken dokumentiert. Die Bundesregierung bestätigt in ihren Antworten

auf Dagdelens Fragen viele der Kontakte. Der Staatssekretär Günter Krings spricht aber von „einzelnen Verbindungen“, nicht von einem Netzwerk.

Dennoch: Setzt man die vielen Mosaiksteinchen zusammen, ergibt sich ein klares Bild: Ob Migrantenverein UETD oder Osmanen, man verfolgt das gleiche Ziel. Im Fall der Osmanen notfalls mit Fäusten und Messern, wie die blutige Auseinandersetzung mit dem kurdischen Netzwerk Bahoz in der Region Stuttgart zeigt. Die UETD dagegen betreibt Lobbyarbeit. Man trifft sich regelmäßig in der Türkei oder in Deutschland. Was aber ist das Ziel der Aktivitäten?

Dagdelen erkennt drei Stoßrichtungen: Bewaffnung für den Straßenkampf, Infiltration der Behörden und ein sicheres Geleit in die Türkei für Rocker, die in Deutschland straffällig geworden sind.

In Sachen Waffenlieferung verweist Dagdelen auf einen 2015 in der Schweiz abgefangenen Kleintransporter mit Maschinenpistolen vom tschechischen Typ Scorpion. „Erst auf Nachfrage antwortete die Bundesregierung, dass diese Frage im Zusammenhang mit einem Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Darmstadt stehe“, erklärt Dagdelen. Konkretere Hinweise gibt es zum Versuch des nationaltürkischen Netzwerks, Einfluss auf deutsche Behörden zu nehmen. So soll das UETD-Vorstandsmitglied Öllem

Demirel nach eigenen Angaben beim Landratsamt Böblingen gearbeitet haben, wie sie auf Facebook erklärt. Nach einer Veranstaltung in Stuttgart lobte sie im April 2016 die „süper Arbeit der süper Jungs“ – gemeint sind die Osmanen als Security-Kräfte.

Noch pikanter ist der Hinweis, den Dagdelen ganz aktuell erhalten hat: Danach soll eine hessische Hauptkommissarin, die für Rockerkriminalität zuständig war, durch den türkischen Geheimdienst MİK gezielt angeworben worden sein. Eine entsprechende Anfrage der Abgeordneten soll am 19. September im Bundestag beantwortet werden – für die Abgeordnete ist das ein Beleg für den Einfluss Ankaras.

Verhaftungswellen im Juni und August haben Osmanen geschwächt

Was den Rückzug krimineller türkischer Rocker angeht, so verweist die Bundesregierung in einer schriftlichen Antwort darauf, dass tatsächlich Fälle bekannt sind, in denen sich türkische per Haftbefehl gesuchte Mitglieder der Helix Angels aus Köln und Berlin in die Türkei abgesetzt hätten. „Statistiken werden hierzu nicht geführt“, heißt es.

Die Behörden reagieren jedenfalls auf die Aktivitäten, aber auch die zwei Verhaftungswellen von Juni und August. Der Boxclub Osmanen Germania ist geschwächt, viele Chapter wie das in Stuttgart aufgelöst, schon vor seiner Verhaftung hatte Mehmet Bağcı offiziell seine Karte abgelegt und der Polizei übergeben. Offenbar verlagert man die Aktivitäten verstärkt in den Untergrund, wie das LKA Stuttgart vermutet.

Auch das Kurden-Netzwerk Bahoz, mit dem sich die Osmanen in der Region Stuttgart bekämpfen, hat am Mittwoch seine Auflösung erklärt. So heißt es: „Bahoz ist Vergangenheit und wird nicht mehr aufleben.“ Der Konflikt aber bleibt. Ab jetzt findet er im Verborgenen statt.

Osmanen bedrohen Richter und Journalisten

Ludwigsburg/Stuttgart Prozesse gegen Anhänger des nationaltürkischen Boxclubs Osmanen Germania und des kurdischen Netzwerks Bahoz bringen die Justiz an ihre Grenzen. Sie erfordern viel Personal und sind für alle Beteiligten mit Gefahren verbunden. Von Rafal Binkowski

Drohungen kommen jede Woche, fast jeden Tag. Ein Redakteur, der regelmäßig über Prozesse gegen Anhänger der Osmanen Germania berichtet, erhält seit Monaten Briefe und Anrufe. „Zeitung, morgen bist du tot“, ist mit krakeliger Schrift auf einem Zettel notiert, daran seinem Auto befestigt ist. Selbst in seinem Ferienhaus hören die Drohungen nicht auf. Der Journalist berichtet, wie die Anrufe ablaufen: „Sie sagen Sätze wie: Misch dich nicht ein, du stellst zu viele Fragen.“ Das ist kein Einzelfall.

Auch Richter werden bedroht, wie Cornelia Horz berichtet, die Präsidentin des Landgerichts in Stuttgart. „Der Bruder eines Angeklagten ist vor einigen Monaten im Garten der Vorsitzenden Richterinnen gestanden“, erzählt sie. Noch deutlicher bekommt das Sicherheitspersonal der Justizverwaltung Anfeindungen zu spüren. „Drohungen und Beleidigungen sind an der Tagesordnung“, berichtet Thorsten Klay, der Vizeleiter der Sicherungsgruppe SGS, zu der 15 Beamte gehören. Auch er selbst wurde immer wieder bedroht.

Wie schwierig die juristische Aufarbeitung des Bandenkriegs ist, hat ein großer Prozess vor dem Landgericht in diesem Jahr gezeigt – es ging um einen Überfall kurdischer Bahoz-Anhänger auf Osmanen, der im April 2016 stattgefunden hatte. Beim Verhandlungsbeginn im vergangenen Februar waren 84 Anhänger der rivalisierenden

Gruppen im Gerichtssaal, es kam zu Provokationen. Bei Kontrollen wurde ein 20,5 Zentimeter langes Küchenmesser gefunden. Bei der Fortsetzung im März nannte ein Zeuge einen der Angeklagten „Fettsack“, woraufhin dieser aufgesprungen ist und wild mit den Armen gestikuliert hat. Drei Justizbeamte mussten ihn beruhigen. „Anhänger des Boxclubs Osmanen Germania mussten gewaltsam aus dem Saal gebracht werden“, berichtet der Gerichtssprecher Johannes Fridrich. Vor dem Gerichtssaal kam es dann zu Schlägereien.

Im April wurden vor der Verhandlung eine Schreckschusswaffe samt Munition, ein Messer und zwei Schlagstöcke beschlagnahmt. Kurdische Aktivisten schlugen auf einen Transportbus ein. Und im Juli waren bei der Urteilsverkündung sogar 110 Zuschauer im Saal, die Stimmung war angespannt. „Es gibt viele weitere Beispiele für Provokationen“, sagt Klay.

„Diese Verfahren sind auch durch die Vielzahl der Angeklagten eine schwere Belastung“, berichtet die Landgerichtspräsidentin Cornelia Horz, „schon durch die räumliche Enge sind das echte Stresssituationen.“ Demnächst, noch im Oktober, beginnt ein weiterer Prozess gegen Anhänger des kurdischen Netzwerks Bahoz, das sich inzwischen offiziell aufgelöst hat.

Schwierig sei außerdem die Beweisführung, wie der Gerichtssprecher Johannes Fridrich sagt: „Es gibt keine neutralen Zeugen, es werden immer nur Mitglieder der gegnerischen Gruppe beschuldigt.“ Wenn denn überhaupt ausgesagt werde – häufig



Prozesse gegen Anhänger von türkischen und kurdischen Rockerclubs müssen mit viel Personal gesichert werden.

Foto: 7aktuell/Schneck

hielten sich die Beteiligten an einen Ehrenkodex, ein „Kartell des Schweigens“.

„Im Zweifel greift man lieber zur Selbstjustiz, die Konflikte werden untereinander ausgemacht“, berichtet Fridrich. Das sei auch der Hintergrund der Ludwigsburger Schlägerei im April 2016 gewesen: Wenige Tage zuvor war ein Streit aus dem Stuttgarter „Türkenviertel“ an der Mauerstraße vor das Ludwigsburger Krankenhaus verlagert worden, wo ein Verletzter untergebracht worden war. Der Überfall in Ludwigsburg war die Reaktion. Schwierig sei es für Polizei und Staatsanwalt auch, die Angeklagten zu identifizieren, weil diese häufig verumumt und dunkel gekleidet seien.

Die Justiz zeigt Härte, sowohl wenn es Drohungen gibt als auch wenn Verhandlungen gestört werden: Mehrfach wurden Platzverweise oder Ordnungsgelder angeordnet. Und jede Bedrohung vonseiten der Bandenkrieger wird der Polizei gemeldet. „Die Kollegen sind sehr hilfebereit und nehmen jeden Hinweis auf“, sagt die Landgerichtschefin Cornelia Horz. Das rät sie auch jedem anderen, der bedroht wird: „Sofort zur Polizei gehen und Anzeige erstatten.“

BANDENKRIEG: WER GEGEN WEN?

Gruppen Auf der türkischen Seite sind Nationalisten seit zwei Jahren im Boxclub Osmanen Germania organisiert, der bundesweit 250 Mitglieder hat, allein in der Region Stuttgart etwa 100. Die Kurden traten früher als Red Legion auf, bis August mit dem Netzwerk Bahoz.

Politische Ebene Brisant ist die Verbindung der Osmanen über den Verein Union Türkisch-Europäischer Demokraten (UETD) nach Ankara bis hin direkt zu Regierungschef Erdogan. bin

Kommentar

Konsequente Ermittlungen wirken

Bandenkrieg Polizei und Justiz gehen energisch gegen türkische und kurdische Gewalttäter vor. Damit gelingt es, die Strukturen zu schwächen. Von Rafal Binkowski

Der auf den Straßen gewaltsam ausgetragene Konflikt zwischen nationalistischen Erdogan-Anhängern und kurdischen Separatisten hat das Potenzial, die Bürger in Angst zu versetzen. Zwar findet der Streit vorwiegend in der Subkultur von Migranten der dritten Generation statt oder im Milieu der organisierten Kriminalität. Doch die Drohungen gegen Richter und Journalisten zeigen, dass man schnell ins Visier der bewaffneten Muskelprotze geraten kann.

Umso wichtiger ist, dass die Polizei, das Landeskriminalamt (LKA) und die Justiz an einem Strang ziehen. Der LKA-Chef Ralf Michelfelder forciert die Ermittlungen – das ist nötig, konzentrieren sich doch die Osmanen in der Region Stuttgart. Lange wurde verdeckt ermittelt, um dann mit Razzien und Verhaftungen zuzuschlagen. So schwierig es ist, Verdächtigen konkrete Straftaten nachzuweisen und Täter anzuklagen, zählt sich doch Beharrlichkeit aus.

Inzwischen laufen mehr als 90 Verfahren, gut 20 Anhänger von Osmanen und Bahoz sitzen hinter Gittern, darunter viele wichtige Führungsfiguren. So mancher Familienvater wird nachdenklich, wenn langjährige Haftstrafen drohen und das ganze



Leben verpuscht ist. Manche wenden sich von den Banden ab. Andere wie ein Osmanen-Anführer, der jetzt vor dem Heilbronner Landgericht stand, entschließen sich zumindest, das Schweigegebot zu brechen und mit ihrer Aussage die juristische Aufarbeitung zu fördern. Auch wenn er selbst an der Schießerei in Bietigheim beteiligt war, war doch zu erkennen, dass ihm die Eskalation mit Schusswaffen zu weit ging und er ein Zeichen setzen wollte. Bleibt zu hoffen, dass andere dem Beispiel folgen.

Manche Bandenkrieger kommen – wie kürzlich am Ludwigsburger Amtsgericht nach einem Überfall in Asperg – mit glimpflichen Strafen davon. Doch die Richter sollten mit deutlichen Urteilen den Spielraum nutzen, den ihnen der Gesetzgeber lässt. Gleichzeitig sollte man aber versuchen, den Aktivisten eine Alternative zu bieten – ein besseres Leben ohne kriminelle Energie.

Für den Moment ist es Polizei und Justiz gelungen, die Strukturen von Osmanen und Bahoz zu schwächen. Deren Führungspersonen werden aber nicht ewig im Gefängnis sitzen. Die Schützenhilfe durch die AKP-Regierung und der ungelöste Konflikt in der Türkei werden dazu beitragen, dass das Thema auf der Tagesordnung bleibt.

Türken gegen Kurden – Bandenkrieg im Land

Politischer Machtkampf in Ankara verlagert sich auf die Straßen Ludwigsburgs



Ludwigsburg wird zum Schauplatz einer Auseinandersetzung zwischen türkischen und kurdischen Jugendbanden – die Polizei (hier ein Einsatz aus dem Jahr 2015) setzt auf massive Präsenz, um das zu verhindern.

Foto: dpa

Der Streit zwischen Türken und Kurden eskaliert. In Stuttgart und Ludwigsburg muss die Polizei massiv Personal einsetzen, fast täglich gibt es Gewalttaten. Die Frontlinien sind oft unklar.

VON RAFAEL BINKOWSKI

LUDWIGSBURG/STUTTGART. Montagabend am Ludwigsburger Bahnhof. Das Entree zur malerischen Barockstadt mit Schloss und Blühendem Barock erlebt eine hässliche Szene: 30 dunkel gekleidete Männer schlagen auf einen Kurden ein, der mit zwei Frauen unterwegs ist. Schlagstöcke kommen zum Einsatz, der 24-Jährige wird brutal zu Boden gerissen. Zum Glück ist die Polizei schnell zur Stelle. Ein Teil der Schläger lässt sofort von dem Opfer ab. Später flieht der Rest in ein Parkhaus.

Es ist ein neuer Höhepunkt in einem Konflikt, der seit Anfang November die Stadt Ludwigsburg und die Polizei so sehr in Atem hält, dass sie eine zehnköpfige Ermittlungsgruppe eingesetzt hat. Bis zu 200 Beamte werden zusätzlich angefordert, um die verfeindeten Gruppen auseinanderzuhalten. Nahezu täglich gibt es neue Zwischenfälle: Am vergangenen Sonntag wurde das Auto eines türkisstämmigen Pizzeria-Inhabers in der Oststadt angezündet. Gruppen bis zu 30 Personen versuchen, Ludwigsburg mit Aufmärschen als Revier zu markieren. Es gibt Rangeläuten, Schlagereien, Pöbeleien.

Die Polizei setzt auf massive Präsenz. „Wir verfolgen eine Null-Toleranz-Politik“, sagt der Sprecher Peter Widenhorn. Jeden Tag werden Autos an den Einfallstraßen kontrolliert, am letzten Dienstag wurden in einem Kofferraum Schlagstöcke, Gaspirioten, Macheten und Schlagringe gefunden. Das Landeskriminalamt (LKA) hat bei landesweiten Kontrollen sogar scharfe Schusswaffen sichergestellt. Die Szene ist mobil und reist aus dem ganzen Land an.

Offenbar ist Ludwigsburg zur Spielwiese geworden, ein Aufmarschgebiet für Migrantengruppen, die dort politische Konflikte

ausfechten. Während in Stuttgart die Ordnungshüter binnen 15 Minuten da sind, dauert es hier länger, bis die Streifen ankommen. Das nutzen die jungen Männer aus, die sich blitzschnell per Whatsapp verabreden.

Was steckt hinter dieser Auseinandersetzung, die in abgeschwächter Form auch in Stuttgart in Unwesen treibt? Nur auf den ersten Blick gibt es klare Frontlinien. Sie verlaufen entlang von rockerrähnlichen Gruppierungen, die seit Ende der 2000er Jahre als Alternative zu Hells Angels oder Bandidos entstanden. Die Black Jackets auf türkischer Seite und die Red Legion mit Verbindungen zur Terrororganisation PKK sind allerdings inzwischen Geschichte. Red Legion wurde 2013 verboten, die Black Jackets sind nach Verhaftungswellen dezimiert – ein großer Prozess gegen ihre Anführer findet derzeit am Ellwanger Landgericht statt.

Doch die Anhänger sammeln sich in neuen Gruppierungen. Auf nationaltürkischer Seite sind das Osmanen Germania, die sich selbst als Boxclub bezeichnen. Sie wurden 2015 in Frankfurt gegründet. LKA-Experte Sigurd Jäger geht von etwa 200 Anhängern im Südwesten aus, die in zehn soge-

nannten Chaptern organisiert sind – in Pforzheim, Mannheim, Heilbronn, am Bodensee und im Raum Karlsruhe. „Der Schwerpunkt liegt aber in der Region mit Stuttgart und Ludwigsburg“, so Jäger.

„Man sitzt zusammen und raucht Shisha und trinkt Tee. Plötzlich läuft eine andere Gruppe vorbei, und es gibt Stress.“

Peter Widenhorn
Polizeisprecher

Die Osmanen werben in Youtube-Videos mit martialischen Sprüchen und Sequenzen aus Historienfilmen, die Osmanenkrieger auf galoppierenden Pferden zeigen. „Wir kommen und übernehmen das ganze Land“, heißt es in dem offiziellen Video der Gang. „Männer, die bis zum letzten Tropfen Blut für ihre Brüder auf dem Schlachtfeld stehen.“ Offen wird dabei mit Waffen posiert. Die Organisation lehnt sich an etablierte Rockerclubs an – es gibt Chapter, hierarchische

Strukturen und schwarze Kutteln mit rot-weißem Logo. Auf Facebook präsentieren sich die Chapter Stuttgart und Ludwigsburg – es werden Aufmarschbilder gepostet, um den Machtanspruch zu untermauern.

Die Gegenseite ist weniger gut organisiert. Nach dem Verbot der Red Legion firmierte sie als „Stuttgarter Kurden“, nun sammelt sie sich unter dem Banner „Bahoz“, was auf Kurdisch „Sturm“ bedeutet. „Es gibt keine festen Strukturen“, so Jäger. Etwa 50 Anhänger konnten der eher losen Gruppierung zugeordnet werden, die sich nach Einschätzung der Ermittler deutlich weniger als die Vorgänger an die PKK anlehnt. Schon in der Vergangenheit war der Konflikt immer wieder hochgeschwappt – so im März 2015, als nach der Langen Nacht der Museen in Stuttgart 50 Polizisten bei Großaufmärschen verletzt wurden. Oder in diesem Frühjahr – mit nichtigen Anlässen wie einem Video, auf dem eine Kutte verbrannt wird. Die Auseinandersetzung verlagerte sich in beiden Fällen nach Ludwigsburg. Die aktuelle Eskalation nahm ihren Anfang am 6. November, als eine Gruppe von Kurden, die wohl Bahoz nahestand, in der Ludwigsburger Pizzeria Passione aufmarschierte. „Es gab ein Bedrohungsszenario“, sagt Polizeisprecher Peter Widenhorn. Zwei Wochen später brannte der Range Rover des Ladeninhabers, der den Osmanen nahestehen soll. Was die Ursache war, ist unklar. Seitdem gibt es täglich Stunk. Auch in Stuttgart wurde im „Türkenviertel“ in Feuerbach ein Auto angezündet.

Schwierigkeiten macht der Polizei, dass die Frontlinien schwer nachzuvollziehen sind. Meistens handelt es sich auch nicht um geplante Organisationen. „Man sitzt zusammen, raucht Shisha und trinkt Tee“, erzählt Widenhorn, „plötzlich läuft eine andere Gruppe vorbei, und es gibt Stress.“ Immer wieder gibt es auch in Ludwigsburg Streitigkeiten unter Türken – vor allem seit dem Putschversuch vom 15. Juli bekämpfen sich Erdogan- und Gülen-Anhänger. Die Carl-Friedrich-Gauß-Schule, die Gülen nahesteht, wurde mit Graffiti und Boykottaufrufen angegriffen. Doch auch die Kurden

sind sich oft uneins. Ein weiteres Problem ist, dass sich der ethnisch-religiöse Konflikt mit handfesten kriminellen Interessen vermischt.

Zwar sind weder Osmanen Germania noch Bahoz systematisch im Rotlicht- oder Drogenmilieu tätig, um sich zu finanzieren – wie man es von etablierten Rockerclubs kennt. Doch einzelne Mitglieder steigen in dieses Geschäft ein – auch über die Frontlinien hinweg. „Oft arbeitet der eine mit dem anderen plötzlich zusammen, obwohl man sich gestern noch spinnefeind war“, sagt Widenhorn. Dazu kommt eine Art Omertà, ein Schweigegesetz – die jungen Migranten gehen lieber ins Gefängnis, als mit der Staatsmacht zu kooperieren oder auszusagen.

Die Polizei nimmt den Konflikt sehr ernst, nicht nur in Ludwigsburg. „Die Zuspitzung bereitet uns große Sorge“, erklärt LKA-Experte Jäger, es kann jeden Tag etwas Schlimmes passieren.“ Der politische Konflikt in der Türkei, von den Massenverhaftungen bis zur Debatte um die Todesstrafe, wirkt als Treibmittel und führt zu einer hohen Emotionalisierung. Dementsprechend konzentrieren die Ermittler ihre Kapazitäten landesweit auf das Problem – und setzen auf massive Präsenz. „Wir nutzen jeden Ansatz, Aufmärsche oder Schlagereien zu verhindern“, sagt Jäger. Man greife auf alle Instrumente zurück, einschließlich verdeckter Ermittlung. Sprich: Das LKA versucht, die Jugendbanden zu infiltrieren.

In Ludwigsburg setzt man auf konsequente Strafverfolgung

Auch in Ludwigsburg setzt man auf Abschwächung und konsequente Strafverfolgung. „Wir werden eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit nicht tolerieren“, erklärt Polizeipräsident Frank Rehbohl. Man will schnell vor Ort sein, Drohgesten unterbinden, gleichzeitig Straftaten schnell verfolgen und anklagen. Hinzu kommt: Die Gruppen bekriegen sich vor allem untereinander. Der Normalbürger ist bisher nicht im Rocker-Visier.

Hintergrund

Rockerclubs und neue, rockerrähnliche Vereinigungen

- **Old School:** Zu den klassischen Rockerclubs gehören die 1948 gegründeten Hells Angels und die 1966 abgespaltenen Bandidos. Sie werden in Stuttgart mit der Rotlicht- und Drogenszene in Verbindung gebracht, definieren sich durch schwarze Kutteln und fahren Motorrad. Migranten erhalten selten Zugang, das Durchschnittsalter der Clubs ist inzwischen relativ hoch.
- **Migrantengruppen:** Ende der 2000er Jahre begannen die in Deutschland aufgewachsenen Türken, Kurden oder Jugoslawen, sich in eigenen Clubs zu organisieren. So wurden 2009 in Heidenheim die türkischen Black Jackets gegründet, 2004 die von Ex-Ju-

goslawen dominierten United Tribuns oder die kurdischen Red Legions. Diese lieferten sich in Stuttgart, Esslingen und Ludwigsburg heftige Auseinandersetzungen mit den Black Jackets und wurden 2013 verboten.
- **Rockerrähnliche Vereinigungen:** Zwar lehnen sich die von Einwanderern gegründeten Banden an die Symbolik, Struktur und den Kleidungsstil der etablierten Clubs an, fahren aber trotz ihrer Namen kein Motorrad. Der Anführer einer Migrantengruppe, die sich selbst „Motorclub“ nannte, war sogar bekennender Fahrradfahrer. Im selbst ernannten „Boxclub“ Osmanen Germania wird übrigens auch nicht geboxt. (bin)

Viele Verbrechen kommen nie an die Öffentlichkeit

Nur ein Bruchteil aller Straftaten kommt an die Öffentlichkeit. Die Polizei entscheidet, was sie weitergibt. In einer Datenanalyse hat die Pforzheimer Zeitung die tatsächlichen Straftaten mit den Pressemitteilungen verglichen. Das Ergebnis: Die wahrgenommene Kriminalität weicht von der realen erheblich ab.

Ein Leser hatte die Redaktion hellhörig gemacht. Er wunderte sich, dass von den Einbrüchen in seiner Straße nichts in der Pforzheimer Zeitung zu lesen war. Er glaubte, dass die Polizei jedes Delikt an die Medien meldet. Das ist aber nicht der Fall. Die Polizei wählt bewusst aus, was sie weitergibt. Sie entscheidet, von welchen Delikten und Tatverdächtigen die Öffentlichkeit erfährt – und von welchen nicht.

In einer wochenlangen Datenrecherche werteten Julia Falk und Simon Walter rund 4.000 Pressemeldungen des Polizeipräsidiums Karlsruhe und alle gut 70.000 begangenen Straftaten in der Region aus. Das Ergebnis ist verblüffend: Die Polizei hatte nur 3,7 Prozent aller Straftaten vermeldet. Oft blieben Gewaltdelikte, Volksverhetzung, Diebstähle und Betrugsfälle im Verborgenen.

Die Datenrecherche erwies sich als schwierig. Die Kriminalitätsstatistik ging nicht so weit ins Detail, wie es für das Projekt nötig war. Erst nach mehrfacher Anforderung erhielten die Journalisten alle Daten.

Parallel dazu filterten Falk und Walter rund zwei Wochen lang alle Pressemitteilungen der Polizei nach verschiedenen Indikatoren – darunter die Art und der Ort des Delikts sowie die Frage, auf welche Herkunft des Täters die Beschreibung schließen lässt.

Besonders der letzte Indikator sorgte für Diskussionen. Die Polizei schrieb zehnmal häufiger von einem migrantischen als von einem deutschen oder mitteleuropäischen Aussehen von Verdächtigen. Bei geschnappten Tätern nannten die Beamten 20-mal öfter eine ausländische als eine deutsche Herkunft – obwohl in absoluten Zahlen mehr Deutsche straffällig werden.

Die achteilige Serie zeigte, wie stark sich die gefühlte Kriminalität von der realen unterscheidet. Ob und welche Konsequenzen die Polizei daraus zog, will die Pforzheimer Zeitung 2018 in einem ähnlichen Projekt überprüfen.



2. Preis Begründung der Jury *Nur wenige Delikte werden öffentlich*

Was und wie Medien berichten, beeinflusst in hohem Maße, wie sicher wir uns fühlen. Verantwortung dafür trägt – neben den Medien selbst – auch die Polizei. Sie entscheidet, von welchen Delikten und Tatverdächtigen die Öffentlichkeit erfährt und von welchen nicht. Julia Falk und Simon Walter haben Tausende Pressemitteilungen der Polizei mit den tatsächlichen Straftaten abgeglichen. Sie stellen die Diskrepanz zwischen öffentlich gemachter und realer Kriminalität dar und machen die Kriterien deutlich, nach denen Informationen in die Öffentlichkeit gelangen. Ein gelungenes Beispiel für lokalen Datenjournalismus und ein wichtiger Beitrag zu einem verantwortungsvollen Umgang mit Informationen.

Kontakt: Simon Walter,
Leiter Digitales,
T +49 7231 / 933-140,
simon.walter@pz-news.de

Medium: Pforzheimer Zeitung
Auflage: 35.000

Verbreitungsgebiet: Pforzheim,
Enzkreis, nördlicher Landkreis Calw
Anzahl Lokalteile: 3
Redaktionsgröße: 35

Tipp:

„Wer sich nicht mindestens zwei Wochen Zeit für das Projekt nehmen kann, sollte gar nicht erst anfangen.“

Was die Polizei verrät – und was nicht

- In Polizei-Mitteilungen dominieren Einbrüche – andere Delikte gehen unter.
- Nur 3,7 Prozent aller Straftaten werden gemeldet. Warum?

SIMON WALTER
PFORZHEIM/ENZKREIS

Unfall, Einbruch, Geschwindigkeitskontrolle, Unfall, Einbruch ...

Wer die Presseausmeldungen des Polizeipräsidiums Karlsruhe betrachtet, glaubt schnell, den Arbeitsalltag eines Polizisten in Pforzheim, dem Enzkreis, dem Landkreis Calw und den Karlsruher Kreisen zu kennen: Mehr als jeder zweite Fall, den die Beamten 2016 gemeldet, war ein Verkehrsereignis oder ein Einbruch.

Die Realität aber sieht anders aus: Zwar zählte die Polizei gut 35 000 Unfälle. Aber nur bei 4336 der über 70 000 Straftaten wurden eingetragene. Deutlich häufiger wurden sonstige Diebstähle (22 197) und Betrugsfälle (12 915) angezeigt. In den Mitteilungen der Polizei ist von diesen aber fast nichts zu lesen: 35,7 Prozent aller Wohnungseinbrüche wurden im Vorjahr gemeldet, aber weniger als zwei Prozent der Körperverletzungen und Betrügereien und nur gut drei Prozent der Sachbeschädigungen.

Mit Ausnahme der Eigentums-kriminalität sind „die allermeisten Menschen von der Kriminalität, über die berichtet wird, selbst gar nicht betroffen“, stellt der Polizeisoziologe Rafael Behr fest. 15 Jahre lang führt der 59-Jährige Streife, ehe er 2008 Professor an der Akademie der Polizei in Hamburg wur-

de. Mit den Straftaten, die er selbst als Polizist erlebte, hätten die Mitteilungen nur wenig zu tun.

Bis zu 1000 Straftaten sind es, die die Karlsruher Polizei-Pressestelle morgens zu sichten hat, wenn sie die vergangenen 24 Stunden Revue passieren lässt, sagt deren Chef Martin Plate. Nur jede 27. davon – 3,7 Prozent – führt zu einer Pressemitteilung. Plate erklärt: „Eine gewisse Bagatellegrenze muss überschritten sein, damit wir etwas vermelden.“ Die große Masse an Kriminalität seien „einfach gelagerte Fälle, die für den Öffentlichen wichtig“, aber für die Öffentlichkeit

2019 der 70 043 Straftaten in Pressemitteilungen vermeldete (1592 weitere Veröffentlichungen betrafen keine Straftaten, sondern beispielsweise Verkehrsereignisse und Ankündigungen). Erstens die Aktualität. Wird eine Tat erst nach mehreren Tagen angezeigt, sei diese oft nicht mehr berichtenswert. Zweitens: ermittlungstaktische Erwägungen. Drittens: „Es gibt auch menschliche Fehler“, räumt Plate ein. „Manchmal kommen wir im Nachhinein zum Ergebnis: Das hätte man bringen können.“ Etwa im Bereich der Internetkriminalität.

Mitteilungen zur Imagepflege

Auffallend oft vermeldete die Polizei 2016 dagegen Einbrüche. Dies geschehe unter anderem, um die Öffentlichkeit für diese Gefahr zu sensibilisieren, sagt Plate. Doch auch die politische Großwetterlage spielt eine Rolle, sagt Polizeisoziologe Behr. „Was man lange Zeit eher so hingeworfen und unter dem Deckel gehalten hat – wie Fahrrad-diebstahl – macht heute mehr Menschen Angst.“ Dementsprechend würden Wohnungseinbrüche stärker politisch thematisiert – ein Trend, auf den die Polizei mit ihren Pressemitteilungen reagiere.

Wie Plate einräumt, ist die Auswahl der Mitteilungen auch der Imagepflege geschuldet: „Uns ist daran gelegen, unsere Professionalität unter Beweis zu stellen und zu signalisieren: Wir sind ein Garant für Sicherheit.“ Entsprechend wichtig sei es, über Erfolge zu berichten. Politische Vorgaben, welche Delikte der Öffentlichkeit genannt werden, gebe es nicht. Jedoch existierten Richtlinien zur Zusammenarbeit mit der Justiz sowie zwischen den Leitern der Pressestellen und den Ministerien, so Plate – etwa, dass die Polizei nicht für Reality-TV-Formate zur Verfügung stehe.



Rafael Behr Martin Plate

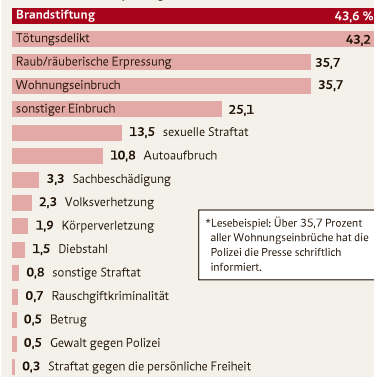


Über 523 von 1467 Wohnungseinbrüchen berichtete das Polizeipräsidium Karlsruhe im Vorjahr.

FOTO: ARMER

VERMEDELTE STRAFTATEN 2016

Veröffentlichte Pressemitteilungen des Polizeipräsidiums Karlsruhe im Verhältnis zu den jeweiligen Straftaten des Jahres 2016*



*Lesebeispiel: Über 35,7 Prozent aller Wohnungseinbrüche hat die Polizei die Presse schriftlich informiert.

QUELLE: POLIZEI KARLSRUHE / PZ-AUSWERTUNG

Zur Methodik der Erhebung

Die PZ hat alle Vorfälle erfasst, die im Vorjahr in Pressemitteilungen des Polizeipräsidiums Karlsruhe thematisiert wurden: 4211. Das sind mehr, als es Mitteilungen gab, weil in einer Meldung manchmal über mehrere Ereignisse berichtet wurde. Erfüllt ein Vorfall mehrere Straftatbestände – zum Beispiel Beleidigung und Körperverletzung – wurde nur der schwerwiegenere erfasst. Im nächsten Serienteil am Montag zeigt die PZ, in welchen Enzkreis-Gemeinden wie viele Delikte gemeldet wurden. sw

PZ+ Infografiken zu den vorberichten Verbrechen gibt es exklusiv für Abonnenten von PZnews+ im Internet unter www.pz-news.de/plus

Die Polizei beeinflusst mit ihren Mitteilungen, wie Kriminalität in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. In der Serie „VERSCHWIEGENE VERBRECHEN“ vergleicht die „Pforzheimer Zeitung“ die Straftaten, wie sie in den polizeilichen Pressemitteilungen dargestellt werden, mit der Realität.

Verschwiegene Verbrechen

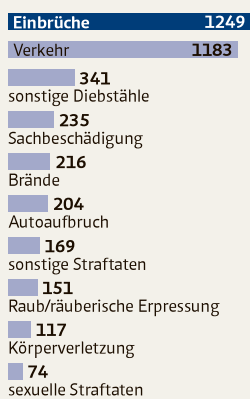
- Die Polizei beeinflusst, wie Kriminalität wahrgenommen wird.
- PZ-Serie überprüft, welche Taten gemeldet werden – und welche nicht.

SIMON WALTER UND JULIA FALK
PFORZHEIM/ENZKREIS

Am Anfang steht eine Zahl: 70 043. So viele Straftaten zählte die Polizei im Vorjahr in Pforzheim, dem Enzkreis, dem Landkreis Calw sowie in und um Karlsruhe. Schon diese Zahl macht deutlich: Die Beamten können nicht über jeden Fall berichten. Sonst müssten sie 192 Pressemitteilungen versenden – pro Tag.

THEMEN IN PRESSEMITTEILUNGEN

im Jahr 2016



QUELLE: POLIZEI KARLSRUHE / PZ-AUSWERTUNG

Also wählt die Polizei aus, was der Öffentlichkeit bekannt wird. Und das sehr strikt: Nur 3,7 Prozent aller Straftaten, die das Polizeipräsidium Karlsruhe 2016 registrierte, fanden sich – so das Ergebnis einer PZ-Analyse – in Pressemitteilungen wieder. Mit der Auswahl der Fälle, über die sie berichtet, beeinflusst die Polizei, wie Kriminalität öffentlich gesehen wird. „Und die Wahrnehmung von Kriminalität hat sich in den vergangenen Jahren immer weiter von der Realität entfernt“, sagt der Polizeisoziologe Rafael Behr.

Denn eine Zeitung kann nur über Ereignisse schreiben, von denen sie erfährt. Dies passiert durch Redakteure vor Ort und über Hinweise aus der Bevölkerung, mehrheitlich aber durch Meldungen der Polizei. Über mehrere Wochen hinweg hat die PZ

daher alle Mitteilungen ausgewertet, die das Polizeipräsidium Karlsruhe im Jahr 2016 verschickt hat. Anschließend wurden diese mit der Kriminalitätsstatistik 2016 – dort sind alle Straftaten aufgelistet – verglichen. Über die Erkenntnisse wird bis Ende der nächsten Woche in einer Serie berichtet.

Zum Auftakt untersucht die „Pforzheimer Zeitung“, welche Delikte von der Polizei besonders häufig gemeldet werden: Einbrüche und Raubüberfälle etwa. Von Körperverletzungen, Volksverhetzungen, Bedrohungen und Betrugsfällen ist dagegen seltener die Rede.

Pforzheim, Seite 23

PZ+ Ausführliche Statistik zum Inhalt der Polizei-Pressemitteilungen für Abonnenten von PZnews+ unter www.pz-news.de/plus

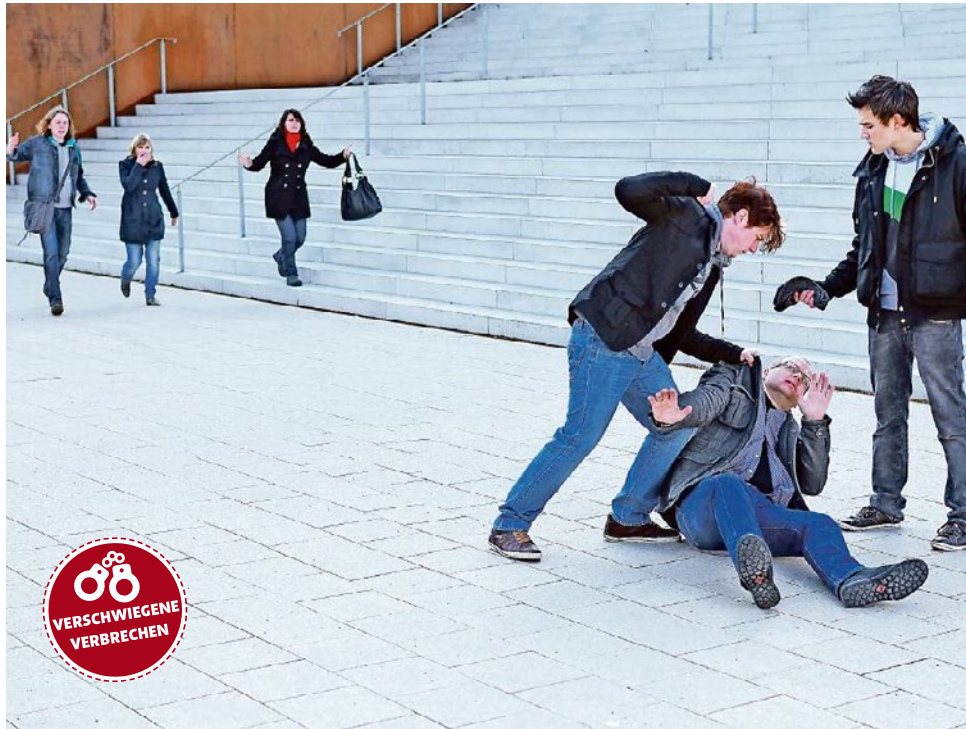
Gewaltdelikte bleiben oft im Verborgenen

- Zahl der Verbrechen, die das Sicherheitsgefühl beeinträchtigen, steigt an.
- Doch in den Mitteilungen der Polizei ist von diesen nur selten etwas zu lesen.

SIMON WALTER
PFORZHEIM/KARLSRUHE

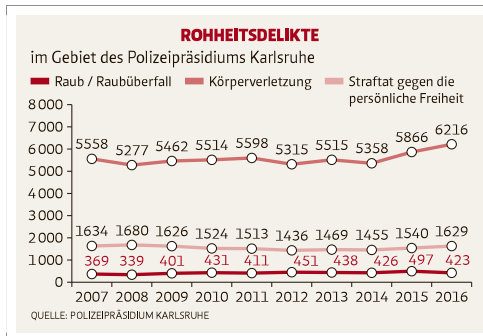
Es ist ein verständlicher Wunsch, den ein 44-Jähriger aus Dillweissenstein äußert: Er fordert eine Gruppe junger Leute auf, sein Grundstück zu verlassen. Völlig normal – eigentlich. Doch seine Bitte wird zu einer Aufforderung, die er fast mit seinem Leben bezahlt: „Komm her, du Wichser“, sagt ein Mann aus der angesprochenen Gruppe, ein knappes Jahr ist das her. Wenige Sekunden später liegt der 44-Jährige am Boden, von Tritten malträtiert, schwer verletzt wird er in eine Spezialklinik gebracht. Und überlebt.

In der Polizeistatistik taucht sein Leiden als eine von 1216 Körperverletzungen auf, die die Beamten 2016 in Pforzheim zählte. Die Öffentlichkeit erfährt davon erst drei Tage später: als die Beamten einräumen, „bislang noch nicht den entscheidenden Schritt vorangekommen“ zu sein, wenden sie sich an die Medien. Somit wurde dieser Fall doch noch zur Ausnahme. Denn von Delikten, die das körperliche Sicherheitsempfinden der Bürger beeinflussen würden, bekommen diese nur selten etwas mit, wie eine PZ-Auswertung aller polizeilichen Pressemitteilungen zeigt: Zu 98,1 Prozent der 6216 Körperverletzungen im Bereich des Polizeipräsidiums Karlsruhe (Pforzheim, Enzkreis, Landkreis Calw, Stadt- und Landkreis Karlsruhe) veröffentlichte die Polizei keine Pressemitteilungen. Noch seltener wird über Straftaten gegen die persönliche Freiheit – Nötigung, Bedrohung, Freiheitsberaubung – informiert. Dabei ist die Zahl dieser Delikte seit 2012 um 13,4 Prozent, die Zahl der Körperverletzungen um 17 Prozent gestiegen. Wie berichtet, erklärt die Polizei das häufige Nicht-Vermelden solcher Verbrechen damit, dass sich diese oft im privaten Umfeld ereigneten. „Taten wie Stalking, die die persönliche Freiheit betreffen, geschehen sehr häufig in Beziehungen“, erklärt Polizeisprecher Martin Plate. Hier müssten die Betroffenen geschützt werden, weswegen über häusliche Gewalt in Polizeimitteilungen in der Regel nicht berichtet wird. Ganz anders ist dies bei Raub und räuberischer Erpressung: Fast jeder dritte Vorfall fin-



Körperverletzungen vermeldet die Polizei meist nur, wenn sie Augenzeugen sucht.

FOTO: POLIZEILICHE KRIMINALPRÄVENTION DER LÄNDER UND DES BUNDES



det Eingang in die Mitteilungen der Polizei. Ein Blick in die PZ-Erhebung zeigt, warum: 151-mal wurde ein Raub vermeldet – 28 dieser Mitteilungen berichteten von einer Festnahme, 116-mal war eine Personenbeschreibung zu le-

Nächste Folge

Morgen nimmt die PZ die - **Täterbeschreibungen unter die Lupe**: Diese weisen häufiger auf migrantisches als auf deutsches Aussehen hin. sw

sen. Öffentlich gemacht werden diese Verbrechen vor allem dann, wenn die Polizei einen Nutzen daraus ziehen kann. Bei Körperverletzungen war dies ähnlich: mit 104 von 117 Meldungen wurde ein Erfolg oder ein Fahndungsauftrag transportiert.

Laut dem Polizeisozioologen Rafael Behr sind diese Mitteilungen ein wichtiger Baustein der polizeilichen Kommunikation. „Je stärker das Verbrechen in die Integrität der Menschen eingreift, desto mehr wird der Eindruck vermittelt, dass die Polizei etwas dagegen tut“, sagt er. „Deswegen haben

wir bei Mord eine Aufklärungsquote von etwa 95 Prozent.“ Dies sei dann aber „nicht der Imagepflege geschuldet, sondern der Tatsache, dass die Polizei in diesen Bereichen gut ist“. Dies gilt auch mit Blick auf die Region: 86,5 Prozent aller Tötungsdelikte, 79,5 Prozent der Sexualdelikte und 89,1 Prozent der Rohheitsdelikte wie Raub und Körperverletzung wurden 2016 aufgeklärt.

Zu wenig Erregungspotenzial

Bei Delikten mit niedriger Aufklärungsquote habe die Polizei dagegen noch weniger Gründe, Pressemitteilungen zu verschicken, sagt Behr. „Bei Intelligenzstraftaten“ wie Computer- und Wirtschaftsdelikten etwa – dort „hat die Polizei extrem wenig Erfolg“. Fast 50 Prozent der Schadenshöhe, die die Polizeiliche Kriminalstatistik auswirft, basiere auf Wirtschaftskriminalität. Dennoch gebe es kaum Pressemitteilungen über eine angezeigte Straftat wegen Insolvenzbetrug. Denn „das ist natürlich auch nichts, womit die Polizei mobilisieren kann, weil es niemanden interessiert“, erklärt Behr. Vermeldet werde stattdessen eher der Raubüberfall auf der Straße: „Das hat mehr öffentliches Erregungspotenzial.“

Überraschend selten vermeldete Delikte

Auch andere Delikte spielen in den Mitteilungen der Karlsruher Polizei kaum eine Rolle: Weniger als ein Prozent der **Rauschgiftdelikte** wurden vermeldet – obwohl die Beamten hier meist einen Erfolg verkünden könnten. Weniger als ein Prozent der **Angriffe auf Polizisten** – obwohl Sprecher Martin Plate einräumt, dass es der Polizei auch darum gehe, zu zeigen, welche Belastungen man habe. Und nur eine von **43 Volksverhetzungen** – obwohl es abschreckend wirken könnte, wenn durch Berichte deutlich würde, dass Hassparolen nicht folgenlos bleiben. „Deutschlandweit ist das nicht so“, sagt der Forscher Rafael Behr. „Es gibt Polizeidienststellen, die Volksverhetzungen regelmäßig vermelden.“ sw



Weitere Infografiken zu Gewaltdelikten gibt es exklusiv für Abonnenten von PZnews+ im Internet unter www.pz-news.de/plus

Über welche Delikte berichtet die Polizei – und über welche nicht? In der Serie „**VERSCHWIEGENE VERBRECHEN**“ vergleicht die „Pforzheimer Zeitung“ die Kriminalität, wie sie in polizeilichen Pressemitteilungen dargestellt wird, mit der realen Kriminalität.

Gefühlte Sicherheit im Realitäts-Check

- Aus manchen Enzkreis-Gemeinden werden kaum Straftaten gemeldet.
- PZ-Analyse zeigt, dass mehr passiert, als die Bürger mitbekommen.

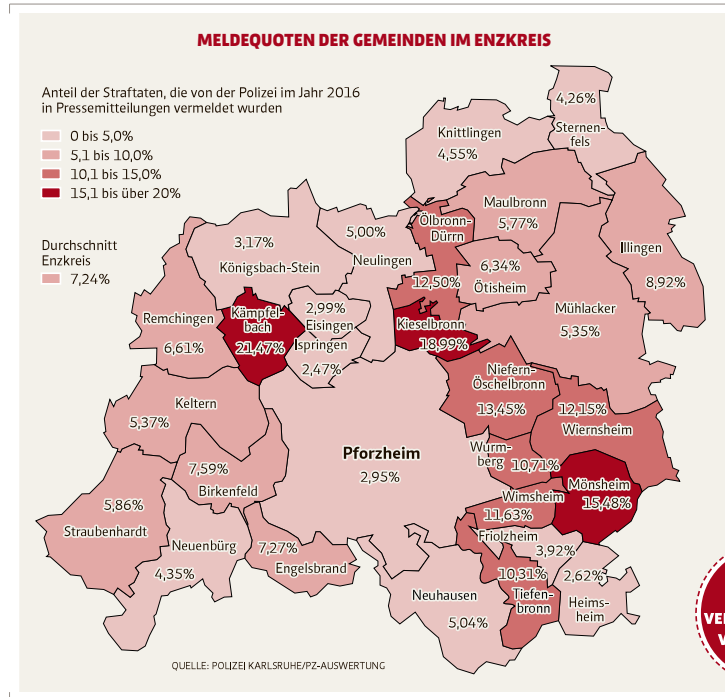
JULIA FALK | ENZKREIS

Vier Sexualstraftaten wurden im vergangenen Jahr in Straubenhardt begangen. Die Bürger erfuhren davon aktuell nichts – und ebenso wenig von 39 Körperverletzungs- und Raubdelikten und mehr als 80 Fällen von Diebstahl. Durch Pressemitteilungen der Polizei an die Öffentlichkeit gelangten nur 16 Straftaten, darunter eine Körperverletzung und sieben Wohnungseinbrüche – begangen wurden aber 273 Verbrechen. Mit einer Quote von knapp sechs Prozent liegt Straubenhardt, was die Information der Öffentlichkeit über Straftaten angeht, trotzdem im Mittelfeld. In manch anderer Gemeinde im Enzkreis liegt die Quote der Pressemitteilungen durch das Polizeipräsidium Karlsruhe bei deutlich unter drei Prozent (siehe Infografik).

In Ispringen etwa: Hier wurden im vergangenen Jahr rund 2,5 Prozent der Straftaten gemeldet. Vier Pressemitteilungen gaben die Beamten für die Gemeinde heraus: zwei Diebstähle und zwei Wohnungseinbrüche. Von den übrigen 158 Delikten in ihrem Ort wussten die Ispringer bis zur Bekanntgabe der Kriminalstatistik im Frühjahr 2017 nichts – zumindest nicht von Seiten der Polizei.

Der Leiter der Pressestelle des Karlsruher Polizeipräsidiums, Martin Plate, betont, dass es dafür oft gute Gründe gebe. So passierten etwa viele der Sexualdelikte in einem privaten Umfeld und würden deshalb von der Polizei nicht in die Öffentlichkeit gebracht (die PZ berichtete)

In Sternenfels wurde zwar mit 47 Delikten mit am wenigsten verbrochen, es wurden aber auch nur zwei Taten gemeldet. Ein deutlich gefährlicheres Pflaster war mit 315 Straftaten im vergangenen Jahr die



Fragwürdige Zustände in der Gemeinde-Kläranlage

In der kleinen oberbayerischen Gemeinde Benediktbeuern steigen ständig die Kosten für den Betrieb der Kläranlage. Eine Redakteurin des Tölzer Kuriers geht der Sache nach und stößt auf eine Mauer des Schweigens. Sie bleibt beharrlich dran und deckt zahlreiche Missstände auf der Anlage selbst und im Rathaus auf.

Seit Jahren verfolgt Christiane Mühlbauer für den Tölzer Kurier die Gemeindepolitik in Benediktbeuern. Ihr fällt auf, dass in der kommunalen Kläranlage die Betriebs- und Entsorgungskosten kontinuierlich steigen. Als sie nachfragt, hat sie das Gefühl, auf eine dubiose Geschichte gestoßen zu sein. Ein anonymer Brief gibt ihr recht. Von Schlampereien und Unregelmäßigkeiten ist die Rede.

So beginnt eine eineinhalbjährige Recherche. Die Redakteurin findet heraus, dass unbefugte Personen und Firmen Zugang zur Kläranlage hatten und dass unkontrolliert Fäkalien eingeleitet wurden. Die Gemeindekämmerei vergab jahrelang Aufträge zur Klärschlamm Entsorgung ohne Ausschreibung und Beschluss. Auch war die Kläranlage – finanziert über die Abwassergebühren aller Bürger – offenbar viel zu groß gebaut worden.

Nicht nur Verwaltung und Rathausspitze mauern, auch die Staatsanwaltschaft ist zugeknöpft. Als sie die Ermittlungen mangels Indizien einstellt, wird der Redakteurin klar: Nur die Zeitung kann das Thema ans Licht bringen. Mühlbauer baut ein eigenes Netzwerk auf, arbeitet sich in die komplexe Materie ein, lässt sich auch durch die zahlreichen Anfeindungen vonseiten des Rathauses nicht beirren. Als Fragen unbeantwortet bleiben, fordert die Redaktion ihren Anspruch auf Auskunft juristisch ein.

Als die Zeitung den Skandal mit allen Hintergründen veröffentlicht, sind die Bürger bestürzt, die Behörden aufgeschreckt. Die Staatsanwaltschaft nimmt die Ermittlungen wieder auf. Betriebsläufe und Vorgänge im Rathaus werden geprüft. Ergebnis: Sowohl in der Kläranlage als auch in der Kämmerei wurde schlampig gearbeitet.

Die Zeitung bleibt konsequent an dem Thema dran. Mit Erfolg: Inzwischen wird die Kläranlage im verkleinerten Maßstab betrieben – und die Abwassergebühren wurden gesenkt.

Tipp:

„Hartnäckig bleiben, sich nicht einschüchtern lassen und sich nicht scheuen, juristischen Beistand in Anspruch zu nehmen, um Verwaltungen und offizielle Stellen zur Herausgabe von Daten zu bewegen.“

Münchner Merkur

Tölzer Kurier

Preis in der Kategorie Kommunalpolitik/Begründung der Jury
Trübe Verhältnisse in der Kläranlage

In der Kläranlage Benediktbeuern-Bichl wird das Abwasser von 7.000 Bürgern aus drei Gemeinden gereinigt. Die Kosten steigen kontinuierlich. Christiane Mühlbauer recherchiert und entdeckt, was ganz und gar nicht sauber gelaufen ist: unkontrollierte Einleitungen, dubiose Auftragsvergabe, ein womöglich überdimensionierter Neubau. Obwohl Rathaus und Verwaltung mauern, macht die Redakteurin unbeirrt weiter. Sachlich und unaufgeregt erfüllt sie ihren journalistischen Auftrag. Aufgrund der Berichterstattung ermittelt die Staatsanwaltschaft erneut. Lokaler Investigativjournalismus mit spürbaren Folgen auch für die Bürger: Mittlerweile läuft die Anlage im verkleinerten Betrieb, die Gebühren sind gesunken.

Kontakt: Christiane Mühlbauer, Redakteurin Tölzer Kurier, T + 49 8041 / 76 79-41, christiane.muehlbauer@toelzer-kurier.de

Medium: Tölzer Kurier
Auflage: 9.400

Verbreitungsgebiet: Der südliche Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen
Anzahl Lokalteile: Der Tölzer Kurier ist ein Lokalteil des Münchner Merkur.

Redaktionsgröße: 7 Redakteure

KLÄRANLAGE STECKT IM DRECK

Jahrelang hatten Personen und Firmen auch außerhalb der Öffnungszeiten und ohne Aufsicht Zugang zur Kläranlage der Verwaltungsgemeinschaft Benediktbeuern-Bichl. 13 Schlüssel waren in Umlauf, und allem Anschein nach wurden unkontrolliert Fäkalien eingeleitet. Auch bei der Vergabe der Aufträge für die Entsorgung des Klärschlammes soll es nicht korrekt zugegangen sein. In der Anlage wird das Abwasser von fast 7000 Bürgern aus Benediktbeuern, Bichl und Sindelsdorf geklärt. Seit einhalb Jahren recherchiert unsere Zeitung diese Vorfälle, die auch die Kontrollmechanismen übergeordneter Behörden in Frage stellen.

Eine schmutzige Geschichte

VON CHRISTIANE MÜHLBAUER

Benediktbeuern/Bichl/Sindelsdorf – Die Sache kam 2015 ins Rollen, als auf der Kläranlage eine Vertretung beschäftigt war. Dieser fiel auf, dass Personen, zum Beispiel private Entsorgungsfirmen und Landwirte, ohne Aufsicht und außerhalb der offiziellen Öffnungszeiten ihren Klärschlamm anliefern. Damit konfrontiert räumt Benediktbeurns Bürgermeister Hans Kiefersauer ein, dass es auf der Kläranlage zu Unregelmäßigkeiten gekommen ist. „Irgendwann“, sagt Kiefersauer, „wurde es so gehandhabt, dass mehrere Unternehmer den Schlüssel bekommen haben und ihre Sachen anliefern konnten, wann sie wollten.“ Wie lange das ging, könne er nicht sagen. Auf der Anlage sei nachlässig gearbeitet worden. Insgesamt 13 Schlüssel waren in Umlauf. „Nach Bekanntwerden haben wir alle sofort eingesammelt und ausgetauscht.“

Sowohl Kiefersauer als auch sein Amtsvorgänger, Altbürgermeister Georg Rauchenberger, betonen, großes Vertrauen in den ehemaligen Klärwerksleiter gehabt zu haben. „Ich war nicht der Chef, der seinen Mitarbeitern bei allem auf die Finger schaut“, sagt Rauchenberger. Er habe gewusst, dass es der ehemalige Werksleiter zum Beispiel Landwirten ermöglichen wollte, außerhalb der Öffnungszeiten auf die Kläranlage zu fahren. „Ich wusste nicht, dass 13 Schlüssel im Umlauf waren.“

Laut Rauchenberger war der ehemalige Leiter seit 1984 bei der Gemeinde für diese Anlage zuständig. Er wurde mittlerweile auf eine andere Position versetzt. Zu den Vorwürfen will er sich gegenüber unserer Zeitung nicht äußern.

Klärschlamm: Pressung und Entsorgung sind teuer

Kiefersauer zufolge hat eine Firma mehrmals auch am Wochenende Fäkalien in die Anlage eingeleitet. Grundsätzlich muss dafür ein Lieferschein ausgefüllt werden, die eingeleitete Menge wird dann der Firma in Rechnung gestellt. Ob diese Angaben der Wahrheit entsprechen, ist Kiefersauer zufolge nicht nachprüfbar. „Wir sind darauf angewiesen, dass auf dem Lieferschein immer die richtige Menge eingetragen wurde“, sagt er. Man wisse allerdings nicht, welche Mengen am Wochenende angeleitet wurden. Wäre es also möglich, dass mehr angeleitet als abgerechnet wurde? Kiefersauer: „Ja, das ist möglich, aber es gibt auch keine Beweise dafür.“

Ein Beispiel: In den Jahren 2014 und 2015 wurden laut Verwaltungsgemeinschaft in der Anlage jeweils rund 3500 Kubikmeter Klärschlamm gepresst. Kosten: jeweils rund 90 000 Euro. Seit die Schlüssel eingesammelt wurden, ist die Klärschlammmenge gesunken: 2016 betrug sie 2600 Kubikmeter. Kosten: rund 55 000 Euro.

Auf Anfrage unserer Zeitung hat die Verwaltungsgemeinschaft die Summe der sogenannten Fäkalien-Fremdanlieferungen, das heißt Fäkalien, die von Landwirten oder Unternehmen zur Anla-



Die Kläranlage der Verwaltungsgemeinschaft Benediktbeuern-Bichl (Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen) liegt an der Bundesstraße B 472. Auch das Abwasser aus Sindelsdorf (Landkreis Weilheim-Schongau) wird seit fünf Jahren dorthin eingeleitet.

Wie funktioniert die Vergabe von öffentlichen Aufträgen?

Möchte ein **Wirtschaftsunternehmen** einen öffentlichen Auftrag erhalten, kann es grundsätzlich frei entscheiden, an wen es den Auftrag vergibt – an das Unternehmen mit dem günstigsten Preis, an das Unternehmen aus dem Nachbarort oder aber an die teure Firma, die dafür aber die besten Referenzen hat. **Öffentliche Auftraggeber wie Gemeinden** sind verpflichtet, Aufträge nach einem strengen Verfahren zu vergeben. Grund dafür: Im Gegensatz zu privaten Unternehmen geben öffentliche Auftraggeber letztlich nicht ihr eigenes Geld, sondern **Steuergelder** aus. Es soll sichergestellt werden, dass sparsam gehandelt wird und der Bürger mit dem wirtschaftlichsten Angebot den Zuschlag bekommt. Wie das Bundeswirtschaftsministerium schreibt, soll durch „die Gebote der **Gleichbehandlung, Nichtdiskriminierung und Transparenz**“ ein fairer Wettbewerb zwischen den bietenden Unternehmen sichergestellt und „**Korruption**“

und **Vetternwirtschaft verhindert** werden. Oberhalb eines bestimmten Schwellenwerts (für Dienstleistungen liegt er derzeit bei 209 000 Euro) richtet sich das Verfahren nach EU-Recht. Unterhalb dieser Werte findet nationales Recht Anwendung. **Im Wesentlichen sind fast alle kommunalen Aufträge auszuschreiben.** Nur wenn es um einen geringen Wert geht, darf ein Auftrag direkt vergeben werden. Zu Beginn des Ausschreibungsverfahrens fordern öffentliche Auftraggeber Unternehmen auf, **Angebote für die gesuchte Dienstleistung abzugeben.** Die einzureichenden Unterlagen, die sog. Vergabeunterlagen, werden nach einem genau vorgegebenen Verfahren geprüft. Am Ende soll das „**wirtschaftlichste Angebot**“ den Zuschlag bekommen. Das muss nicht unbedingt die Firma mit dem niedrigsten Preis sein. Bei der Auswahl sollen auch Kriterien wie die Qualität, Umweltschutz und damit verbundene Betriebskosten berücksichtigt werden.

Im Wesentlichen gibt es **drei unterschiedliche Verfahren**, die öffentliche Ausschreibung, die beschränkte Ausschreibung und die freihändige Vergabe. Bei der **öffentlichen Ausschreibung** wird eine unbeschränkte Anzahl von Unternehmen öffentlich, z.B. in Fachzeitschriften, zur Abgabe von Angeboten aufgefordert. Grundsätzlich sind Aufträge öffentlich auszuschreiben. Nur unter bestimmten Voraussetzungen sind eine beschränkte Ausschreibung oder eine freihändige Vergabe zulässig. Dabei spielt vor allem die Höhe des Auftragsvolumens eine große Rolle. Bei der **beschränkten Ausschreibung** ruft die Kommune zunächst zur Teilnahme auf. In einem zweiten Schritt sucht sie aus dem Bewerberkreis bestimmte Unternehmen aus und fordert sie zur Abgabe eines Angebots auf. Für Kommunen in Bayern ist eine beschränkte Ausschreibung derzeit regelmäßig bei Dienstleistungsaufträgen bis zu einer Wertgrenze von 100 000 Euro netto zulässig, ab

100 000 Euro ist eine öffentliche Ausschreibung notwendig. Das Verfahren mit den geringsten Anforderungen ist die **Freihändige Vergabe.** Dabei kann sich die Kommune an ausgewählte Unternehmen wenden, um mit einem oder mehreren über die Auftragsbedingungen zu verhandeln und Angebote einzuholen. In Bayern dürfen Kommunen Dienstleistungsaufträge seit 2017 in der Regel bis zu einem Volumen von 50 000 Euro netto freihändig vergeben, davor lag die Wertgrenze bei 30 000 Euro. Auch bei der beschränkten Ausschreibung und der freihändigen Vergabe sollen mindestens drei Bewerber für die Abgabe eines Angebots aufgefordert werden. Es dürfen nicht nur ortsnähe Firmen einbezogen werden. Die Bewerber sollen außerdem regelmäßig gewechselt werden. Das Vergabeverfahren ist **schriftlich zu dokumentieren**, u.a. muss dabei festgehalten werden, auf welchen Gründen welches Vergabeverfahren angewendet worden ist. dm

gebracht worden sind, aus den Jahren 2000 bis 2014 vorgelegt. Die Menge schwankt stark und liegt zwischen 54 (im Jahr 2000) und 835 Kubikmetern (im Jahr 2012). Auch die Gesamtmenge des gepressten Klärschlammes ist ungewöhnlich hoch und variiert – selbst dann noch, wenn man die dokumentierten Fremdanlieferungen abzieht. Dabei ist der Zulauf relativ konstant. Auffallend ist auch: 2016 wurden noch 1900 Kubikmeter Altschlamm gepresst, wie aus einer Auflistung der Verwaltungsgemeinschaft hervorgeht. Woher dieser Altschlamm stammt, wann er angeliefert und wie lange er schon gelagert wurde, lässt sich nicht mehr nachvollziehen.

Klärschlamm- und -Entsorgung sind teuer. Die Verwaltungsgemeinschaft hat dafür eigenen Angaben zufolge seit dem Jahr 2000 zwischen 26 000 und 95 000 Euro pro Jahr ausgegeben. Die Aufträge dafür müssen ausgeschrieben und nach bestimmten Regeln vergeben werden (siehe Info-Kasten). Doch auch das soll jahrelang nicht ordnungsgemäß passiert sein.

Zudem fehlte nach Recherchen unserer Zeitung in mehreren Fällen der notwendige Vergabe-Beschluss, der in der Sitzung der Verwaltungsgemeinschaft gefasst werden muss. Es handelt sich um Aufträge zur Klärschlamm-pressung und -entsorgung im Wert von jeweils mehreren zehntausend Euro. Laut Rathaus-Geschäftsleiter Franz Pötl wurden die An-

gebote in den Jahren von 2002 bis 2015 mit wenigen Ausnahmen telefonisch eingeholt und miteinander verglichen. Selbst die Kubikmeter-Menge wurde nicht explizit festgelegt. „Es ist uns klar, dass es keine Rechtsgrundlage für diese Vorgehensweise gibt“, sagt Pötl.

Wurde die neue Kläranlage zu groß gebaut?

Altbürgermeister Georg Rauchenberger und der ehemalige Bürgermeister bestätigten die Vorgehensweise, dass der Ex-Klärwerksleiter telefonischen Kontakt zu Firmen hielt und die Auftragsvergabe ohne die notwendige Zustimmung von den Gemeinderäten über die Bühne ging. „Manche Formalitäten erschienen mir als Bürgermeister nicht praktikabel. Das habe ich so gemacht, und das nehme ich auf meine Kappe.“ Der Verwaltungsgemeinschaft sei kein Schaden entstanden, beteuert der Altbürgermeister. Nach Angaben der Verwaltungsgemeinschaft haben die Klärschlamm-Pressung und -Entsorgung in den vergangenen 16 Jahren vier verschiedene Firmen durchgeführt. Seit 2008 geht der Auftrag an eine Firma aus Baden-Württemberg – immerhin auch seit laut Verwaltungsgemeinschaft wieder Ausschreibungen stattfanden. Im Jahr 2009 wurde diese Kläranlage neu gebaut. Kos-

ten: 3,7 Millionen Euro. Doch wurde sich jetzt herausgestellt, dass die Anlage womöglich zu groß gebaut. Die Verwaltungsgemeinschaft prüft derzeit, sie in kleinerem Umfang zu betreiben.

Abwasserentsorgung muss in einer Kommune grundsätzlich kostendeckend erfolgen. Das heißt: Die Kosten, die die Entsorgung verursacht, müssen wieder eingenommen werden. Dafür werden alle Einwohner herangezogen, nämlich über die Abwassergebühr. Diese setzt sich aber nicht rein aus den Kosten für die Kläranlage zusammen, sondern zum Beispiel auch aus Investitionen ins Kanalnetz. Im November 2016 wurde im Benediktbeurner Gemeinderat eine Abwasser-Gebührenerhöhung um 50 Cent auf 2,55 Euro beschlossen, weil man, so Kiefersauer, eine „gravierende Unterdeckung“ festgestellt habe. In Bichl liegt der Preis bei 2,70 Euro pro Kubikmeter.

Wie groß ist der finanzielle Schaden, der durch das nachlässige Arbeiten entstanden sein könnte? Das ist schwierig zu beziffern, denn noch immer ist vieles unklar. Um die Kosten im Bereich Abwasser in den vergangenen Jahren zu finanzieren, wurde im Haushalt von Bichl und Benediktbeuern an anderen Stellen gespart. Geld, das zum Beispiel auch für freiwillige Leistungen für Vereine hätte ausgegeben werden können.

Für die Gemeinde Sindelsdorf (Landkreis Weilheim-Schongau) ergibt sich ein ganz spezielles Problem. Sindelsdorf ist die kleinste der drei betroffenen Gemeinden und nicht Mitglied der Verwaltungsgemeinschaft. Die Zusammenarbeit basiert auf einer Zweckvereinbarung. Erst seit fünf Jahren fließt das Sindelsdorfer Abwasser in diese Kläranlage. Im Jahr 2012 wurden insgesamt 680 000 Kubikmeter Ab-

wasser in die Kläranlage eingeleitet, davon knapp 23 000 Kubikmeter aus Sindelsdorf. Als Berechnungsgrundlage wurden in der Klämmeri in Benediktbeuern jedoch statt 680 000 Kubikmeter nur 275 000 Kubikmeter Abwasser als Gesamtmenge berechnet. Ähnliches passiert auch in den folgenden drei Jahren. Die Unterlagen liegen unserer Zeitung vor. Sindelsdorf wurde anteilmäßig also zu viel berechnet – insgesamt fast 61 000 Euro.

Wasserwirtschaftsamt kontrolliert Klärschlamm nicht

Die Sindelsdorfer verrechnen den Schaden mittlerweile mit den Vorauszahlungen. „Wir bedauern diese Vorgehensweise außerordentlich, haben aber nach relativ langer Zeit, in der kein Lösungsvorschlag aus dem Benediktbeurner Rathaus kam, keine andere Möglichkeit gesehen“, sagt Buchner im Gespräch mit unserer Zeitung. Was sich auf der Kläranlage in den vergangenen Jahren abgespielt hat, rutschte durch

viele Kontrollsysteme. Für das Wasserwirtschaftsamt zum Beispiel ist die Klärschlamm-Kontrolle „kein wasserrechtlicher Tatbestand, der von uns zu überwachen wäre“, sagt Baudirektor Johannes Riedl. Immerhin: Bei der Überwachung der Zulauf- und Ablaufwerte habe man in den vergangenen Jahren keine Schadstoffe, sprich Giftstoffe, festgestellt.

Das Tölzer Landratsamt, so hat unsere Zeitung recherchiert, wusste in den vergangenen Jahren aber sehr wohl von Problemen in der Klämmeri in Benediktbeurner Rathaus. Eingeschritten ist das Amt jedoch nicht. Iris Korth, Leiterin der Kommunalaufsicht, zitiert die Gemeindeordnung, derzufolge die kommunale Selbstverwaltung ein „hohes Gut“ sei. Das Einschreiten, so Korth, solle auf ein Minimum reduziert werden. Die Aufsichtsbehörden sollen die Gemeinden bei ihren Aufgaben „verständnisvoll beraten, fördern und schützen“.

Auch der Staatliche Rechnungsprüfer (Stz: Landratsamt) hat die Kläranlage nicht hinterfragt. „Eine unmittelbare Überprüfung der Anlage findet weder durch Rechnungsprüfer noch durch die Rechtsaufsicht statt“, sagt Landratsamts-Pressesprecherin Marlis Peischer. „Die Überprüfung der Klärschlammmenge liegt nicht in unserem gesetzlich vorgeschriebenen Aufgabenbereich.“ Man prüfe den kommunalen Haushalt lediglich auf seine Schicklichkeit, und

zwar stichprobenartig. Die Kläranlage habe man nicht in die Prüfung miteinbezogen.

Die Staatliche Rechnungsprüfungsstelle, zuständig für 21 Gemeinden im Landkreis, war ohnehin ein Jahr lang nicht besetzt. Als der ehemalige Leiter in Ruhestand ging, verhängte die Regierung von Oberbayern eine Wiederbesetzungssperre.

Weil es in der Benediktbeurner Klämmeri Probleme gab, habe das Landratsamt der Verwaltungsgemeinschaft „mehrmals dringend empfohlen“, sich dem Kommunalen Prüfungsverband anzuschließen, sagt Iris Korth. „Aber mehr als Abmahnen konnten wir nicht.“

Prüfungsbereich: Benediktbeuern nach wie vor dagegen

Doch die Bitten verhallen im Wind – in Benediktbeuern bis heute. Die drei betroffenen Kommunen gehen mit der Situation höchst unterschiedlich um, und ihr Verhältnis ist derzeit frostig. Sowohl Bichl als auch Sindelsdorf machen seit Monaten Druck, die ganze Angelegenheit endlich aufzuklären und sich dem Prüfungsverband anzuschließen. Dort sitzen nicht nur Fachleute mit Verwaltungsausbildung, sondern auch Spezialisten wie Steuerberater, Architekten und Ingenieure, die auch vor der Realisierung einer (Bau-)Maßnahme beratend zur Seite stehen.

Im Bichler Gemeinderat kommt das Thema immer wieder auf. „Wir möchten gerne Sicherheit, dass wir alles richtig machen, dass bei wichtigen Angelegenheiten nochmal jemand drüber schaut“, argumentiert Bürgermeister Benedikt Pössbacher, auch, wenn man mit dem neuen Kämmerer (seit Juli 2015 im Amt) „sehr zufrieden“ sei. Im Dezember fasste der Bichler Gemeinderat einstimmig einen Beschluss, dem Prüfungsverband beizutreten.

Doch der Beitritt wird trotzdem nicht erfolgen – denn das geht rechtlich nur zusammen mit Benediktbeuern, also im Rahmen der Verwaltungsgemeinschaft. Und Benediktbeuern sagt nach wie vor Nein. In der Sitzung jetzt im Januar wurde mit 10:6 dagegen gestimmt. Bürgermeister Hans Kiefersauer will „erst dem neuen Staatlichen Rechnungsprüfer im Landratsamt eine Chance geben“.

Staatsanwaltschaft stellte die Ermittlungen ein

Auch die Staatsanwaltschaft München II hat Ermittlungen durchgeführt – diese jedoch eingestellt, weil es, so Pressesprecher Kon Heidenreich, „keine konkreten Angaben zu Häufigkeit, Art und Umfang einer möglichen Untreue-Handlung gibt“. Die Indizien der erhöhten Kosten würden nicht ausreichen, um einen Schaden zu beziffern, so Heidenreich. Welche Unterlagen der Justiz vorliegen und was genau geprüft wurde, wird der Öffentlichkeit nicht bekannt gegeben. Es wird wohl noch ein langer Weg sein, bis restlos klar ist, was sich auf der Anlage und in deren Umfeld alles abgespielt hat.

Kläranlage läuft verkleinert

Genehmigung vom Wasserwirtschaftsamt Weilheim – „Der deutliche Rückgang ist uns nicht erklärlich“

VON CHRISTIANE MÜHLBAUER

Benediktbeuern/Bichl/Sindelsdorf – Die Kläranlage von Benediktbeuern, Bichl und Sindelsdorf läuft seit wenigen Tagen im verkleinerten Betrieb. Das bestätigt das Wasserwirtschaftsamt (WWA) in Weilheim auf Nachfrage unserer Zeitung. „Uns wurde ein rechnerischer Nachweis vorgelegt, dass die Kläranlage mit einer Belastung von bis zu 8500 Einwohnergleichwerten die geforderten Ablaufwerte einhalten kann“, teilt Baudirektor Johannes Riedl mit. Die Anlage läuft jetzt, so nennt man es im Fachjargon, „einstraßig“. Sie wurde aber für einen zweistraßigen Betrieb gebaut und bislang auch so unterhalten.

Wie berichtet, ist es in der Kläranlage und in der Kämmererei im Rathaus Benediktbeuern in den vergangenen Jahren allem Anschein nach zu Unregelmäßigkeiten gekommen. Weil mehrere Schlüssel in Umlauf waren, soll es zu unkontrollierten Fäkalien-Fremdeinleitungen gekommen sein. Der ehemalige Klärwerksleiter wurde versetzt. Mittlerweile kümmert sich eine externe Fachfirma um den Betrieb der Anlage.

Der Tölzer Kurier hat jetzt beim WWA einige Vorgänge kritisch hinterfragt. Es geht darum, ob die im Jahr 2010 eingeweihte neue Kläranlage möglicherweise zu groß gebaut wurde.

Um die Sache verstehen zu können, muss man sich mit sogenannten Einwohnergleichwerten beschäftigen.



Die Kläranlage, die für Bichl, Benediktbeuern und Sindelsdorf arbeitet, liegt an der B472.

FOTO: ARP

Sie sind in der Wasserwirtschaft ein Referenzwert für die Schmutzfracht. Für diese Kläranlage (bezogen auf 6900 Einwohner aus Benediktbeuern, Bichl und Sindelsdorf)

Einwohnergleichwert für diese Anlage sehr hoch

liegt der Einwohnergleichwert (EW) derzeit bei 14 500. Das ist sehr hoch. Zwei Beispiele zum Vergleich: Für Kochel-Schlehdorf (5276 Einwohner) gelten 8400 EW. Für Oberammergau (5400 Einwohner) gelten 13 000 EW – und zwar inklusive Festspielbesucher.

Wie hat das Wasserwirtschaftsamt vor einigen Jahren die Einwohnergleichwerte für diese Anlage ermittelt? Baudirektor Riedl erklärt das an-

hand eines Beispiels: „Das Abwasser, das ein Einwohner pro Tag erzeugt, hat einen biochemischen Sauerstoffbedarf (CSB) von 120 Gramm Sauerstoff (O₂). Wird nun am Zulauf der Kläranlage ein CSB von 1800 Kilogramm O₂ pro Tag gemessen, entspricht das 15 000 EW“, rechnet Riedl vor, indem er 1800 durch 0,120 teilt (= 15 000). Maßgebend für die Auslegung der Kläranlage sei aber nicht der höchste gemessene Wert, sondern ein Wert, der in 85 Prozent aller Messungen unterschritten werde. „Die Auswertungen ergaben je nach Parameter Belastungen zwischen 11 000 und 15 000 EW“, so Riedl weiter. „Die Ausbaugröße wurde mit 12 000 EW festgelegt und mit dem Anschluss von Sindelsdorf auf 14 500 EW erhöht.“

Allerdings: Der an der Anlage gemessene biochemische

Sauerstoffbedarf (CSB) von 1.800 Kilogramm Sauerstoff am Tag ist sehr hoch. Warum wurde das Amt damals nicht skeptisch und hat diesen Wert hinterfragt? Riedl: „Die hohen und sehr schwankenden Werte bei verschiedenen Parametern wurden von uns kritisch hinterfragt.“ Das WWA erklärt sich die hohen

Kläranlage wird von der Kommune selbst überwacht

Werte mit hohen Ablagerungen im flachen Kanalnetz, die bei Regenwetter als Spülstoß ankommen. „Diese Erklärungen waren und sind für uns plausibel.“

Wie lange hat das Amt die Bemessungen im Zulauf zur Anlage eigentlich durchgeführt? Laut Riedl wurden

vom damaligen Ingenieurbüro Betriebsauswertungen aus den Jahren 1999, 2000, 2001 und 2004 herangezogen. „Die Auswertungen liefen über mehrere Monate, bis zu einem Jahr. Ergänzend dazu wurde ein Intensiv-Messprogramm über zwei Wochen durchgeführt.“ Die Ergebnisse, so Riedl weiter, „erschieden uns zunächst auch sehr hoch und wir haben lange gerätselt, woher diese Werte aus den Betriebsaufzeichnungen rühren“. Dass die Probenahme in Ordnung war, hätten Ingenieurbüro und Betriebspersonal bestätigt.

Allerdings: Kläranlagen unterliegen der Eigenüberwachung der Kommune. „Die Ermittlung der Betriebsparameter erfolgt in eigener Verantwortung“, sagt Riedl.

Seit dem Jahr 2011 werden laut Riedl in dieser Anlage im Jahresdurchschnitt Belastun-

gen zwischen 6500 und 8700 EW gemessen. „Der deutliche Rückgang ist uns nicht erklärlich“, sagt der Baudirektor. „Mit dem Austausch der Schlüssel und der Unterbindung von Fremdzutritten kann dies eher nicht in Verbindung gebracht werden, da Fremdeinleitungen mit der Zulaufmessung nicht erfasst werden.“

WWA rechnet künftig mit sinkenden Kosten

Nach Recherchen unserer Zeitung hat es in den vergangenen Jahren dort aber technische Probleme gegeben. Der Probennehmer am Zulauf war über einen längeren Zeitraum nicht betriebsfähig. Was sagt das WWA dazu? „Der Betreiber einer Kläranlage ist verpflichtet, die verwendeten Messgeräte regelmäßig zu überprüfen beziehungsweise überprüfen zu lassen“, sagt Riedl. „Verantwortlich hierfür ist das Kläranlagenpersonal.“ Die amtliche Überwachung am Ablauf werde mit eigenen Probennehmern durchgeführt.

Und wie geht es jetzt weiter? Wenn die Kläranlage auch im kleineren Stil betrieben werden kann, sind dann zum Beispiel Rückbau-Maßnahmen erforderlich? Riedl verneint. „Unserer Einschätzung nach fallen für die Umstellung keine Kosten an, sondern es werden eher Kosten für die Belüftung des zweiten Beckens eingespart.“

Kläranlage: Verwaltungsgemeinschaft will sich äußern

Gemeinderat Benediktbeuern diskutiert kontrovers über die umfangreiche Recherche unserer Zeitung

Benediktbeuern – Der Benediktbeurer Gemeinderat hat am Mittwoch erstmals öffentlich Stellung zur umfangreichen Kläranlage-Recherche unserer Zeitung genommen. Wie berichtet, geht es um Unregelmäßigkeiten beim Zugang zum Gelände und bei den Ausschreibungen zur Auftragsvergabe. Die Sitzung wurde von Dritter Bürgermeisterin Margarete Steffens

(Liste CSU/Benediktbeurer Mitte) geleitet, weil sich Bürgermeister Hans Kiefersauer (CSU/BM) auf Reha befindet. Laut Steffens möchte Kiefersauer nach seiner Reha im April Stellung nehmen. „Die Tatsache, dass wir bislang noch keine Reaktion gezeigt haben, heißt nicht, dass wir die Angelegenheit abnicken und stillschweigend bejahen“, sagte Steffens. „Viele

Sachen haben Klärungsbedarf.“ Laut Steffens kamen Landwirte zum Beispiel auf die Kläranlage, um Wasser für ihre Tiere zu holen. Die Ungereimtheiten zu recherchieren, „sei legitim“, so Steffens. „Die Frage ist aber, ob man so ein Riesenschock machen muss.“ Viele Bürger hätten in den vergangenen Tagen Misstrauen gegenüber dem Rathaus zum Ausdruck gebracht.

Die Gemeinderäte äußerten sich über den Artikel höchst unterschiedlich. Clemens Hammler (CSU/BM) kritisierte die in seinen Augen „massiv verzerrte Darstellung“. „Hier wurde Benediktbeuern auf die Anklagebank gesetzt“, sagte er. Aber „Bichl und Sindelsdorf haben von den Vorgängen genauso gewusst“. Anders äußerte sich Cölestin Allgäuer (Freie Bür-

gerliste miteinander): „Eine freie Presse ist das Rückgrat der Demokratie.“ Auf der Kläranlage seien „Sachen schiefgelaufen, und das bedarf dringend einer Aufklärung.“ Manche Bürger, so Allgäuer, „regen sich sehr auf“. Die Verwaltungsgemeinschaft müsse die Sache aufklären und zeitnah die Bürger informieren. „Die Verwaltung sollte das nicht wegwischen.“

Außerdem, forderte Allgäuer, „muss auch künftig geschaut werden, dass so etwas nicht nochmal passiert“, sagte er in Bezug auf die Auftragsvergaben.

„Es laufen die Anstrengungen einer Klärung“, erwiderte ihm Steffens. „Es ist aber so viel passiert, man wird nicht alles abklären können.“ Manches werde man nicht beweisen können. mh

SITZUNG DER VERWALTUNGSGEMEINSCHAFT

Kläranlage: Neue Details kommen ans Licht

Betriebskosten sinken, seit eine Fachfirma das Werk betreut – Hitzige Diskussionen bei Rechnungsprüfung

VON CHRISTIANE MÜHLBAUER

Benediktbeuern/Bichl – Die Verwaltungsgemeinschaft (VG) Benediktbeuern-Bichl hat nun ihren Haushalt für 2017 beschlossen. Bei der Vorstellung vergangene Woche im Benediktbeurer Rathaus war die Kläranlage, die von der VG betrieben wird, beherrschendes Thema. Aus dem Haushalt geht nämlich hervor, dass die Kosten im Abwasserbereich, genauer gesagt für den Betrieb der Anlage, gesunken sind, seit eine externe Fachfirma die Anlage betreut.

In der Sitzung, an der die beiden Bürgermeister Hans Kiefersauer (Benediktbeuern; zugleich VG-Vorsitzender) und Benedikt Pössenbacher (Bichl; stellvertretender VG-Vorsitzender) sowie Mitglieder der beiden Gemeinderäte teilnahmen, herrschte keine gute Stimmung. Streitpunkt war unter anderem die Rechnungsprüfung. Zudem äußerte sich Kiefersauer erstmals über den Gutachter, den die VG mit Untersuchungen beauftragt hat. Außerdem ging es um die ausstehenden Zahlungen der Gemeinde Sindelsdorf, die ihr Abwasser auch in diese Anlage einleitet. Sindelsdorf ist aber nicht Teil der VG (siehe Kasten).



In diese Kläranlage an der B 472 leiten die Gemeinden Benediktbeuern und Bichl (Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen) und Sindelsdorf (Landkreis Weilheim-Schongau) seit fünf Jahren ihr Abwasser ein.

FOTO: PROHLJA

Sehen sich die Gemeinden vor Gericht?

Dass die Stimmung zwischen den drei Gemeinden **Bichl, Benediktbeuern und Sindelsdorf** wegen der Kläranlage im Keller ist, ist kein Geheimnis mehr. Wie im März berichtet, hat **Sindelsdorf derzeit Zahlungen an die VG eingestellt**. Laut Bürgermeister Josef Buchner wurden Sindelsdorf für die Jahre 2012 bis 2015 zu viel Betriebskosten durch Zugrundelegung **falscher Abrechnungsdaten** in Rechnung gestellt. Seinen Angaben zufolge wurde die Abrechnung für 2015 korrigiert, nicht jedoch jene von 2012 bis 2014. „**Eine Erstattung ist bis heute nicht erfolgt**“, beklagt **Buchner**. Es geht um fehlende 35 000 Euro, die

Buchner nun schlichtweg mit dem laufenden Betriebskostenanteil verrechnet, den Sindelsdorf an die VG zu zahlen hat. In der jüngsten VG-Sitzung drohte nun Vorsitzender **Hans Kiefersauer** erstmals „**Rechtsmittel**“ an, wenn Sindelsdorf nicht zahle. Buchner zeigt ihm die kalte Schulter: „Ich warte nach wie vor auf eine abschließende Regelung der zu Unrecht erhobenen und bezahlten Betriebskosten für die vergangenen Jahre“, sagt der Sindelsdorfer Bürgermeister. Das sei sogar **mehrfach besprochen und vereinbart** worden. „Insofern erschließt sich mir nicht, was der Kollege Kiefersauer rechtlich durchsetzen will.“ msh

Haushalt

Zum Hintergrund: Erstmals seit Bestehen der neuen Anlage sinkt die Betriebskostenumlage um 68 000 Euro. Hintergrund sind zurückgehende Ausgaben im Abwasserbereich, etwa beim Klärschlamm. „Für diese Entsorgung dürften im Haushaltsjahr wesentlich weniger Kosten entstehen“, sagte Kämmerer Hans Fischhaber. Veranschlagt sind 81 000 Euro, das sind 44 000 Euro weniger als im Jahr zuvor. „Sowohl der Trockensubstanz-Gehalt als auch die Mengen sind rückläufig.“

Hintergrund

Zur Erklärung: Der Trockensubstanz-Gehalt (TS-Gehalt) ist ein wichtiger Faktor bei der Entsorgung von Klärschlamm und ausschlaggebend für den Preis. Je höher der TS-Gehalt, desto höher ist auch der Kubikmeter-Preis, den die Entsorgungsfirma in Rechnung stellt.

Wie unsere Zeitung schon im Winter recherchiert hat, war der TS-Gehalt in den ver-

gangenen Jahren auf der Anlage ungewöhnlich hoch: Er lag 2013, 2014 und 2015 bei sechs Prozent. Zum Vergleich: 2016 ist der TS-Gehalt auf vier Prozent gesunken. Die Feststellung, dass der Gehalt nun sinkt, ist ein weiterer wichtiger Baustein dafür, das äußerst komplexe „Puzzle Kläranlage“ zusammenzusetzen und aufzuklären.

Viele Daten aus den vergangenen Jahren gab die Verwaltung erst auf den massiven Druck unserer Zeitung bekannt. Wie im März berichtet, soll es auf der Kläranlage und bei der Auftragsvergabe im Rathaus bis 2015 jahrelang zu größeren Unregelmäßigkeiten gekommen sein. Es waren 13 Kläranlagen-Schlüssel in Umlauf, so dass werkstrenge Personen auch außerhalb der Anlieferungszeit auf das Areal gelangen konnten.

Allem Anschein nach ist es zu unkontrollierten Einleitungen von Fäkalien gekommen. Der Werksleiter wurde nach Bekanntwerden versetzt und ist jetzt bei der Verwaltungsgemeinschaft unter anderem für die Kanalbetreuung zuständig.

Neue Investitionen

Zurück zur Haushalts-Sitzung: Laut Kämmerer Fischhaber werden unter anderem auch die Kosten für den Unterhalt des Grundstücks, für die baulichen Anlagen und den Strom sinken. Die VG wird auf der Anlage jedoch auch investieren müssen – nämlich in eine neue Fällmittelstation. Diese ist wichtig, um das Phosphat zu binden. Kosten: 100 000 Euro. Diese Investition wirft erneut Fragen auf, nämlich nach dem baulichen Zustand der Anlage. Fällmittel ist ein wasserföhrer Stoff, der sachgemäß gelagert werden muss.

In der Sitzung wurde erstmals auch bekannt, dass das von der VG beauftragte Gutachten zur Aufklärung der Angelegenheit (wir berichteten) 20 000 Euro kostet. Laut Hans Kiefersauer soll es „in drei Wochen“ fertig sein.

Rechnungsprüfung

Thema der Sitzung war auch die Prüfung der Rechnungen aus dem Jahr 2015, durchgeführt unter Vorsitz

von Bürgermeister Pössenbacher. In seinem Bericht kritisierte er verschiedene Punkte, unter anderem Fehler bei der Vergabe der Klärschlammprüfung. Auffallend sei auch gewesen, dass man eine Rechnung für Arbeitskleidung entdeckt habe, ausgestellt von einem örtlichen Trachtengeschäft. „Das verkauft auch Arbeitskleidung“, sagte daraufhin Kiefersauer.

Arbeitszeiten

Pössenbacher hinterfragte außerdem die Verrechnung von Arbeitszeiten. Es geht darum, dass die Arbeitszeit des Benediktbeurer Bürgermeisters für VG-Arbeiten bezahlt wird. Laut Pössenbacher ist das in anderen Gemeinden „absolut unüblich“. Laut Kämmerer Fischhaber stammt dieser Beschluss aus dem Jahr 1986. Der Betrag werde von der VG an die Gemeinde und nicht an den Bürgermeister überwiesen. Pössenbacher stellte den Antrag, diesen Beschluss aufzuheben. Das Thema wurde dann kurzerhand in den nichtöffentlichen Sitzungsteil verlegt. Um

KOMMENTAR

Vertrauen wird verspielt

In der Kläranlagen-Affäre sind immer noch viele Fragen offen. Es ist verständlich, warum sich die Gemeinde Benediktbeuern bis heute nicht detailliert öffentlich dazu äußert, obwohl dies nach dem ersten umfangreichen Bericht in unserer Zeitung im März angekündigt wurde. Mehrere Anfragen verliefen bislang im Sand. Selbst Gemeinderäte, die sich in einer Sitzung kritisch zu Wort melden, werden auf den nichtöffentlichen Teil vertröstet. Man muss mal ganz klar sagen: Mit jedem Tag, an dem sich die Gemeinde Benediktbeuern, die gleichzeitig die VG führt, nicht dazu äußert, steigt das Misstrauen gegenüber der Arbeit der Verwaltung. Denn die Rathausspitze vermittelt keinesfalls den Eindruck, die Lage im Griff zu haben und sich der Tragweite der Angelegenheit bewusst zu sein.

Es geht hier um 7000 Bürger, die sich darauf verlassen können müssen, dass die kommunale Abwasserbeseitigung einwandfrei läuft. Doch noch sind viele Fragen offen. Zum Beispiel: Welchen Arbeitsauftrag hat eigentlich der Gutachter genau? Welche Unterlagen werden ihm zur Verfügung gestellt? Wie unabhängig kann er arbeiten? Die Angelegenheit ist sehr komplex und betrifft nicht nur die VG, sondern auch übergeordnete (Kontroll-)Behörden. Denn möglicherweise wurde diese Anlage zu groß gebaut. Wer übernimmt die Verantwortung? Wer kommt für den Schaden auf? Es ist Zeit, endlich lückenlos alles aufzuklären.



Christiane Mühlbauer

Sie erreichen die Autorin per E-Mail an christiane.muehlbauer@toelzer-kurier.de

welchen Betrag es sich handelt, wurde nicht gesagt. Auf Nachfrage unserer Zeitung am folgenden Tag erklärte Kiefersauer, man habe nicht öffentlich nicht darüber gesprochen und werde es in der nächsten VG-Sitzung öffentlich besprechen. Einen Termin dafür gibt es noch nicht.

Dienstanweisungen

Bei der Zusammenkunft wurde auch noch über ein anderes Thema, das indirekt in Zusammenhang mit der Kläranlage steht, hitzig diskutiert. Es geht um Folgendes: Der Bichler Bürgermeister, zugleich Zweiter VG-Vorsitzender, ist rein rechtlich den Mitarbeitern der VG gegenüber nicht weisungsbefugt. Das heißt: Er kann einem Mitarbeiter keine Anweisung geben, sollte jemand sich weigern, seine Arbeit auszuführen. Pössenbacher machte in der Sitzung deutlich, dass sich das ändern muss. „Wir sind dran“, sagte Kiefersauer. „Aber solange die Sache nicht abgeschlossen ist, bin ich weisungsbefugt.“ Pössenbacher konkretisierte, dieses Thema habe er schon im November 2016 angesprochen und eingefor-

dert. Den Vorwurf von Pössenbacher und dem Bichler Gemeinderat Michael Eberl, in der Verwaltung werde „gewurschelt“, wollte sich Kiefersauer nicht machen lassen: „Unsere Verwaltung arbeitet sauber.“ Darauf Pössenbacher: „Aber du hast zu Beginn deiner Amtszeit selbst gesagt, dass es hier Bereiche gibt, in denen geschludert wird.“

Die anderen Räte waren von dem Thema Dienstanweisungen sichtlich überrascht. „Bespricht ihr das alle nur unter euch? Ich weiß von nichts“, sagte Rudi Mühlhans aus Benediktbeuern. Auf seine Vermittlung einigten sich Pössenbacher und Kiefersauer immerhin darauf, diese Sache bis Jahresende geklärt zu haben.

Pössenbacher, der bis dato gedroht hatte, er werde dem Haushalt nicht zustimmen, wenn das Thema nicht geklärt werde, rang sich dann nach kurzem Zögern doch zur Zustimmung durch.

Der Haushalt ging also einstimmig durch – nochmal versehen mit den mahnenden Worten von Kilian Streidl aus Bichl, die Verwaltungsumlage im Blick zu behalten, die in den vergangenen zehn Jahren stark gestiegen sei.

Rocker-Affäre offenbart Machtmissbrauch der Polizei

Bespitzelung der eigenen Mitarbeiter, frisierte Ermittlungsakten, vertuschte Untersuchungen – die Vorwürfe gegen ranghohe Polizeiführer in Kiel klingen unglaublich. Zwei Journalisten recherchieren und lassen sich auch durch den Druck der Staatsmacht nicht beirren. Sie decken eine ungeheure Affäre auf.

Zwischen 2010 und 2013 läuft in Schleswig-Holstein ein intensiver Krieg zwischen verschiedenen Rockerbanden. Die Ermittler arbeiten unter Hochdruck, nehmen zahlreiche Rocker fest und stellen sie vor Gericht. Dem Gericht fehlen jedoch entscheidende Aussagen. Sie stammen von einem Spitzel, der die Polizei mit Informationen aus der Rockerszene versorgte.

Offenbar waren die Akten manipuliert worden. Ermittler, die das nicht mitmachen wollten, wurden unter Druck gesetzt und entfernt. Das Innenministerium hat damals die skandalösen Vorgänge intern untersucht – und unter den Teppich gekehrt.

Im Sommer 2016 bekommt Bastian Modrow, Polizeireporter der Kieler Nachrichten, Hinweise auf die Vorgänge. Im Zentrum stehen der Landespolizeidirektor und der Leiter der Polizeiabteilung im Innenministerium. Zusammen mit Chefredakteur Christian Longardt deckt Modrow in monatelanger Kleinarbeit die Hintergründe auf und belegt die Vorwürfe mit Fakten. Die beiden Redakteure treffen sich mit Informanten auf Waldwegen oder in Einkaufszentren, stets ohne Handy. Zu groß ist die Angst, geortet und abgehört zu werden.

Bei ihrer Recherche werden die Journalisten massiv diffamiert und in einer Weise angegriffen, die sie so noch nie erlebt haben. Ihre Antwort sind klare Fakten, sichere Quellen und nachprüfbare Belege. Die Recherchen werden in zahlreichen Berichten und Analysen aufbereitet. Sie zeigen schwere rechtsstaatliche Defizite in der Führung der Landespolizei auf – von der Manipulation von Ermittlungsakten bis hin zu einem Machtssystem, das auf Angst, Bespitzelung und Mobbing von Kollegen beruht.

Die beharrliche Berichterstattung hat Konsequenzen: Die beiden Hauptverantwortlichen müssen ihre Posten räumen. Inzwischen beschäftigt sich ein Untersuchungsausschuss des Kieler Landtags mit der Affäre.



Preis in der Kategorie Recherche
Begründung der Jury
*Skandale beim LKA
couragiert enthüllt*

Die Vorwürfe klingen unglaublich: Hat der ranghöchste Polizist der Landespolizei Mitarbeiter gemobbt, gar bespitzelt? Waren Ermittlungsakten zu einem Rockerüberfall bewusst manipuliert worden? Und hat man die Ergebnisse einer internen Untersuchung vertuscht? In mühevoller Kleinarbeit recherchieren Bastian Modrow und Christian Longardt die Hintergründe, belegen Vorwürfe mit Fakten. Trotz heftigster Anfeindungen und Widerstands aus Polizei und Politik bleiben sie auf Kurs. Ihre Arbeit führt dazu, dass die Politik reagieren muss und die Hauptverantwortlichen ihre Posten verlieren. Der Rechtsstaat setzt sich am Ende durch – nicht zuletzt dank der herausragenden Leistung der Journalisten vor Ort.

Kontakt: Christian Longardt,
Chefredakteur,
T + 49 431 / 903-2900,
Christian.longardt@kieler-nachrichten.de

Medium: Kieler Nachrichten
Auflage: 86.000
Verbreitungsgebiet:
Schleswig-Holstein
Anzahl Lokalteile: 5
Redaktionsgröße: Circa
80 Redakteure/-innen

Tipp:

„Bei Recherchen für ein solches Thema braucht man ein dickes Fell, den Rückhalt in der Redaktion, vor allem aber die Überzeugung, dass die Geschichte steht und trägt.“



ROCKER-AFFÄRE

Neue Vorwürfe gegen Chef der Landespolizei

Unterlagen sprechen für Aktenmanipulation: LKA Kiel soll „etwas gedreht“ haben, um Aussage von wichtigem Spitzel zurückzuhalten. War es der Boss der verbotenen Bandidos Neumünster?

VON BASTIAN MODROW
UND CHRISTIAN LONGARDT

KIEL/NEUMÜNSTER. Die Rocker-Affäre bei der Landespolizei zieht immer weitere Kreise. Es geht um gezielte Aktenmanipulation im Landeskriminalamt (LKA). Dafür sprechen Unterlagen, die die Kieler Nachrichten einsehen konnten, sowie verschiedene weitere Quellen. Die Vorwürfe richten sich gegen Landespolizeidirektor Ralf Höhs sowie den Leiter der früheren Sonderkommission Rocker, Mathias E. Demnach hat die Polizei vor und nach dem Verbot der Bandidos Neumünster vom April 2010 ein – mutmaßlich hochrangiges – Mitglied der Rockergruppe als Spitzel beschäftigt, dessen Informationen als absolut verlässlich galten. Dennoch wurde im LKA entschieden, die Aussage des Informanten, man habe in einem Strafverfahren den Falschen verhaftet, unter den Tisch fallen zu lassen. Dafür müsse „etwas gedreht“ werden, zitieren Teilnehmer einer internen Besprechung den So-

ko-Leiter. Bei dem Informanten handele es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den Präsidenten der Bandidos Neumünster, Ralf B., wie verschiedene mit den streng geheimen Vorgängen vertraute Personen unserer Zeitung unabhängig voneinander sagten.

„Eine zuverlässige Informationsquelle, auf die man sich zu 100 Prozent verlassen kann“

V-Mann-Führer der Soko Rocker in einem Gesprächsvermerk

Die Schilderung der Soko-Besprechung ist Teil eines umfangreichen Dokuments, das im Mai 2011 an das Innenministerium unter dem damaligen Ressortchef Klaus Schlie (CDU) adressiert war. Ein Ministeriumssprecher bestätigte am Montag den Eingang. Der Kieler Anwalt Michael Gubitz erklärte auf Anfrage, das Papier verschickt zu haben. Höhs, heute ranghöchster Polizist des Landes, war zu der

fraglichen Zeit als Vize-Chef des LKA mit den Rocker-Ermittlungen betraut. Wie berichtet, warfen zwei frühere Ermittler Höhs und Soko-Chef E. vor, im Verfahren wegen einer blutigen Messerstecherei im Januar 2010 in Neumünster darauf hingewirkt zu haben, die Aussage des V-Mannes aus der Akte fernzuhalten. Ein Rocker, der laut der Aussage erst nach der Tat in einer „Subway“-Filiale vor Ort eingetroffen war, blieb so in Summe rund zwei Monate in U-Haft. Als die LKA-Ermittler gegen das aus ihrer Sicht rechtswidrige und strafbare Vorgehen protestiert hätten, seien sie massiv unter Druck gesetzt und zwangsversetzt worden, sagen die Männer.

Im Juni 2010 sagte ein sogenannter V-Mann-Führer im LKA den beiden Ermittlern ausweislich eines Gesprächsvermerks, der Informant sei „seit einem sehr langen Zeitraum eine zuverlässige Informationsquelle (...), auf die man sich zu 100 Prozent verlassen könne“. Dessen Aussage dürfe aber nicht in die Akte gelan-

„Wenn entlastende Aussagen vorliegen, müssen sie zwingend ins Verfahren einfließen.“

Michael Gubitz,
Kieler Rechtsanwalt

gen, dies habe er der Quelle versprochen. Der Informant sei selbst Beschuldigter in dem Strafverfahren, so der Kontaktbeamte. Das LKA habe damit gegen mehrere Rechtsgrundsätze verstoßen, sagt Gubitz, der einen der beiden LKA-Ermittler vertritt. „Wenn entlastende Aussagen vorliegen, müssen sie zwingend ins Verfahren einfließen.“ Eine „strafbare Tatbeteiligung“ schließe aber auch eine V-Mann-Tätigkeit in demselben Komplex aus. Man hätte sorgfältig prüfen müssen, ob sich die LKA-Spitze der Freiheitsberaubung und Strafvereitelung im Amt schuldig gemacht habe, sagt Gubitz.

Am Tag einer Großrazzia, bei der in Neumünster mehrere Bandidos, darunter der Neo-

nazi Peter B., festgenommen worden waren, verbot Schlie Ende April 2010 die Neumünsteraner Bandidos und die Hells Angels Flensburg. Vorausgegangen war eine Welle von Gewalt. Von Schlie, den Wahlsieger Daniel Günther (CDU) im April 2017 erneut als Kandidaten für das Ministeramt präsentiert hatte, gab es bis Montagabend noch keine Stellungnahme. Bei der Kieler Staatsanwaltschaft war einer der beiden protestierenden Ermittler am 8. Juli 2010 mit einem selbst verfassten Vermerk über die Aussage des Spitzels vorstellig geworden. Nach dem Schreiben von Gubitz vom Mai 2011 leitete die Behörde eine Vorprüfung ein, sah aber keinen Anlass für weitergehende Ermittlungen.

Das Urteil im „Subway“-Fall erging im Frühjahr 2011; Peter B. bekam drei Jahre und neun Monate, die Ermittlungen gegen Ralf B. waren vor Prozessbeginn eingestellt worden. Ende 2013 wurde Höhs Landespolizeidirektor.

» LEITARTIKEL | 2, SH | 10 UND 11

Rocker-Affäre: Wie eine Aussage verschwand

Dokumente schüren einen schweren Verdacht: Um einen Spitzel zu schützen, unterdrückte das Landeskriminalamt Informationen

VON CHRISTIAN LONGARDT
UND BASTIAN MODROW

KIEL/NEUMÜNSTER. Die Zuschauer im Saal der 10. Großen Strafkammer sitzen hinter Panzerglas, vor dem Landgerichtsgebäude patrouillieren schwer bewaffnete Polizisten: So beginnt am 26. Oktober 2010 in Kiel der Prozess gegen vier Mitglieder der Bandidos wegen gefährlicher Körperverletzung und schweren Raubes. Der jüngste Angeklagte ist 25, der älteste heißt Peter B., 37 Jahre alt, mehrfach vorbestrafter Gewaltverbrecher und militanter Neonazi.

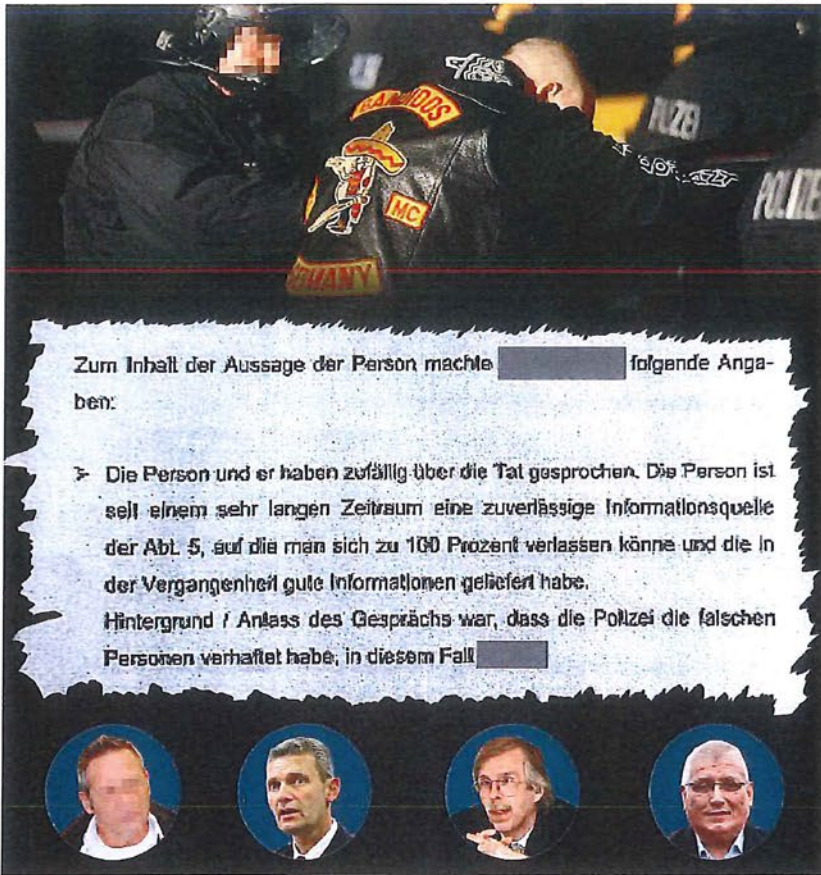
Es ist die Hochzeit des „Rocker-Krieges“ in Schleswig-Holstein. In einem Parallelverfahren müssen sich drei Hells Angels wegen eines Überfalls auf zwei Anhänger der Bandidos vor einem Kieler Fitness-Center verantworten. Neonazi B. und seine Kumpane sollen für eine Messerattacke auf Mitglieder der rivalisierenden Red Devils in einer „Subway“-Filiale in Neumünster im Januar 2010 verantwortlich sein, einem der schwer verletzten Opfer wurde dabei eine Arterie durchtrennt. Peter B. und 13 weitere Bandidos wurden im April bei einer Razzia festgenommen, darunter Nils H. Er wird später freigesprochen, muss aber knapp zwei Monate in U-Haft sitzen – davon einige Wochen, obwohl ihn ein zuverlässiger Polizei-Informant entlastet hatte.

Die Gesprächspartner haben Angst, in Ungnade zu fallen

Dies ergibt sich aus Dokumenten, in die die Kieler Nachrichten Einblick genommen haben, ebenso wie aus Aussagen von Personen aus dem Umfeld des heutigen Landespolizeidirektors und damaligen LKA-Vize Ralf Höhs. Niemand spricht offen über diese Dinge, natürlich nicht. Erst recht keine Beamten, die Geheimnisverrat begehen, wenn sie mit der Presse reden. Bei jedem Gespräch mit der Redaktion ist die Angst dabei, entdeckt zu werden und selbst in Ungnade zu fallen. So wie es den beiden erfahrenen Ermittlern erging, die sich Mitte 2010 raute, intern die Stimme zu erheben gegen ein Vorgehen, das für sie unvernehmbar war mit den Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit, zugleich mit dem politischen Grundsatz der Aktenklarheit und Aktenwahrheit.

Die beiden Ermittler X und Y sitzen in der Soko Rocker des LKA und führen die Ermittlungen in dem Fall aus Neumünster, als sie am 10. Juni 2010 von einem Kollegen, einem sogenannten V-Mann-Führer, in den Räumen der LKA-Abteilung 5 (verdeckte Ermittlungen) eine brisante Information erhalten. Eine langjährige, vertrauenswürdige Quelle habe ihm am Vortag gesagt, dass sich Nils H. zur Tatzeit gar nicht beim Schnellrestaurant in Neumünster aufgehalten habe. So steht es im Gesprächsvermerk, den H. am 17. Juni anfertigt. Auch ein zweiter U-Häftling wird von „der Person“, wie der Informant in den Papieren genannt wird, entlastet. Diese Aussagen aber dürften nicht in der Ermittlungsakte dokumentiert werden, das habe er, der Kontaktbeamte, „der Person“ versprochen. Obwohl der Informant von Seiten der Abteilung 5 gar „keine Vertraulichkeit“ erhalten habe.

Am 8. Juli wird X gemeinsam



Zum Inhalt der Aussage der Person machte [REDACTED] folgende Angaben:

➤ Die Person und er haben zufällig über die Tat gesprochen. Die Person ist seit einem sehr langen Zeitraum eine zuverlässige Informationsquelle der Abl. 5, auf die man sich zu 100 Prozent verlassen könne und die in der Vergangenheit gute Informationen geliefert habe. Hintergrund / Anlass des Gesprächs war, dass die Polizei die falschen Personen verhaftet habe, in diesem Fall [REDACTED]

Einer der zwangsversetzten LKA-Ermittler schrieb diese Gesprächsnotiz nach einem Treffen mit dem sogenannten V-Mann-Führer. Die Aussage des bis heute geheim gehaltenen Spitzels wollten Vorgesetzte aber nicht in der Ermittlungsakte sehen. Mehrere Quellen sagen, es handele sich um den Ex-Präsidenten der verbotenen Bandidos Neumünster (ganz links). Der Fall erhöhe den Druck auf Landespolizeidirektor Ralf Höhs (2. v. li.). Oberstaatsanwalt Alexander Ostrowski (3. v. li.) führte 2010/11 die Ermittlungen, Klaus Schlie (re.) war Innenminister.

mit einem Kollegen bei der Staatsanwaltschaft vorstellig, übergibt einen selbst verfassten Vermerk über die Aussage des Informanten an den für den Fall zuständigen Oberstaatsanwalt Alexander Ostrowski.

➔ In der Frühbesprechung erklärt der Chef der Soko, dass für die Akte „etwas gedreht“ werden muss.

Mit Folgen: Nur einen Tag später sei X durch Höhs der „Subway“-Fall entzogen worden, zwei Wochen darauf habe X gegen seinen Willen in einer neuen Abteilung anfangen müssen, schildert Patrick Breyer, Piraten-Fraktionschef im Landtag, der ebenfalls Dokumente eingesehen hat. Auch der Leiter der Soko Rocker,

Was das Strafgesetzbuch sagt

Der Straftatbestand der Freiheitsberaubung ist in Paragraph 238 des Strafgesetzbuches geregelt. „Wer einen Menschen einsperrt oder auf andere Weise der Freiheit beraubt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“ Auch der Versuch ist strafbar. Wenn der Täter das Opfer länger als eine Woche der Freiheit beraubt, ist laut Gesetz eine Freiheitsstrafe zwischen einem Jahr und zehn Jahren anzusetzen. In minder schweren Fällen sind mindestens

sechs Monate zu verhängen. Wer etwa als Polizist wichtige Akten in einem Ermittlungs- und Strafverfahren verschwinden lässt, muss selbst mit Ermittlungen rechnen, und zwar wegen Strafreitelung im Amt. Das ist in Paragraph 258 des Strafgesetzbuches geregelt. Die Mindeststrafe hier sind sechs Monate, Höchststrafe: fünf Jahre. Bei der Berliner Polizei, der eine Manipulation der Akten im Fall Anis Amri vorgeworfen wird, geht es genau um diesen Tatbestand.

Was X und Y irritiert: E. hat die Informanten-Aussage offenbar schon seit Tagen gekannt, ohne sie, die beiden zuständigen Ermittler, zu informieren. Und dass auch der V-Mann-Führer schon zwei Wochen vor dem 9. Juni Bescheid wusste. Doch alle Bemühungen von X, die Identität des Informanten zu erfahren, um so die wahren Täter aufzuspüren, scheitern. Im Juli hat der V-

„Es ist zu prüfen, ob sich die beteiligten Personen der Begehung einer Straftat oder eines Dienstvergehens verdächtig gemacht haben.“

Michael Gubitz,
Kieler Anwalt für Strafrecht

Mann-Führer schließlich doch noch einen Vermerk über die Aussage geschrieben, der auch Teil der Akte geworden ist. Das Papier sei in einigen Punkten aber falsch, verkürzt oder unvollständig, moniert LKA-Mann Y. So wird behauptet, „eine Konkretisierung der Angaben war nicht möglich“ – obwohl der Kontaktbeamte den beiden Ermittlern deutlich mehr erzählt hatte. Als Y die Korrektur verwehrt wird, will auch er nicht mehr weiter ermitteln. Soko-Chef E. droht mit weiteren Konsequenzen, falls sich H. nicht „loyal“ verhalte.

Im November wird Y in eine andere Abteilung versetzt. Heute sind beide nicht mehr beim LKA – aber leisten noch immer als Polizeibeamte ihren Dienst. Reden wollen die beiden nicht.

Im November hätten sie noch einmal schriftlich bei Höhs gegen das Verschweigen der Zeugenaussage protestiert, berichten beide Ermittler laut Unterlagen, „Remonstration“ heißt das im Bürokratisch-deutsch. Höhs habe die Eingabe

als unbegründet abgewiesen und die Beamten befehligt, dass es für eine Aussage vor Gericht einer Genehmigung bedürfe. Später erhalten beide Ermittler zwar eine Erlaubnis, die aber ist beschränkt – die entlastende Aussage dürfen sie nicht offenlegen. Mit Datum vom 10. Dezember geht beim Landgericht eine vom Innenministerium ausgestellte „Sperrklärung“ ein; eine Aussage vor Gericht wird dem anonymen Spitzel nicht gestattet, dessen Sicherheit nicht garantiert werden, heißt es zur Begründung.

V-Mann-Führer trug vor Gericht einen falschen Bart

Der V-Mann-Führer darf aussagen, erscheint aber in bizarrer Maskerade: mit Brille, angeklebtem Bart und langer, blonder Perücke. Ein erstaunlicher Aufzug, sagt ein Prozessbeteiligter, sei derselbe Kontaktbeamte doch in anderen Rockerverfahren unmaskiert aufgetreten. So einen Aufwand treibe man nicht, um einen normalen Zeugen zu schützen, sagen Insider. Ihr Rückschluss: „Die Person“ müsse ein hochrangiger Bandido sein. Ein Insider: „Jahrelang hatte die Polizei zuvor versucht, einen Informanten in den oberen Rocker-Etagen zu platzieren.“ Nun scheint es geglickert. Mehrere Quellen sagen, es handele sich bei dem Informanten um keinen Geringeren als Frank B., den Präsidenten der Bandidos Neumünster. Dessen

Handy war am Tatort geortet worden. Er kommt in dem Verfahren aber ohne Strafe davon, kurz vor Prozessöffnung werden die Ermittlungen gegen ihn eingestellt. Da sind die Neumünsteraner Bandidos schon verboten.

Im Prozess vertritt Oberstaatsanwalt Alexander Ostrowski die Anklage. Jener Ostrowski, an den sich X im Juli 2010 noch hilfesuchend gewandt hatte. Am Montag teilte ein Sprecher der Staatsanwaltschaft mit, der Vermerk des Beamten X sei „zur Akte gereicht“ worden, „da er für das Verfahren gefertigt worden ist“. Dem widersprach der Kieler Anwalt Philipp Marquort, im Prozess Verteidiger von Peter B.: „In den Akten, die mir übersandt worden sind, sowohl von der Staatsanwaltschaft als auch dem Gericht, befand sich kein Vermerk des Beamten vom 8. Juli 2010.“ Nur der Vermerk des V-Mann-Führers sei enthalten gewesen.

Auch das Ministerium war über die Vorwürfe informiert

Am 2. Mai 2011 regt Y über Anwalt Michael Gubitz schriftlich straf- und dienstrechtliche Ermittlungen gegen seine Vorgesetzten an. Im LKA werden die Büros der Ermittler, in Augenschein“ genommen. Die Behördenleitung wittert offenbar Geheimnisverrat. Informiert über die Vorwürfe gegen das LKA waren alle einschlägigen Stellen, das jedenfalls ergibt sich aus dem Verteiler des Briefes, den Anwalt Gubitz im Mai verschickte. Darin schildert der Strafverteidiger, der auch schon Hells Angels, THW-Manager Uwe Schwenger und Ex-Schulministerin Waltraud Wende vertreten hat, ausführlich den Sachverhalt und empfiehlt eine Prüfung, „ob sich die beteiligten Personen der Begehung einer Straftat oder eines Dienstvergehens verdächtig gemacht haben“. Unmittelbarer Adressat des Schreibens war das Innenministerium von Ressortchef Klaus Schlie (CDU), Kopien gingen dem Anwalt zufolge an das damals FDPgeführte Justizministerium von Minister Emil Schmalfuß, den Mobbing-Arbeitskreis der Landespolizei sowie an den inzwischen pensionierten Leiter der Kieler Staatsanwaltschaft, Peter Schwab.

Die Staatsanwaltschaft Kiel prüft die Vorwürfe der Ermittler, sieht aber keinen hinreichenden Verdacht auf eine Straftat. Auch vom LKA angeordnete dienstrechtliche Ermittlungen von Beamten aus Mecklenburg-Vorpommern enden mit der Feststellung, die Vorwürfe von X und Y ließen sich nicht bestätigen. Einzige die von Y eingeschaltete Mobbing-Arbeitsgruppe der Landespolizei kommt im Jahr 2013 zu einer anderen Haltung – auch wenn das Gremium beklagt, man habe ihm den Zugang zu wichtigen Informationen verweigert. Dennoch empfehlen Polizeipsychologin, -arzt und -seelsorgerin eine weitere Untersuchung „auf höherer Ebene“, sprich: im Innenministerium. Auch im Interesse von Ralf Höhs.

Doch das geschieht nicht. Offiziell heißt es, die Anschuldigungen seien schon „vollumfänglich erläutert und geprüft“ worden. Der Innenminister im Jahr 2013 heißt Andreas Breitner (SPD). Er hat dem Vernehmen nach keine Kenntnis von dem Bericht der Mobbing-Experten gehabt.

„Wir waren alle schon schizophren“

Ehemalige Mitglieder der Soko Rocker erinnern sich an ein Klima des Misstrauens und die Angst, von den Kollegen heimlich überwacht zu werden

VON BASTIAN MODROW UND
CHRISTIAN LONGARDT

KIEL/NEUMÜNSTER. Das Landeskriminalamt hatte das Kapitel so gut wie abgeschlossen. Doch die aktuellen Vorwürfe gegen die oberste Polizeiführung lenken den Blick noch einmal auf den „Rocker-Krieg“, der in den Jahren 2010 bis 2013 seinen Höhepunkt erreichte – und auf interne Vorgänge, die erst jetzt – Jahre später – Stück für Stück ans Licht kommen.

Der Reihe nach: Als Reaktion auf die immer härter werdenden Auseinandersetzungen zwischen den rivalisierenden Gruppen gab Innenminister Klaus Schlie (CDU) das Motto „Null Toleranz“ aus und verbot im April 2010 nach einer Großrazzia, bei der rund 1000 Beamte ausgeschwärmt waren, die Bandidos Neumünster und die Hells Angels Flensburg. „Das Ministerium hat enorm viel Druck gemacht“, erinnert sich ein Mitarbeiter der damaligen Sonderkommission Rocker. „Die Politik wollte Ergebnisse sehen, weil die Sache mit den Rockern immer heftiger wurde. Wir haben bis zum Limit gearbeitet.“

Es gab tatsächlich Indizien für eine undichte Stelle

Zusätzlich verschärft habe sich die Situation in der Abteilung, als der Verdacht aufkam, Informationen würden an Rocker „durchgereicht“. Dafür habe es tatsächlich Indizien gegeben, berichten mehrere Beamte. So sei der Name eines Polizisten im Zuge einer Telekommunikationsüberwachung (TKÜ) von Rockern konkret genannt worden. Informanten und Kronzeugen aus der Szene hätten ebenfalls Hinweise auf „Maulwürfe“ in den Reihen der Polizei gegeben.

Im LKA war Vize-Chef Ralf Höhs für die Ermittlungen zuständig, arbeitete Hand in Hand mit dem Soko-Leiter Mathias E. „Wir sind in der Zeit, in der wir mit Höhs zusammenarbeiten mussten, alle schon schizophren geworden“, vertraut ein ehemaliges Soko-Mitglied unserer Zeitung an. „Niemand konnte mehr sicher sein, dass nicht nachts die Haustür aufgebrochen wird, weil Höhs der Meinung ist, man sei ein Maulwurf.“ So kursierte damals im LKA auch diese Geschichte: Als ein Soko-Mann nach Feierabend auf seiner Grundstücksauffahrt aus dem Privatauto stieg, habe er neben dem Fahrzeug einen silbrig-schwarzen Gegenstand gefunden – den der Ermittler sofort als GPS-Sender erkannt habe.

Bei der Suche nach „undichten Stellen“ geriet Ermittler-Aussagen zufolge auch eine Kriminalpolizistin ins Visier, die 2012 in der Datenerfassung tätig gewesen sei. Ein Informant aus der Szene, Steffen R., hatte sie bezichtigt, die Hells Angels mit Informationen versorgt zu haben. Als Gegenwert habe sie angeblich Drogen bekommen. „Der Verdacht gegen sie war von Anfang an vage, die Beweislage dünner als dünn“, berichtet ein Insider. Trotzdem seien Höhs und Co. „mit gnadenloser Härte“ vorgegangen. Die Frau wurde suspendiert. Noch während der internen Ermittlungen gegen die Verdächtige habe der heutige Landespolizeidirektor gesagt, „er wolle sie hier nicht mehr sehen, die müsse hier weg“, erinnert sich ein früherer Polizist.

Wie mehrere Quellen unabhängig voneinander berichten, seien Ermittler nicht nur zu einer Hausdurchsuchung bei der Kollegin angerückt, es seien auch Telefonate abgehört worden. „Ich erinnere mich, dass eine Kollegin, die

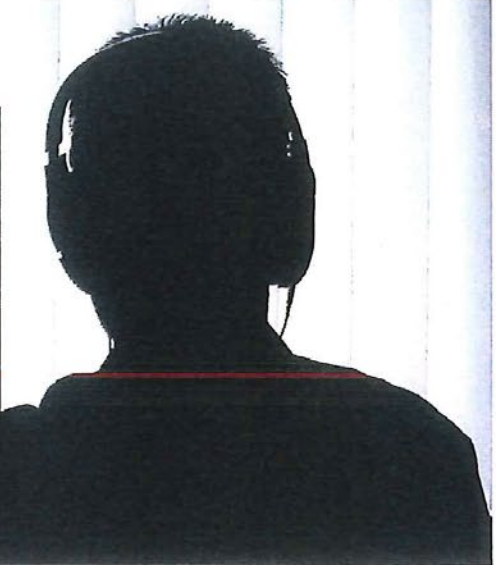
mit der beschuldigten Frau befreundet gewesen ist, sich später einmal gegenüber Kollegen beklagt hat, es nicht lustig zu finden, dass der Inhalt sehr persönlicher Gespräche mit ihr von Kollegen anderer Abteilungen mitgehört worden ist.“ Der „Maulwurf“-Verdacht bestätigte sich am Ende nicht. „Die Frau war zwar rehabilitiert, aber innerlich ge-

Der Verdacht gegen sie war von Anfang an vage, die Beweislage dünner als dünn. Trotzdem gingen Höhs und Co. mit gnadenloser Härte vor.

Ein Insider der Soko Rocker über das Vorgehen gegen eine Beamtin

brochen – und die Abteilung verlassen musste sie auch“, sagt ein Ex-Fahnder. Die Kollegin arbeitet heute auf einer Dienststelle im südlichen Schleswig-Holstein.

Ein pensionierter Polizist berichtet von mindestens drei weiteren Fällen, in denen Kollegen zu Unrecht unter Verdacht gerieten. Dabei handele es sich um einen Beamten aus Neumünster, der nach Informationen unserer Zeitung ebenfalls Hilfe bei der neu eingerichteten Polizeibeauftragten des Landes gesucht hat, und zwei weitere Ermittler aus



Kiel. „Das Vorgehen gegen diese Menschen war immer gleich: Man ist morgens zu Hausdurchsuchungen gestartet, genau zu der Zeit, in der die Kinder sich fertig gemacht haben für Kindergarten oder Schule, und stets so, dass es die Nachbarschaft mitkriegen musste“, sagt der Beamte. Mehrere Quellen haben keinen Zweifel daran, dass die Betroffenen überwacht worden sind: „Wie sonst hätte man denn an belastende Informationen kommen sollen?“ Grundsätzlich ist für TKÜ-Maßnahmen ein richterlicher Beschluss notwendig. Einzige Ausnahme: Wenn Gefahr im Verzug ist, reicht eine einfache Genehmigung der Staatsanwaltschaft.

Innerhalb des LKA wurde und wird bis heute spekuliert, ob die Erlaubnis zum Abhören in allen Fällen vorgelegen hat. Aufklären lässt sich dies nicht mehr: „Die Frage nach etwaigen TKÜ-Maßnahmen gegen Mitarbeiter der Soko Rocker kann von hier aus nicht verlässlich beantwortet werden“, sagt Wolf Gehrmann, Sprecher im Justizministerium. Über förmliche Ermittlungsverfahren wäre das Ministerium zwar informiert worden. Dies sei jedoch im Nachgang nur bezogen auf die Namen konkret Beschuldigter recherchierbar. „Berichte über TKÜ-Maßnahmen gegen Soko-Mitarbeiter sind hier jedenfalls nicht erkennbar“, sagt Gehrmann.

Ehemalige Ermittler des LKA sprechen von einem „Klima der Angst“, das in der inzwischen aufgelösten Soko geherrscht habe. „Keiner traute sich mehr, den Mund aufzumachen“, sagt ein Polizist. Ein anderer erinnert sich: „Man mochte nicht einmal mehr sagen, wenn man sich krank oder überarbeitet fühlte, weil man fürchten musste, dass dies gleich negative Folgen haben könnte.“

Beamte klagen, man habe sie als psychisch krank hingestellt

Mehrere Personen wollen sich unabhängig voneinander an die Äußerung von Höhs („Ich bestimme Lebensläufe“) erinnern und unterstellen ihm, „in Ungnade gefallene Kollegen“ über die „Fürsorge-Schiene“ „ausortiert“ zu haben: „Höhs hat solche Beamte als psychisch labil oder überfordert dargestellt, um sie versetzen zu lassen.“ Auch die beiden Ermittler, die sich gegen die Unterdrückung einer Aussage wehrten, beklagen, man habe sie als psychisch krank hinstellen wollen (siehe Bericht unten).

Patrick Breyer, Fraktionsvorsitzender der Piraten, der Einblick in vertrauliche Polizeidokumente nehmen konnte, berichtet, dass mehrere Kollegen der beiden zwangsversetzten Beamten gegenüber dem Fachgremium Mobbing im LKA erklärt hätten, „sie verstünden jetzt die Mechanismen des Dritten Reiches, sie seien ebenfalls gemobbt und von ihren Arbeitsbereichen entfernt worden“. Aussagen, die auch in den unter Verschluss gehaltenen Abschlussbericht des Mobbing-Kreises eingeflossen seien und dem Innenministerium nach Angaben Breyers seit Sommer 2013 vorliegen.

Von Polizeidirektor Höhs war am Donnerstag keine Stellungnahme zu erhalten.



Dezember 2013: Innenminister Andreas Brellner (links) gratuliert dem neuen Landespolizeidirektor Ralf Höhs zu seinem neuen Amt. FOTO: MALZAHN

Umstrittene Villa in Hanglage mit Aussicht

Die Tochter des Bürgermeisters darf im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet eine Villa bauen. Das Grundstück gehört dem Bürgermeister. Redakteur Thomas Fritz hakt nach. Er berichtet und kommentiert über Jahre hinweg und lässt sich auch durch Drohungen nicht davon abhalten.

Tauberrettersheim ist ein Dorf mit knapp 900 Einwohnern im idyllischen Taubertal. Der Hang über dem Dorf war ursprünglich Landschaftsschutzgebiet. Im Jahr 2000 wurde ein Teil der Fläche aus dem Schutzgebiet herausgenommen. Es gab Pläne für eine noble Seniorenresidenz. Der Bürgermeister machte sich für das Projekt stark. Pikant: Ihm gehörte ein Großteil der Flächen.

Aus dem Großprojekt wurde damals nichts. Doch nun, 13 Jahre später, baut die Tochter des Bürgermeisters auf dem einst geschützten Grundstück eine Villa. Das Landratsamt begründet die Ausnahmegenehmigung mit einer angeblich geplanten Pferdehaltung. Statt eines Pferdestalls entsteht aber nur ein garagenartiger Anbau.

Ist das Schlamperei oder Vetternwirtschaft? Thomas Fritz aus der Lokalredaktion Ochsenfurt der Main-Post recherchiert über Jahre hinweg die Hintergründe, spricht mit Experten und stellt der Aufsichtsbehörde unangenehme Fragen. Er greift das Thema – bis heute – immer wieder auf, legt die Fakten auf den Tisch, kommentiert. Und er macht sich

damit im Ort nicht nur Freunde. Von Drohungen und Anfeindungen lässt er sich jedoch nicht beeindrucken und deckt immer wieder Mäuscheleien auf. So auch den Beschluss der Gemeinde, dass die Bürgermeister-tochter für den umstrittenen Bau im Außenbereich keine Gebühren für den Wasser- und Abwasseranschluss zahlen muss.

Die kritische Berichterstattung zeigt Wirkung. Der Gemeinderat muss fehlerhafte Beschlüsse aufheben. Im Landratsamt Würzburg schaut man bei Baugenehmigungen im Außenbereich seitdem genauer hin. Die Villa in Traumlage darf dennoch stehen bleiben. Statt Pferden werden im Anbau nun Alpakas gehalten. Diese Tierhaltung hätte für die Ausnahmegenehmigung jedoch nicht gereicht. Mittlerweile hat der Bürgermeister seinen Rücktritt erklärt.

**Preis in der Kategorie Wächteramt
Begründung der Jury
*Pikante Geschichte
um Villa in Bestlage***

In einem ehemaligen Landschaftsschutzgebiet soll eine Villa in bester Lage gebaut werden. Die Bauherrin bekommt die Ausnahmegenehmigung, weil sie einen Pferdestall plant, und der soll Abstand zum Dorf halten. Pikant: Das Grundstück gehört dem Bürgermeister. Die Bauherrin ist seine Tochter. Und der Pferdestall bleibt leer. Seit vier Jahren berichtet Thomas Fritz über diese Geschichte und fügt ihr Kapitel um Kapitel hinzu. Er lässt sich nicht einschüchtern. Nach seiner Berichterstattung nimmt auch das Landratsamt den Fall unter die Lupe. Leser erwarten, dass ihre Zeitung der Lokalpolitik kritisch auf die Finger schaut. Der Journalist nimmt sein Wächteramt vorbildlich wahr, er bleibt unabhängig und beharrlich.

Kontakt: Torsten Schleicher,
Redaktionsleiter Würzburg,
T +49 931 / 60 01-702,
torsten.schleicher@mainpost.de

Medium: Main-Post

Auflage: Wochentags circa 143.000,
samstags circa 155.000

Verbreitungsgebiet: Unterfranken –
von der Rhön bis ins Taubertal
und vom Spessart bis in die
Haßberge

Anzahl Lokalteile: 17

Redaktionsgröße: 140 insgesamt,
2,5 Lokalredaktion Ochsenfurt

Tipp:

„Dranbleiben!“

OCHSENFURT

Freitag, 14. März 2014

OCH - Seite 25



Als sonstiges Vorhaben im Außenbereich genehmigt: Im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet in Tauberrettersheim baut die Tochter von Bürgermeister Hermann Öchsner ein Wohnhaus mit Pferdestall.

FOTO: THOMAS FRITZ

Hanglage mit bester Aussicht ins Taubertal

Die Tochter des Tauberrettersheimer Bürgermeisters baut im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet

Von unserem Redaktionsmitglied
THOMAS FRITZ

TAUBERRETTERSHEIM Für Tauberrettersheim sollte es Ende der 1990er Jahre das Zukunftsprojekt sein: eine Seniorenresidenz mit Ferienhausgebiet, Hotelanlage und Thermalbad am Karlsbergweg. Einzige Schwierigkeit: Die Fläche lag im Landschaftsschutzgebiet. Bürgermeister Hermann Öchsner (UWG) tat viel dafür, dies zu ändern. Gegen den massiven Protest von Naturschützern nahm der Kreistag die Fläche aus dem Landschaftsschutzgebiet. Doch gebaut wurde mehr als ein Jahrzehnt lang nichts. Dafür baut nun Öchsners Tochter ein Wohnhaus mit Pferdestall auf dem einst geschützten Grundstück. Der Rohbau steht.

Die Emdener W. H. Janssen Gruppe wollte Ende der 90er Jahre 30 Millionen Mark in Tauberrettersheim investieren. Das Projekt war im Ort umstritten, einige Tauberrettersheimer fürchteten, das Ganze sei eine Luftnummer und würde der Gemeinde nur Fluch statt des versprochenen Segens bringen. Vor allem hatten die Bürger Angst vor einer Pleite des Investors – und Bauirenen im Taubertal.

Hermann Öchsner warb damals bei seinen Bürgern kräftig für die Pläne. Im luxuriösen Alterssitz für gut betuchte Senioren sah er eine rosige Zukunft für seine Gemeinde. „Das bringt mindestens 20 Millionen Mark“, zitierte die Main-Post den Bürgermeister am 25. September 1999. Zudem versprach er den Tauberrettersheimern 30 zusätzliche Arbeitsplätze am Ort. Pikant: Öchsner gehörte ein großer Teil der Grundstücke, für die sich die Emdener Investorengruppe interessierte. Und das ganze Gebiet gehörte zum Landschaftsschutzgebiet „Täler der

Tauber, Gollach, Steinach und angrenzende Wälder“. Insgesamt 4,3 Hektar.

Im Mai 2000 stimmte der Kreistag schließlich zu, die gesamte Fläche aus dem Landschaftsschutzgebiet zu nehmen. Naturschutzbeirat, die unterste Naturschutzbehörde und der Bund Naturschutz hatten sich dagegen ausgesprochen. Der Kreisausschuss ebenfalls. „Für den Großangriff und den rücksichtslosen Umgang mit dem Landschaftsschutzgebiet“ hatte die Kreisgruppe Würzburg des Bund Naturschutzes im März 2000 der Gemeinde Tauberrettersheim den Titel die „Umweltsau“ verliehen.

Die Jahre vergingen. Gebaut wurde nichts. Am 1. Oktober 2012 beschäftigte sich der Gemeinderat Tauberrettersheim dann mit einer Bauvoranfrage von Öchsners Tochter. Sie

wollte am Karlsbergweg, also im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet, ein Wohnhaus mit Pferdestall bauen. Für die Erschließung des Bauvorhabens würde sie selbst aufkommen. Der Gemeinderat hatte nichts dagegen. Öchsner schickte die Bauvoranfrage samt Stellungnahme der Gemeinde sowie einem beglaubigten Auszug aus der Niederschrift über die Sitzung des Gemeinderates ans Landratsamt.

Dort fiel Michael Pahlke, dem Leiter der Bauverwaltung, auf, dass Öchsner alle Unterlagen selbst unterzeichnet hatte. „Das geht nicht“, sagt Pahlke. „Ein Bürgermeister darf keine Amtshandlungen vornehmen, die ihm selbst oder einem Angehörigen einen unmittelbaren Vorteil verschaffen würden.“ Kurz nach Eingang der Bauvoranfrage schrieb er an Öchsner und bat um

korrigierte Unterlagen. Fortan zeichnet der Zweite Bürgermeister, Wolfram Blumentritt, alle Schriftstücke. Schließlich genehmigte das Landratsamt den Bauantrag als „sonstiges Vorhaben im Außenbereich“. Auch, „weil der Naturschutz keine gravierenden Bedenken hatte“, so Pahlke heute. „Andersrum hätten wir dem Ganzen den Riegel vorgeschoben.“ Denn an sich sei das Bauvorhaben nicht privilegiert für den Außenbereich. Dass nun im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet ein Wohnhaus entstehen soll, überrascht Steffen Jodl, Geschäftsführer beim Bund Naturschutz in Würzburg. Denn erst vor einem Jahr hatten er und die Kreisgruppe von der Gemeinde Tauberrettersheim erfahren, dass die Änderung des Flächennutzungsplans, die für den Bau der Seniorenresidenz notwendig gewe-

sen wäre, nicht mehr weiter verfolgt werde. „Sinnvoller wäre es gewesen, die Fläche wieder in das Landschaftsschutzgebiet zu integrieren. Schließlich ist sie weithin einsehbar und damit für das Landschaftsbild relevant“, so Jodl.

Er beklautet zudem, dass das Landratsamt die Baugenehmigung erteilt hat. „Normalbürgern wäre die Möglichkeit des Wohnhausbaus in derart prächtiger Alleinlage sicher nicht möglich gewesen“, meint Jodl. Nach Ansicht des Bund Naturschutz hätte das Landratsamt die Baugenehmigung verweigern müssen. Denn durch das Wohnhaus werde an dieser Stelle die natürliche Eigenart der Landschaft beeinträchtigt und das Landschaftsbild verunstaltet. Jodl befürchtet, dass nun weiteren Bauvorhaben an dieser oder anderen Stelle mit Ausblick ins Taubertal Tur und Tor geöffnet werden. „Man hat einen Präzedenzfall geschaffen“, schreibt Jodl in einer Stellungnahme. Bürgermeister Öchsner wehrt ab. „Es gibt überhaupt keine Pläne“, antwortet er auf die Frage, ob am Karlsbergweg ein weiteres Baugelände entstehen soll. Und die Teilfläche seines Grundstückes, die jetzt von seiner Tochter bebaut wird, habe nie im Landschaftsschutzgebiet gelegen, sagt Öchsner. „Sie war im damaligen Flächennutzungsplan der Gemeinde von 1978 als Gewerbegebiet dargestellt“, so der Bürgermeister.

Das Landratsamt prüfte die alten Pläne mehrmals und widerspricht Öchsners Auffassung. Richtig sei zwar, dass die Fläche ursprünglich einmal als Gewerbegebiet ausgewiesen war, sagt Pahlke. „Sie wird aber seit der ersten Änderung 1991 als ‚Fläche für Landwirtschaft‘ sowie als ‚Landschaftsschutzgebiet‘ dargestellt.“ Dieser Flächennutzungsplan gelte bis heute.

Standpunkt

Zum Wohle des Bürgermeisters

Tauberrettersheimer Bürger gehen leer aus

Von THOMAS FRITZ
thomas.fritz@mainpost.de

Die Lage ist einmalig, der Blick ins Taubertal traumhaft. Hier ein Häuschen – das hat schon was! Doch in diesen Genuss kommen nicht viele. Eigentlich keiner. Und das ist gut so. Denn zurecht stehen die Täler der Tauber, Gollach und Steinach unter Schutz. Erst im vergangenen Jahr hat der Kreistag betont, wie wichtig ihm dieser Landstrich ist. Die Stadt Röttingen und



die Gemeinden Bieberehren und Tauberrettersheim hatten gewollt, dass der Landkreis 146 Hektar aus dem geschützten Gebiet streicht, um dort sieben Windkraftanlagen zu errichten. Das Vorhaben ist abgelehnt worden.

Auch vor 13 Jahren, als Tauberrettersheim für das Großprojekt am Karlsbergweg den Landschaftsschutz für etwa fünf Hektar aufheben wollte, taten sich die Kreisräte schwer. Letztlich setzte sich aber Bürgermeister Hermann Öchsner mit seiner Forderung durch, der Entwicklung von Tauberrettersheim wollten viele Kreisräte damals keine

Steine in den Weg legen. Öchsners eigenes drei Hektar großes Grundstück liegt seitdem nicht mehr im Landschaftsschutzgebiet, die Familie profitiert. Die versprochenen Arbeitsplätze und das viele Geld, das das Großprojekt in die Gemeindegasse spülen sollte, gibt es bis heute nicht. Die Tauberrettersheimer gehen leer aus. Ein Bürgermeister aber sollte zum Wohle aller handeln – nicht zum eigenen Wohlergehen. So wäre es nach dem Scheitern des Großprojektes Öchsners Pflicht gewesen, dafür zu sorgen, dass die Fläche mit dem traumhaften Blick wieder geschützt wird.

„Landratsamt schafft Präzedenzfall“

Naturschützer zur Öchsner-Villa

TAUBERRETTERSHEIM (tf) Steffen Jodl, Geschäftsführer der Kreisgruppe im Bund Naturschutz (BN), stellt zu unserer Berichterstattung „Die Villa und ihre Vorschriften“ in unserer Ausgabe vom 11. April 2014 klar, warum der BN nichts gegen die Öchsner-Villa im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet in Tauberrettersheim unternommen hat.

Jodl schreibt: „Der BN war am Verfahren zum Wohnhausbau überhaupt nicht beteiligt. Wir haben erst durch die Berichterstattung der Main-Post davon erfahren. Da stand das Haus aber schon. Der BN hatte also überhaupt keine Möglichkeiten, früher aktiv zu werden.“

Und weiter weist Jodl darauf hin, dass die Naturschutzorganisation gegen die Herausnahme der Flächen aus dem Landschaftsschutzgebiet und den Bau der geplanten Seniorenresidenz und Hotelanlage in Tauberrettersheim bereits im Jahr 1999

massiv protestiert habe. „Allein die Tatsache, dass die Fläche ehemals zum Landschaftsschutzgebiet gehörten zeigt, dass auch an der Stelle, an der nun das Wohnhaus der Bürgermeistertochter steht, der Landschaftsschutz bedeutend war und ist. Man hätte die Fläche doch damals sonst gar nicht in das Landschaftsschutzgebiet aufgenommen“, so Jodl.

Und weiter schreibt er in seiner Stellungnahme: „Herausgenommen wurde die Fläche auch nur deshalb, weil der Kreistag damals die Verwirklichung der Seniorenresidenz mit Ferienhausanlage und Hotel ermöglichen wollte und diese Belange über den Landschaftsschutz stellte. Die Entscheidung des Landratsamtes, hier nun ein Wohnhaus zu genehmigen, ist für den BN daher nicht nachvollziehbar und schafft einen Präzedenzfall, der über das Taubertal hinaus wirkt“, so Jodl.

Öchsner-Villa: Garage statt Pferdestall?

Bauantrag stimmte nicht mit Vorbescheid überein

TAUBERRETTERSHEIM (tf) Über die Villa der Tauberrettersheimer Bürgermeister-Tochter im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet wird viel diskutiert. Wie berichtet, geht der renommierte Würzburger Baurechtler Professor Hans-Benno Ulbrich davon aus, dass das Wohnhaus hoch über dem schönen Taubertal niemals als „Sonstiges Vorhaben im Außenbereich“ vom Landratsamt Würzburg hätte genehmigt werden dürfen. Und Naturschützer beklagen, dass durch die Villa im toskanischen Stil das Landschaftsbild zerstört werde.

„Es war immer von einem Wohnhaus mit Pferdestall die Rede.“

Michael Pahlke,
Leiter der Bauabteilung
im Landratsamt

Jetzt wird auch der Vorwurf laut, das Landratsamt habe die Bauherren im Vorfeld beraten und ihnen geraten, statt einer geplanten Doppelgarage einen Pferdestall zu bauen, damit das Wohnhaus im Außenbereich genehmigt werden könne. Michael Pahlke, Leiter der Bauabteilung im Würzburger Landratsamt, hat bislang auch immer betont, dass der Pferdestall und die davon ausgehenden Geruchsbelästigungen ausschlaggebend für die Baugenehmigung waren.

Bei dieser Genehmigung sei es von Anfang an nicht mit rechten Dingen zugegangen. Der Bauantrag sei nur als reines Wohnhaus mit Garage im Landratsamt eingereicht worden, schreibt ein Internetnutzer auf mainpost.de. „Skandalös ist, dass das Landratsamt ihn (Bürgermeister Öchsner, *Anm. d. Redaktion*) darauf hingewiesen hat, mit welchen Maßnahmen er eine Genehmigung bekommen wird“, schreibt der Leser.

Schöner wohnen überm Taubertal

Fernseh-Team des Magazins „Quer“ recherchierte in der Ochsenfurter Lokalredaktion

TAUBERRETTERSHEIM (meg) Wo liegt die Grenze zwischen dem Gemeinwohl, dem ein Bürgermeister verpflichtet ist, und seinen eigenen Interessen? Dieser Frage geht das Magazin „Quer“ des Bayerischen Fernsehens in seiner Sendung am heutigen Donnerstag nach.

Anlass ist der Bau eines Wohnhauses in Tauberrettersheim, auf einer Fläche, die früher Teil des Landschaftsschutzgebiets „Täler der Tauber, Gollach, Steinach und umgebende Wälder“ war.

Die Fläche gehörte dem Bürgermeister und war vor Jahren aus dem Schutzgebiet genommen worden, nachdem Investoren ihr Interesse am Bau einer Seniorenresidenz mit Ferienhausgebiet bekundet hatten.



Nachrecherchiert: BR-Reporter Christoph Wittmann interviewt Main-Post-Redakteur Thomas Fritz über die Hintergründe der Berichterstattung über den Bau eines Wohnhauses im ehemaligen Landschaftsschutzgebiet bei Tauberrettersheim.

FOTO: GERHARD MEISSNER

Die Investoren haben sich längst zurückgezogen. Statt einer noblen Herberge für betuchte Rentner baut nun die Tochter des Bürgermeisters ein stattliches Wohnhaus auf das Grundstück in exponierter Lage mit bestem Blick aufs Taubertal.

BR-Reporter Christoph Wittmann nimmt die Berichterstattung der Main-Post nun zum Anlass für einen Beitrag in dem Fernsehmagazin.

Im Rahmen seiner Recherchen sammelte Wittmann auch Stimmen in Tauberrettersheim und sprach mit Main-Post-Redakteur Thomas Fritz über die Hintergründe des Falls.

Ausgestrahlt wird „Quer“ an diesem Donnerstag um 20.15 Uhr im Bayerischen Fernsehen.

OCHSENFURT

Donnerstag, 26. Februar 2015

OCH - Seite



Umstritten: Das Wohnhaus der Tauberrettersheimer Bürgermeistertochter durfte nur unter der Bedingung gebaut werden, dass auch ein Pferdestall entsteht. Das Nebengebäude steht zwar aber von einem Pferdestall noch weit entfernt.

FOTO: THOMAS F

Noch kein Wiehern aus dem Pferdestall

Öchsner-Villa in Tauberrettersheim: Bauamt droht nun mit Zwangsgeld

Von unserem Redaktionsmitglied
THOMAS FRITZ

TAUBERRETTERSHEIM Sechs Wochen hatten die Bauherren der toskanischen Villa am Tauberrettersheimer Karlsberg Zeit, den Schuppen neben ihrem Wohnhaus so umzubauen, dass darin auch Pferde gehalten werden können.

Das Bauamt des Landratsamtes Würzburg monierte Ende Dezember 2014, dass das eigentlich zur Pferdehaltung errichtete Nebengebäude alles andere sei als ein Pferdestall. Dass es aber ein solcher sein muss, steht ausdrücklich im Baubescheid des Landratsamtes. Sonst hätten die Bauherren niemals die Genehmigung bekommen an einer der schönsten Stellen im Taubertal zu bauen (wir berichteten).

„Getan hat sich nichts“, sagt Eva von Vietinghoff-Scheel, Leiterin des Bauamts im Landratsamt. Ein Kontrolleur der Behörde habe dies vergangene Woche vor Ort festgestellt. Bis zum 11. Februar hatten die Bauherren, das ist die Tochter des Tauberrettersheimer Bürgermeisters Hermann Öchsner und ihr Ehemann, Zeit, den Schuppen so zu verändern, dass er zur Pferdehaltung taugt. Das Landratsamt will nun die

Fertigstellung des Pferdestalls durchsetzen und erlässt dazu eine Zwangsgeldbewährte und kostenpflichtige Anordnung.

Damit aus dem kleinen Nebengebäude ein Pferdestall wird, sind noch einige Maßnahmen notwendig. Bisher liegt nur Schotter am Boden. Für den Stall braucht es aber eine feste

Bodenplatte, sagt von Vietinghoff. Auch Pferdeboxen fehlten. Zu einem Pferdestall gehört für das Landratsamt aber auch, dass es für die Tiere eine ausreichende Belüftung und Beleuchtung gibt. Dazu müssten die Fenster vergrößert werden, sagt von Vietinghoff, die sich zusammen mit einer Kollegin des Veterinäramtes

vor Ort umsah. Auch fehlt eine abgedichtete Lagerstätte für den Pferdemist. Wenn nach einer bestimmten Frist, die das Landratsamt nun festsetzen will, die baulichen Veränderungen nicht geschehen sind, der Schuppen also weiterhin ein Schuppen und kein Pferdestall ist, will das Landratsamt ein Zwangsgeld festle-

gen und so den Umbau durchset-

Davon abgesehen haben die Iherren wohl mit einem Bußgeld rechnen, da sie gegen eine wichtige Auflage des Baugenehmigungsscheides verstoßen haben. „Die Anhörung ist mittlerweile abgeschlossen. Das Verfahren läuft noch“, von Vietinghoff. Ihr Vorgänger Bauamt hatte das Wohnhaus einem ehemaligen Landschutzgebiet genehmigt, weil seine Meinung nach Pferdehaltung in dem Ort gehöre. Daher macht den Bauherren auch zur Auflage, Pferdestall vor dem Einzug Wohnhaus fertigzustellen. Weil Bürgermeister-Tochter und ihr Mann aber gegen diese Auflage stoßen haben, liegt eine Ordnungswidrigkeit vor und diese kann einem Bußgeld geahndet werden.

Dabei ist noch nicht einmal klar, ob auch tatsächlich Pferde neben der Villa am Karlsberg gehalten werden. „Wir können die Haltung von Pferden nicht vorschreiben“, sagt die Leiterin des Bauamts. Und auch viele Tauberrettersheimer glauben nicht mehr daran, dass dort jemals Pferde wiehern können. Viel eher werden Pferdehändler heulen, heißt es hinter vorgehender Hand.

Standpunkt

Baugenehmigung war ein Fehler

Von THOMAS FRITZ
Thomas.Fritz@mainpost.de

So einfach ist es also, an günstiges Bauland zu kommen. Man gibt vor, Pferde halten zu wollen, reicht einen Plan mit Pferdestall am Landratsamt ein und schon darf auf dem schön gelegenen Grundstück eine Villa gebaut werden. Noch dazu in einem ehemaligen Landschaftsschutzgebiet. Spätestens jetzt wird klar, dass der Pferdestall, der in einem der ersten Baupläne noch als Doppelgarage eingezeichnet war,



wohl nur als Vorwand diente, um an die Baugenehmigung zu kommen. Dass der Vater dann auch noch Bürgermeister ist, im Gemeinderat anfangs sogar noch über die Bauvoranfrage seiner Tochter mitberaten hat und seine entsprechenden Kontakte nutzen kann, kommt der Sache nur zu Gute.

Die Baugenehmigung für den Außenbereich war von Anfang an ein Fehler. Das Argument, Pferdehaltung gehöre außerhalb des Ortes, wird durch viele Gegenbeispiele widerlegt. In vielen Ortschaften, beispielsweise in Höchberg, aber auch in Tauberrettersheim, gibt es Pferdehöfe im Dorf.

Mit der Baugenehmigung hat das Landratsamt der Bürgermeistertochter und ihrem Vater, dem am schönen Karlsberg noch weitere Grundstücke gehören, aber auch Zugang zu einem Luxus-Wohngebiet geschaffen. Denn es dürfte schwer fallen, dem nächsten Bauwerber zu verbieten, hier zu bauen, wenn der erste noch nicht einmal Pferde hält.

So bleibt der Eindruck, dass alles nur dazu diente, aus diesem wunderschönen Land, ein Baugebiet zu machen. Welch ein Zufall, dass in Tauberrettersheim gerade über die Ausweisung eines solchen diskutiert wird. Es soll ganz in der Nähe zur Öchsner-Villa liegen.

Große und kleine Dramen um ein gespaltenes Dorf

Seit Jahren wird in Dangast um ein touristisches Großprojekt gestritten. Kaum jemand kann noch die vielen Nebengleise und Handlungsstränge überblicken. Der Nordwest-Zeitung ist es gelungen. In einer Multimedia-Reportage fächert sie die Fakten auf und lässt die Befürworter und Gegner zu Wort kommen.

Dangast am Jadebusen ist das älteste Nordseebad an der deutschen Küste. In dem 540-Einwohner-Ort wird der Nordseepark gebaut: ein Komplex mit 50 bis 60 Neubauten und 700 Gästebetten. Das Projekt spaltet das Dorf: Die einen erhoffen sich davon einen wirtschaftlichen Aufschwung. Die anderen befürchten, dass der Ort seinen Charakter verliert. Seit Jahren begleitet die Nordwest-Zeitung den Streit. Reporter Karsten Krogmann hat die damit verbundenen Vorwürfe und Gerüchte, die kleinen und großen Dramen in einer Reportage zusammengefasst.

Fast ein Jahr arbeitet er sich in das Thema ein, liest Akten, Gesetze und Gutachten und trifft Beteiligte. Er geht den Behauptungen nach, Gelder seien veruntreut, Gesetze gebrochen, Zusagen nicht eingehalten worden. Dafür besorgt er eine Vielzahl vertraulicher Unterlagen. Vor allem aber hört er sich die Geschichten der Dangaster an. Um die Atmosphäre dort zu erleben, verbringt er sogar mehrere Tage auf dem örtlichen Campingplatz.

Am Ende hatte der Reporter das Gefühl, dieses komplizierte Thema nie vollständig erfassen und erzählen zu können. Die Rettung kam mit Christian Ahlers aus der Online-Redaktion. Er holte Stellungnahmen per Video ein, drehte einen Teaser, erstellte Audio-Files und interaktive Karten. Mit dieser Unterstützung schrieb Krogmann die Geschichte fertig. Sie erschien als umfangreiche Multimedia-Reportage auf NWZonline und gleichzeitig als Vierteiler in der Zeitung.

Die große Reportage erzählt und erklärt zugleich, bietet Überblick und Hintergrund. Vor allem macht sie die Menschen hinter den Lokalnachrichten sichtbar.

Die Resonanz ist groß, nicht nur im Ort selbst. In den Vorgängen sehen viele Leser offenbar eine Blaupause für etwas, das in allen Kommunen passiert und passieren kann.

Link:
www.NWZonline.de/dangast



Preis in der Kategorie Wirtschaft
Begründung der Jury
*Jahrelanger Zwist
unter dem Brennglas*

Dangast ist das älteste Nordseebad Deutschlands. Seit Jahren wird dort über das Projekt Nordseepark gestritten. Der Komplex mit über 50 Neubauten spaltet das Dorf. Die einen wollen den Tourismus nach vorn bringen. Die anderen fürchten Verlust von Tradition und Flair. In seiner Reportage fasst Karsten Krogmann die weit verzweigten Handlungsstränge zusammen und macht die Hauptdarsteller dieses Dramas sichtbar. Sein Kollege Christian Ahlers erzählt die Geschichte multimedial, mit Videos, Audiobeiträgen und interaktiven Karten. Im Dorf bekommen die Journalisten viel Lob von beiden Seiten, die Jury schließt sich an: ein lokales Wirtschaftsdrama, ausgezeichnet recherchiert und dicht erzählt.

Kontakt:

Karsten Krogmann, Reporter,
T +49 441 / 99 88 20 20,
karsten.krogmann@nwzmedien.de

Medium: Nordwest-Zeitung

Auflage: Circa 111.000

Verbreitungsgebiet: altes Oldenburger Land im Nordwesten

Niedersachsens

Anzahl Lokalteile: 7

Redaktionsgröße:

Circa 100 Redakteure

Tipp:

„Teamwork! Ein solches Großprojekt sollte man nicht allein bearbeiten. Ich stand kurz vor der Kapitulation angesichts der Stofffülle – dann stieg der Kollege Ahlers ein und brachte mich wieder in die Spur.“

„Können wir den Riss jemals wieder kitten?“

DANGAST 4. und letzter Teil der großen **NWZ**-Reportage zum Streit um das traditionsreiche Nordseebad am Jadebusen

Seit Jahren schwelt in Dangast ein Streit über die Entwicklung des kleinen Küstenortes am Jadebusen. Worum geht es? Und welche Interessen prallen aufeinander? Eine Reportage in vier Teilen.

VON KARSTEN KROGMANN

DANGAST – Aber was ist Dangast nun wirklich? Fischerdorf? Künstlerdorf? Touristenhochburg?

KAPITEL 6: DER POLITIKER

Karl-Heinz Funke sitzt in seiner Küche, er saugt an seiner Pfeife, schmunzelt und sagt: „Dangast ist ein Bauerndorf, das vergessen dauernd alle. Wir Bauern waren aber zuerst da!“ Funke ist ein großer Erzähler, wie immer hat er Zahlen und Geschichte(n) parat, er holt aus: Der Funkehof, der Stammsitz seiner Familie, lasse sich bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen...

Was er nicht sagt: Dangast ist auch ein bisschen Funkehof, nicht nur wegen des Funkehofs. Karl-Heinz Funke, 71 Jahre alt, Landwirt und Studienrat, seit der Schule politisch aktiv, Bürgermeister, Landesminister, Bundesminister, sitzt seit 45 Jahren für Dangast im Rat der Stadt. Jahrzehnte lang war er Mitglied der SPD, 2011 gründete er die neue Partei „Zukunft Varel“. „Zukunft Varel“ hat die SPD abgelöst als stärkste Kraft im Rat.

Manche Leute sagen: In Dangast passiert nichts, was Karl-Heinz Funke nicht passt.

Der Nordseepark bildet möglicherweise eine Ausnahme. „Mir passt das nicht“, gibt Funke zu.

Ihm gefallen die Dimensionen der Neubauten nicht, ihm gab es zu wenig Diskussion im Vorfeld, ihm ging der Verkauf zu schnell. Vor allem aber wurmt ihn, dass die Anlage unter Wert verkauft worden sei. Eine „richtige Ausschreibung“, davon ist Funke überzeugt, hätte der Stadt mehr Geld eingebracht.

Aber Funke sagt heute auch: „Das ist ein Mehrheitsbeschluss, das muss man jetzt akzeptieren.“

Wenn der Taddigs-Plan so viele Gegner in Dangast hat, darunter den prominentesten Einwohner, nämlich Karl-Heinz Funke – wieso kam es dann überhaupt zu einem Mehrheitsbeschluss im Rat?

Funke, der Vollblutpolitiker, sagt: „Die Gegner haben es versäumt, sich Verbündete zu suchen.“

Wenn der Stadtrat über Dangast entscheidet, dann stimmen nicht nur Dangaster ab. Im Rat sitzen auch Vertre-



Das Ende einer Minigolfanlage: Malte Bauer schließt seinen Betrieb in Dangast, auch hier sollen Ferienhäuser entstehen.

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS

ter aus Ortsteilen wie beispielsweise Obenstrohe, Büppel, Neuenwege. Und dort, das weiß Funke aus jahrzehntelanger Ratsarbeit, wurde das Nordseebad Dangast immer mit Argwohn betrachtet. Er nimmt die Pfeife aus dem Mund, um deutlicher zu werden: „Dangast hat einen schlechten Ruf.“

Funke, der Erzähler, hebt an zu einer weiteren Geschichte. Damals, als er noch Bürgermeister war, musste er sich immer die Klagen der Nicht-Dangaster anhören. Da war zum Beispiel dieser 90. Geburtstag in Aljührden, man plauschte, es gab einen Kurzen, natürlich sprach man Platt.

Und natürlich fragte ihn irgendwann das Geburtstagskind, so wie ihn die meisten Geburtstagskinder in all den Jahren fragten: „Mutt dat ganze Geld jümmers na Dangast“, muss das ganze Geld immer nach Dangast? Dangast kostet unser Geld – SO denkt man in Varel über Dangast!

Und dann kommt da ein schneidiger neuer Kurdirektor und präsentiert einen Plan, wie er die Dangaster Kosten senken will. Tolle Idee, denken die Leute, aber in der Bürgersprechstunde melden sich natürlich wieder zuerst die unzufriedenen Dangaster zu Wort. Sie klagen über ihren verlorenen Bolzplatz. Über den fehlenden Minigolfplatz.

Bereits erschienen

TEIL 1: Der Kurdirektor und seine Kritiker.

TEIL 2: Was der Tourismus-Experte und die Investoren sagen.

TEIL 3: Was ist dran an den gegenseitigen Vorwürfen? Der Faktencheck.

→ Den kompletten Text finden Sie als Multimedia-Reportage im Internet: NWZonline.de/dangast

Und, schlimmer noch, über den vielen Verkehr. Wir armen Dangaster! Ständig ist da Stau, ein unaufhörlicher Fluss aus Blech und Plastik, der unsere schönen Straßen verstopft!

In der Bürgersprechstunde meldete sich dann jemand aus Langendam zu Wort. „Wie kommen die Leute eigentlich alle nach Dangast?“, fragte er. Es wurde still im Saal. Denn jeder weiß: Alle Autos, die nach Dangast fahren, müssen zuerst durch Langendam. Aber nie hält eines der Autos vor einem Geschäft in Langendam an. Ihr Geld, das bringen die Urlauber seit eh und je allein den armen Dangastern.

Dangast verändert sich, Karl-Heinz Funke akzeptiert das.

Sorgen macht ihm längst etwas anderes: Würden sie den Riss jemals wieder kitten können, der längst durchs Dorf geht?

KAPITEL 7: DIE MINIGOLFER

„Einmal Trauerflor, bitte“, „Haste schon wieder verloren?“, Malte Bauer grinst.

„Ja“, brummt Dieter Oßadnik, 79 Jahre alt, „gegen die kannte ja nicht spielen.“ Er meint seine Enkelkinder.

Oßadnik zündet sich vor dem Minigolfkiosk eine Zigarette an. Er lässt den Blick kreisen: von der Minigolfbahn über den Bolzplatz zu den Neubauten. „Ich fürchte ja, dass man Dangast kaputt macht“, sagt er dann. „Der Strand ist doch jetzt schon zu klein. Wie soll das gehen, wenn noch mehr Touristen kommen?“

Gerade eben habe er mit einem älteren Ehepaar aus dem Rheinland gesprochen, das seit 20 Jahren Urlaub in Dangast mache. Der Mann habe gesagt: Wenn ich die Karsernen da schon sehe! „Die wollen nicht wiederkommen“, sagt Oßadnik. Er selbst wohnt in Herdecke, Nordrhein-Westfalen, früher hat er im Öffentlichen Dienst gearbeitet. Seit zwölf Jahren verbringt er seinen Urlaub in Dangast. „Wir kommen auch nicht wieder“, kündigt er an und guckt sehr entschlossen. Dann lacht er. „Naja, das sage ich heute. Und morgen sagen wir: Wir kommen doch wieder.“

Kai der Hai, der Rekordmi-

nigolfer, steht auch schon wieder vor dem Minigolfkiosk. „So schlecht finde ich die Häuser da oben eigentlich gar nicht“, sagt er leise, Malte Bauer soll es nicht hören, der Bahnbetreiber. „Aber hier unten, wenn die das alles wegmachen ... ist das dann noch Dangast?“

EPILOG

In seinem Kurdirektorenbüro sagt Johann Taddigs: „Ich wollte ja eigentlich 1000 neue Betten haben, aber ich habe mich leider nicht durchgesetzt. Mit 1000 Betten würden wir eine schwarze Null schreiben.“ Aber Taddigs hat längst neue Pläne. Spannend fände er zum Beispiel ein Wellness-Hotel mitten in Dangast, privat betrieben. Dann könnte auch die Jod-Sole-Quelle wieder gewinnbringend genutzt werden.

Und statt der Minigolfanlage („Liebhäberei des Pächters“, „seit 25 Jahren quasi unverändert“, „von nemenswerter Nachfrage konnte keine Rede sein“) wünscht er sich eine Adventure-Golf-Anlage für Dangast; anderer Standort, anderer Betreiber, ganz neu, ganz modern. Auf jeden Fall: anders.

Enno Schmolle, der Tourismusprofessor, sagt, er und sein Team seien bei den Planungen des Nordseeparks

„leider“ nicht mehr berücksichtigt worden, „das ist bedauerlich“.

Eckhard Koch, der Kritiker, droht im reetgedeckten Café: „Wir sind noch nicht am Ende. Ich bin davon überzeugt, dass da Häuser wieder abgerissen werden!“

Karl-Heinz Funke, der Politiker, saugt in seiner Küche an der Pfeife. „Die Häuser sind da, abreißen können wir die nicht mehr. Wer sollte das denn bitte bezahlen?“

Lothar Peters, der Investor, blickt aus seinem Bürofenster auf Watt. „Das, was hier mit uns passiert ist, lässt sich nie wieder gutmachen.“

Ein Sprecher der Staatsanwaltschaft teilt auf Nachfrage offiziell mit: „Die Ermittlungen dauern an.“ Inoffiziell fügt er hinzu: „Das ist alles fürchterlich kompliziert.“

Dangast im November. Die Dämmerung legen sich jeden Tag früher auf Nachfrage offiziell mit: „Das Licht reicht nicht mehr. Die Herbstferien in Nordrhein-Westfalen nimmt er noch mit, sagt er. Dann sind auch die vorbei. Er schließt den Zaun zur Minigolfanlage, er schließt seinen Kiosk, zum letzten Mal. Die Bestenliste hat er Kai Odrian versprochen: Kai dem Hai.

Und nun? Malte Bauer zuckt mit den Schultern und sagt: „Keine Ahnung.“



Mitten in Dangast wächst Stein um Stein der Nordseepark mit 700 neuen Gästebetten heran.

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS



Verbrachte seit seiner Kindheit jeden Sommer auf der Minigolfanlage: Kai Odrian alias Kai der Hai

BILD: PRIVAT



„Das ist ein Mehrheitsbeschluss, das muss man akzeptieren“, sagt Karl-Heinz Funke, der Politiker.

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS

Seit Jahren schwelt in Dangast ein Streit über die Entwicklung des kleinen Küstenortes am Jadebusen. Worum geht es? Und welche Interessen prallen aufeinander? Eine Reportage in vier Teilen.

VON KARSTEN KROGMANN

DANGAST – Sommer 2017.

Am Minigolfkiosk hängt eine Besten-Tafel, Bahnrekord heute: Kai der Hai, schon wieder. „Von nichts kommt nichts“, sagt Kai der Hai, er lächelt zufrieden.

Kai der Hai heißt eigentlich Kai Odrian, er ist 21 Jahre alt, Student, er wohnt in Hamburg. Aber jetzt ist er in Dangast, seit 20 Jahren verbringt er die Ferien hier. „Zuerst im Kinderwagen“, sagt er, später dann auf der Minigolfbahn, auf dem Bolzplatz, im Kurpark, am nahen Strand. Er zeigt auf ein Ferienhaus in Minigolfballschlagweite, „wir wohnen immer da vorn“. Der Bahnrekord ist Pflicht für ihn in jedem Urlaub.

Dieser hier wird sein letzter sein. „Wir werden wohl nicht wiederkommen“, sagt Kai der Hai.

Dangast, rund 540 Einwohner, ältestes Seebad an der deutschen Nordseeküste, Anziehungspunkt für die ganze Region, verändert sich. Vom Strand her wächst der Nordseepark heran, 50, 60 Häuser groß, er schluckt den Kurpark, den Bolzplatz, die Minigolfbahnen, „mein Kinderparadies“, wie Kai der Hai es nennt.

Hinterm Deich stehen bereits die ersten fünf Häuser, Bauabschnitt 1: dreistöckig, 46 Wohnungen. Dahinter, auf dem Gelände der ehemaligen Kuranlage, entstehen in Bauabschnitt 2 gerade die nächsten Dreistöcker, 42 Wohnungen. In Bauabschnitt 3 sollen dann Ferienhäuser folgen, Wasserläufe, Steganlagen. Bis 2020 soll es in Dangast insgesamt 700 neue Gästebetten geben.

Als die Bagger für Bauabschnitt 2 die alten Kurgelände abreißen, kappten sie auch die alten Leitungen. Malte Bauer, 36 Jahre alt, Betreiber der Minigolfanlage seit 1996, sitzt in seinem Minigolfkiosk seitdem im Dunkeln. „Wir haben keinen Strom und kein Wasser“, sagt er. Der Kühlschrank ist leer, Bauer verkauft kein Eis mehr und keine Getränke. Er kann die Bahnen nicht mehr reinigen. Die Minigolfsaison lief bis Ende Oktober, „dann ist hier endgültig Schluss“, sagt Bauer.

■ KAPITEL 1: DER KURDIREKTOR

„Jaja, ich gebe zu: In den letzten drei Jahren kam es recht geballt.“ Johann Taddigs sitzt in seinem Kurdirektorenbüro im neuen Weltnaturerbeportal am Strand, durch die Fenster kann er aufs Quellbad schauen, genauer: aufs Quellbaddach. Wenn er den Kopf

Zwischen harten Zahlen und sanftem Tourismus

DANGAST Teil 1 der großen NWZ-Reportage zum Streit um das traditionsreiche Seebad am Jadebusen



Blick auf Dangast aus der Vogelperspektive mit Dorf, Strand, Campingplätzen und Hafen.

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS

dreht, kann er auch eine Kurve der Wasserrutsche sehen. Es ist ein sachliches Büro, das Büro eines Kaufmanns.

Taddigs, 56 Jahre alt, ist Ostfrieser. Er stammt aus Esens im Landkreis Wittmund, er wohnt in Esens, er kandidierte einst bei der Esenser Bürgermeisterwahl (erfolglos). Nun pendelt er jeden Tag von Esens nach Dangast, und eine erfolgreiche Veränderung soll sich für ihn auch lohnen. In seinem Arbeitsvertrag ist unter Paragraph 5 eine

Dangast, ältestes Seebad an der deutschen Nordsee-Küste und Anziehungspunkt für die ganze Region, verändert sich

„Nebenabrede“ festgehalten: „Der Beschäftigte erhält (...) eine Sondervergütung für eine Reduzierung des ‚Defizits‘, heißt es darin. Die Nebenabrede brachte dem Restrukturierungsmanager

Der städtische Eigenbetrieb Kurverwaltung schreibt Verluste, jahrelang musste die Stadt bis zu 1,5 Millionen Euro für den Kurbetrieb zuschießen. Zudem gab es einen Sanierungsstau in der Kuranlage aus den 80er-Jahren, Gutachter hatten zuletzt einen Investitionsbedarf von 1,6 Millionen Euro errechnet.

Taddigs soll das ändern, und eine erfolgreiche Veränderung soll sich für ihn auch lohnen. In seinem Arbeitsvertrag ist unter Paragraph 5 eine

in seinem ersten Dangaster Jahr eine Prämie von 18687 Euro ein. In seinem zweiten Jahr waren es sogar 29400 Euro.

Taddigs zweite Aufgabe lautet: neue Perspektiven für den Tourismus in Dangast zu entwickeln.

„Ich als Kaufmann sehe das so“, sagt er. „Ich habe keine liquiden Mittel“ (soll heißen: kein Geld), „aber ich sitze auf einem Berg Bonität“ (soll heißen: Vermögen). Mit Vermögen meint Taddigs das städtische Gelände rund um die defizitäre Kuranlage: 6,5 Hektar groß. Das Gelände mit dem Kurpark, dem Bolzplatz, dem Minigolfanlage, Kais „Kinder-

Morgen lesen Sie

TEIL 2: Was der Tourismus-Experte und die Investoren sagen.

Freitag lesen Sie

TEIL 3: Was ist dran an den gegenseitigen Vorwürfen? Der Faktencheck.

Samstag lesen Sie

TEIL 4: Welche Rolle die Kommunalpolitik im Streit um Dangast spielt.

paradies“ mitten im Dorf.

Am 28. November 2013 beschließt der Rat der Stadt Varel, den größten Teil des Geländes inklusive der Kuranlage an einen Dangaster Investor zu verkaufen, an die Firma Küstenimmobilien der Eheleute Andrea und Lothar Peters. Gemeinsam sollen Politik und Firma einen „vorhabenbezogenen Bebauungsplan zur Ausgestaltung einer Neuausrichtung des touristischen Angebots“ entwickeln. Ein kleiner Streifen des Geländes soll zudem an die Friesenhörn-Klinik (Mutter-Kind-Klinik) gehen, die seit längerem eine Erweiterung plant. Gesamterlös: 5,3 Millionen Euro.

Zum „Taddigs-Plan“, wie das Vorhaben in Dangast jetzt heißt, gehört nicht nur der Abschied von Alten, sondern auch die Schaffung von Neuem. Mit dem Erlös aus dem Verkauf will die Stadt ein Tourismus- und Kurzentrum bauen, das „Weltnaturerbeportal“. Außerdem soll Dangast eine Strandpromenade bekommen und eine Deicherhöhung.

Das Weltnaturerbeportal steht inzwischen am Eingang zum Wattenmeer, ein 2000 Quadratmeter großer Klinkerbau mit Quellbad, Kurverwaltung, Touristinfo und Sauna. Gesamtkosten: 5,3 Millionen Euro. Taddigs ist mit den Besucherzahlen im neuen Portal zufrieden, stolz sagt er: „Bislang sind alle Effekte wie geplant eingetroffen.“

Mit der Arbeitsvertragsverlängerung 2014 hat der Rat die teure Sondervergütung für den erfolgreichen Restrukturierungsmanager gedeckelt. Seither bekommt er maximal einen Bonus von 24000 Euro, wenn er das Jahresziel erreicht. Das Jahresziel für 2016, schriftlich festgehalten im Arbeitsvertrag, lautet, das Defizit des Eigenbetriebs Kurverwaltung auf unter 750000 Euro zu drücken.

Vor kurzem hat Taddigs die aktuellen Zahlen vorlegt: Das Defizit ist 2016 auf 745000 Euro gesunken.

■ KAPITEL 2: DIE KRITIKER

Dangast ist: „Ein Künstlerdorf“, sagt Dr. Peter Beyersdorff, 71 Jahre alt. „Ein Fischerdorf“, sagt Albert Schmolll, 88 Jahre alt.

„Ein kleines, verschlafenes Nest“, sagt Eckhard Koch, 61 Jahre alt.

Ein Café am Dorfeingang, Bockhorner Klinker, Rietdach, drinnen gibt es Tee und Kuchen. Die Männer machen weiter: Dangast ist „Flair“, sagt einer. „Fläche“, sagt ein anderer. „Und trotzdem weltweit“, sagt der dritte: Rock-

konzerte, Watt'n Schlick-Festival, schräge Kunst. Sollten die Männer Dangast malen, würde es wohl ein Bild vom eklebanten Alten Kurhaus werden, im Watt davor stünde natürlich die berühmte gewordene schräge Kunst: der Granit-Phallus von Eckart Grenzer, der hölzerne Thron von Kaiser Butjatha.

So soll, so muss Dangast bleiben, das fanden nicht nur die drei Männer im Café. Ein „Arbeitskreis Dorferneuerung“ entwickelte 2010 ein Leitbild für eine sanfte Entwicklung des Dorfs. In den Mittelpunkt des Leitbildes stellte der Arbeitskreis neben das (private) Alte Kurhaus den Kurpark als „grüne Ader“ eines neu belebten Dangasts. Peter Beyersdorff war Mitglied im Arbeitskreis.

Dann kam der „Taddigs-Plan“, die „grüne Ader“ sollte mehrstöckigen Neubauten weichen. Beyersdorff erinnert sich an die Reaktionen darauf: „Schockstarke Entsetzen!“

Dangast, da sind sich die Männer im Café einig, ist nämlich nicht:

„Massentourismus“, sagt Albert Schmolll. „McDonalds-Tourismus“, sagt Eckhard Koch. „Gesichtslos“, sagt Peter Beyersdorff. Beyersdorff ist einer der Gründer der Bürgerinitiative Dangast (BI), die auf ihrer Homepage für einen „sanften Tourismus“ wirbt. Die meisten BI-Mitglieder wohnen im Dorf, einige von ihnen vermieten selbst Fremdenzimmer.

➔ Die vollständige Reportage als Multimedia-Stück unter www.NWZonline.de/dangast



Musste seine Anlage am Dangaster Strand schließen: Minigolf-Betreiber Malte Bauer

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS



Muss sparen und neue Perspektiven für den Tourismus entwickeln: Kurdirektor Johann Taddigs.

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS



Kämpfen für ihr Bild von Dangast: Albert Schmolll (l.) und Dr. Peter Beyersdorff von der Bürgerinitiative.

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS

SO SPRICHT DAS NETZ DARÜBER

Die NWZ-Reportage über Dangast wird derzeit auf Facebook rege diskutiert.

Dangast ist ein wunderschöner malerischer Ort. Ich bin mit meiner Familie sehr häufig dort. Der Gedanke das es nun mit modernem Massentourismus platt gemacht wird.... Unfassbar... R.I.P

Susanne H.

Ich sehe die Entwicklung in Dangast eher positiv. Ich selbst war noch nie so oft am Jadebusen wie in den letzten 3 Jahren. (...) Es waren noch nie so viele junge Menschen dort wie in letzter Zeit.

Tim K.

Typische Entwicklung für Nord- und Ostseebäder. Wer wissen will wie die Zukunft von Dangast aussieht muss nur an die Ostsee gucken, überlaufene Orte, ortsuntypische Bauten und hohe Preise. Einfach traurig.

Christian D.

Leider wird Dangast damit seinen einmaligen Charme verlieren. Sehr schade.

Holger I.

Liest sich wie der klassische Verlauf einer Geschichte, in der es am Ende nur Verlierer gibt.

Jens S.

Und wieder geht eine Kindheitserinnerung verloren.

Vivienne F.

...klingt furchtbar! ... Modernisierung in moderater Form wäre wünschenswert ... aber beim Geld hört der Idealismus meistens auf!

Sandra B.

Es ist zwar ein deutlicher Modernisierungsbedarf in Dangast, aber eine sanftere und zu diesem Ort passendere Form wäre vielleicht schöner gewesen. Wie es wohl mit der Zufahrt geregelt wird? 700 zusätzliche Betten bedeuten schließlich auch ein deutliches Mehr an Autos.

Birte W.

Also wer hier auch nur einen Cent mit Touristen in Dangast verdienen sollte, hinten anstellen. Schön ist es da schon lange nicht mehr ...

Björn K.



Wie viel Tourismus verträgt Dangast? Prof. Dr. Egon Schmolz hat ein Gutachten erstellt.

Wo sich Leute nicht mehr grüßen

DANGAST Teil 2 der großen NWZ-Reportage zum Streit um das Seebad am Jadebusen



Stein des Anstoßes: Die ersten Häuser des Nordseeparks stehen hinterm Deich – und erregen die Gemüter.

BILD: CHRIS

Seit Jahren schwelt in Dangast ein Streit über die Entwicklung des kleinen Küstenortes am Jadebusen. Worum geht es? Und welche Interessen prallen aufeinander? Eine Reportage in vier Teilen.

VON KARSTEN KROGMANN

■ KAPITEL 3: DER TOURISMUS-EXPERTE (UND EIN ZWEITER AUFTRIFF DER KRITIKER)

Tourismus lohnt sich. Auch für Dangast, sagt Professor Dr. Enno Schmolz, 49 Jahre alt. Er blickt buchstäblich von außen auf Dangast, genauer: von der Wasserseite aus: Schmolz ist Tourismusforscher an der Jade-Hochschule in Wilhelmshaven, sein Büro liegt am anderen Ende des Jadebusens, Dangast gegenüber. Schmolz hat im Sommer 2013 einige Zahlen zusammengetragen, die die Bedeutung des Tourismus für Dangast belegen sollen:

→ Die Nettowertschöpfung durch Tourismus in Dangast liegt bei 20 Millionen Euro.

→ 800 000 bis 1 000 000 Euro bringt der Tourismus an Steuern ein.

→ 1157 Vollzeitarbeitsplätze hängen direkt oder indirekt am Tourismus.

Er könnte noch weitere Zahlen nennen, die örtliche Bürgerinitiative, die gegen die Neubauten kämpft, hat später

einige davon in einer Zeitungsanzeige veröffentlicht: 150 000 Euro fließen demnach pro Jahr über die Fremdenverkehrsabgabe ins Stadtsäckel, 120 000 Euro kommen zudem über die Zweitwohnungssteuer rein. Das Dangaster Defizit, das der Restrukturierungsmanager und Kurdirektor Johann Taddigs auftragsgemäß beseitigen soll, nennen Peter Beyersdorff und seine Mitstreiter von der Bürgerinitiative deshalb ein „Mysterium“: Dangast bringe mehr Geld ein, als es koste! „Es gab gar keinen Handlungsbedarf“, sagt Beyersdorff mit Blick auf den Taddigs-Plan.

Professor Schmolz sieht das anders. In seinem Dangast-Gutachten warnt er: So wie bislang geht es nicht weiter in Dangast. Auch dafür führt er Zahlen an, diesmal im Vergleich mit anderen Küstenorten.

→ In Dangast gibt es seit 2001 sinkende Übernachtungszahlen: minus 7,1 Prozent. Andere Orte an der Nordseeküste konnten die Zahlen steigern.

→ In Dangast verkürzt sich seit Jahren die Aufenthaltsdauer der Gäste. Das passiert laut Schmolz zwar

auch in anderen Küstenorten - aber nicht annähernd so stark wie in Dangast.

→ Ausgleichen lässt sich dieser Trend durch eine höhere Zahl an Gästeankünften. Aber auch hier bleibt Dangast hinter anderen Küstenorten zurück.

Für Schmolz sind diese Zahlen Indizien dafür, „dass in Dangast die touristische Infrastruktur gegenüber den

Morgen lesen Sie

TEIL 3: Was ist dran an den gegenseitigen Vorwürfen? Der Faktencheck.

Samstag lesen Sie

TEIL 4: Welche Rolle die Kommunalpolitik im Streit um Dangast spielt.

Bereits erschienen

TEIL 1: Der Kurdirektor und seine Kritiker.

→ Den kompletten Text finden Sie als Multimedia-Reportage im Internet: NWZonline.de/dangast

anderen Orten nur unzureichend weiterentwickelt wurde“.

Im Schmolzgutachten findet sich aber auch dieser Hinweis: Mit 756 Übernachtungen pro Einwohner ist Dangast schon jetzt einer der tourismusintensivsten Orte an der Nordseeküste. Zum Vergleich: In Carolinensiel sind es 562 Übernachtungen pro Einwohner, auf Baltrum 687,3, in Neuahringeriel 696. Nur auf Wangerooge sind es mit 1045,4 deutlich mehr.

Kann dieses Dorf weitere 700 Gästebetten im Nordseepark verkraften?

Schmolz warnt: Mehr Betten ja - aber nur dann, wenn gleichzeitig auch die touristische Infrastruktur verbessert und ein Erlebnisangebot geschaffen würde.

Die Kritiker des Taddigs-Plans sagen: Mehr Betten nein - auf keinen Fall!

Sie organisierten Demonstrationen in Dangast. Die Demonstranten trugen Särge und beerdigten symbolisch Dangast. Auf dem Sarg stand: „Ein schwarzer Tag für Dangast“. Sie sammelten 2800 Unterschriften für ein Bürgerbegehren (das abgelehnt wurde). Sie schrieben Einwen-

dungen gegen die Pläne, sie schickten Leserbriefe an die Zeitung.

Alles vergeblich: Die Kuranlage wurde verkauft, im Kurpark wächst der Nordseepark heran.

Aber die Bürgerinitiative sagt: „Wir versuchen zu retten, was zu retten ist.“

■ KAPITEL 4: DER INVESTOR

Wer im Internet die Seite www.kuestenimmobilien.com öffnet und dort die Rubrik „Unser Dangast“ anwählt, sieht als erstes: das Alte Kurhaus. Auch Lothar Peters, 65 Jahre alt, Küstenimmobilien-Chef und Nordseepark-Investor, wirbt mit dem traditionellen Dangast-Bild, das seine Kritiker unbedingt erhalten wollen.

Lothar Peters und seine Frau Andrea, 45, sitzen in ihrem Büro an der Rennweide, der Blick geht über den Campingplatz hinweg auf den Jadebusen, das Alte Kurhaus liegt nur ein paar Schritte entfernt. Das Telefon klingelt Sturm, Nordrhein-Westfalen hat Ferien. Auf dem Werbebild vor dem Haus kleben unter der Reklame „Ferienhäuser, Ferienwohnungen“ sechs rote Buchstaben: „Belegt“.

Im Büro hängen die Baupläne für den Nordseepark. „Wir sind seit 20 Jahren in Dangast“, sagt Lothar Peters, „wir machen das nicht nur aus geschäftlicher Sicht. Wir wollen Dangast nach vorn bringen!“

Es gab Zeiten, da bezeichnete Peters den noch neuen Kurdirektor Johann Taddigs in der Zeitung in einem Leserbrief als „existenzgefährdend“ für Dangast. Dann fanden

sich Kurdirektor und Investor für die Nordseepark-Pläne zusammen.

Jetzt sagt Peters: Alle 46 Wohnungen aus dem ersten Bauabschnitt sind verkauft, ebenso die 42 Wohnungen aus dem zweiten Bauabschnitt, die noch nicht einmal fertig sind. Für 17 der fertigen Ferienwohnungen organisiert Peters die Vermietung, „die sind alle belegt“, sagt er.

„Ich erschließe hier neue Gästekreise“, sagt Peters. „Das sind Leute, die zum ersten Mal hier sind. Leute, die sonst nicht nach Dangast fahren würden.“ Andrea Peters sagt: „Und das sind Leute, die bereit sind, mehr Geld in Dangast auszugeben.“ Bis jetzt, sagt sie, seien alle Nordseepark-Gäste „begeistert“ gewesen.

Weniger begeistert sind manche Einheimische.

Lothar Peters sagt, es habe Demonstrationen auch rund um sein Haus gegeben. Die Demonstranten hätten Plakate getragen und seien verkleidet gewesen, sie hätten Angst und Schrecken verbreitet, „meine Tochter hat geschrien“.

An der Nordseepark-Baustelle seien Schilder abgerissen worden, jemand habe sein Auto demoliert.

Wohnungskäufer hätten ihren Kauf wieder rückgängig gemacht, nachdem sie von Dangastern noch auf dem Parkplatz gewarnt worden seien, sie würden ihr Geld zum Fenster rausschmeißen: Die Häuser müssten ja sowieso wieder alle abgerissen werden.

„Die sollten sich schämen!“, sagt Lothar Peters bitter.

In Dangast, 540 Einwohner klein, grüßen sich manche Leute nicht mehr.

„Wir machen das nicht nur aus geschäftlicher Sicht – wir wollen Dangast nach vorn bringen!“

L. PETERS, INVESTOR



„Die sollten sich schämen!“ Die Investoren Lothar und Andrea Peters ärgern sich über ihre Kritiker.

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS



Sorgen sich um Dangast: Dr. Peter Beyersdorff (links) und Albert Schmolz von der Bürgerinitiative

BILD: CHRISTIAN J. AHLERS

Das Gefühl von Verlorenheit im gespaltenen Deutschland

Wie geht es mit Deutschland weiter? Diese Frage steht üblicherweise nicht auf der Tagesordnung einer Lokalredaktion. Der Nordkurier hat sie dennoch gestellt. Auf der Suche nach Antworten sprach die Redaktion mit vielen Lesern und reiste quer durch die Republik. Die Texte sind ein Versuch, Vertrauen zurückzugewinnen.

Auf den ersten Blick schreibt der Redakteur Carsten Korfmacher eine Serie über die Flüchtlingskrise. Doch es ist keine Serie, sondern die Begleitung einer Entwicklung, die der Nordkurier zwischen 2015 bis 2017 gemeinsam mit seinen Lesern gemacht hat. Und es geht auch um weit mehr als um Flüchtlinge. Die Artikel handeln von Angst und Wut, Sorgen und Hoffnungen, Leitkultur und Streitkultur.

Der Nordkurier erscheint im östlichen Teil von Mecklenburg-Vorpommern, wo die Bevölkerungszahl sinkt, die Arbeitslosigkeit hoch ist und die AfD weit über 20 Prozent hat. Die Redaktion stellt fest, dass sie durch ihre Berichterstattung im Spätsommer 2015 an Glaubwürdigkeit eingebüßt hat. Man habe sich von einer Willkommenskultur anstecken lassen, mit der sich die Bürger der Region nicht identifizieren konnten.

So entwerfen Jürgen Mladek, der damalige Leiter der Anklamer Lokalredaktion, und Carsten Korfmacher, damals Volontär, ein Konzept, um die Leser im direkten Kontakt in die Berichterstattung miteinzubeziehen.

Tipp:

„Den Menschen zuhören und jeden Versuch unternehmen, sie zu verstehen, auch wenn ihre Meinung nicht in gängige Weltbilder passt.“

Am Anfang steht 2015 ein Aufruf zum Dialog. Es folgen Reportagen und Analysen, Porträts und Streitgespräche, bei denen den Menschen zugehört wird, die sie ernst nehmen. Die Redaktion führt eine Vielzahl von persönlichen Gesprächen und Telefonaten. Die Fragen und Sorgen der Leser werden zur Grundlage der Artikel. Sie handeln von Rechtsextremismus und Heimatliebe, vom Gefühl der Verlorenheit. Um dem nachzuspüren, reist Korfmacher quer durch Deutschland und stellt fest: Der Verlust von Heimat und Identität ist überall zu finden.

Die Redaktion hat das Gefühl, dass sie durch diesen Prozess an Glaubwürdigkeit gewonnen hat. Inzwischen gebe es in der Region keine Lügenpresse-Debatte mehr. Auch die Journalisten selbst glauben nicht mehr, dass es im Land unüberbrückbare Differenzen gibt.

Nordkurier

**Preis in der Kategorie Gesellschaft
Begründung der Jury**

*Auf der Suche nach
der deutschen Grenze*

Es geht ein Riss durch Deutschland, westlich davon ist es hell, östlich düster. Stimmt das? Carsten Korfmacher macht sich ein eigenes Bild. Er spricht mit Menschen in Neubrandenburg, Gelsenkirchen und Münster, vergleicht Zahlen zur ökonomischen und politischen Entwicklung. Er findet den deutschen Osten im Westen und den deutschen Westen im Osten. Dabei entdeckt er Grenzen, die weniger vom Wohnort als vom Verlust von Heimat und der Suche nach Identität markiert werden. Der Beitrag steht in einer Reihe von Artikeln, die konsequent dagegen angehen, Menschen in Schubladen einzusortieren. Eine kluge Analyse, die mehr für das Verständnis zwischen Ost und West leistet als ein belehrender Leitartikel.

Kontakt: Jürgen Mladek,
stellvertretender Chefredakteur
Nordkurier,

T +49 175 / 729 59 18,
j.mladek@nordkurier.de

Carsten Korfmacher, Reporter,
T +49 175 / 727 76 13,
c.korfmacher@nordkurier.de

Medium: Nordkurier

Auflage: Circa 69.000

Verbreitungsgebiet: Östliches
Mecklenburg-Vorpommern,
nördliches Brandenburg

Anzahl Lokalteile: 12

Redaktionsgröße Mantel:

25 Redakteure, 5 Reporter

Passt der Islam denn nach Vorpommern?

Der Harte und der Einfühlsame, Runde zwei im Schlagabtausch zwischen dem Anwalt Matthias Fischer und Dr. Eric Wallis geht es hauptsächlich um den Islam. Haben echte Moslems wirklich nicht den Willen, sich zu integrieren, wie Matthias Fischer meint? Und wird der Zuzug tatsächlich so gewaltig ausfallen, wie er befürchtet? Eric Wallis widerspricht vehement. Er sieht hinter solchen Aussagen irrationale Ängste. Und selbst wenn so viele Moslems kämen - umso wichtiger sei es, sie gut zu integrieren. Medienschele gab es auch.

Der Einfühlsame: Dr. Eric Wallis

ist Kommunikationswissenschaftler, er arbeitete früher als Kampagnenberater (u.a. Greenpeace, Piraten). Heute leitet er das Regionalzentrum für demokratische Kultur (RAA) in Anklam.

Der Harte: Matthias Fischer

ist in Berlin geboren und in Lüneburg aufgewachsen. Seit 1992 arbeitet er in Vorpommern, zunächst im Dienst des Schweriner Innenministeriums, heute praktiziert er als Anwalt in Anklam.

Einerseits sollen sich Flüchtlinge wie höfliche Gäste benehmen, andererseits sollen für diese Gäste scharfe Regeln und Auflagen gelten. Herr Fischer, wie passt das zusammen?

Fischer: Für Flüchtlinge gelten im Hinblick auf das tägliche Leben keine anderen Bestimmungen als für Deutsche. Problematisch ist eher die ungleiche Anwendung des Rechts gegenüber Ausländern. Ich erinnere noch mal an den Fall des Diebstahls in Tutow, bei dem die Ermittlungen eingestellt wurden und im Vergleich an die Strafverfolgung des Landtagsabgeordneten Jürgen Suhr. Spezifische Bestimmungen für Flüchtlinge gibt es nur im Hinblick auf das Aufenthaltsrecht.

Im Übrigen halte ich es nicht für Rassismus, wenn man dem Islam kritisch gegenübersteht. Der Koran gibt Verhaltensweisen vor, die unserer Lebensvorstellung widersprechen. Das betrifft gleichgeschlechtliche Partnerschaften, den Umgang zwischen Mann und Frau und geht bis zur Scharia. Ich frage mich bei Flüchtlingen: Bestehen denn überhaupt Fähigkeit und Wille zur Integration? Nach meiner - natürlich nicht vollständigen - Kenntnis des Koran können nur Moslems, die nicht fest im Glauben stehen, in unsere Gesellschaft integriert werden. Ich habe nichts gegen die Menschen, aber gegen die massive Ausbreitung des Islams in diesem Land.

Wallis: Massiv? Was meinen Sie damit? Wir haben zwei Prozent Flüchtlinge in unserem Landkreis...

Fischer: Wir haben im Moment etwa sechs bis sieben Prozent Muslime in Deutschland. Dazu kommen die

Flüchtlinge. Es gibt keinen Hinweis, dass sich die Zahl der Ankommenden absehbar vermindert. Dann noch der Familiennachzug. Da reden wir in den kommenden Jahren schnell über 20 oder 25 Millionen Menschen. Diese Zahl errechnet sich aus von mir geschätzten 4 Millionen Flüchtlingen multipliziert mit dem Nachzug von ca. 5 Personen je Flüchtling in den kommenden Jahren. Die hier schon lebenden Moslems kommen dann noch hinzu.

Wallis: Ich frage mich wirklich, wie sie von den paar Prozent auf solche Zahlen kommen. Das halte ich für gefährliche Spekulation. Und bei zwei Prozent im Landkreis von einem massiven Zustrom zu sprechen, ich verstehe das nicht. Ich zweifle das ganz stark an, aber selbst wenn ich mal für einen Moment annehme, dass sie recht haben: Wäre es Ihnen dann nicht lieber, wir hätten die gut integriert?

Fischer: Da habe ich eben meine Zweifel an der Integrationsfähigkeit und -bereitschaft. Ich wage die Prognosen aufgrund der aktuellen Zuwanderungszahlen und der Rechtslage. Das kann sich natürlich ändern, was derzeit aber nicht absehbar ist.

Wenn wir über die Wahrnehmung des Islam sprechen: Viele Deutsche nehmen den Islam vor allem dann wahr, wenn er eine Rolle in großen Nachrichtensendungen spielt. Das geschieht, wenn es Probleme und Gewalt gibt...

Fischer: Da sind viele einflussreiche Medien aber auch ein bisschen schizophran. Da wird über Anschläge und Verbrechen islamistischer Gruppen berichtet, z.B. in Paris.

„
Ich habe nichts gegen die Menschen, aber gegen die Ausbreitung des Islams...“

Matthias Fischer

Und im nächsten Block geht es dann um die jüngsten Vorfälle wie in Sachsen und die Menschen dort werden als Nazis und Islamfeinde hingestellt. Wie soll man aber dem Islam ohne Vorbehalte gegenüberstehen, wenn solche Gewalttaten von ihm ausgehen?

Wallis: Da kann man ganz einfach antworten. Gehen Sie ins Flüchtlingsheim in Anklam und fragen Sie die Leute, was sie über die Anschläge denken. Die werden Ihnen sagen: „Das sind die Leute, vor denen wir geflohen sind.“ Und was man auch nicht vergessen darf, wenn man sich zum Beispiel die Anschläge in Paris anschaut: Da geht es um Einzelne und die kommen zum Teil auch aus Europa. Die sind hier erzogen worden. Das hat per se nichts mit dem Islam oder dem Kulturkreis zu tun.

Fischer: Ich sehe aus meinem Fenster und sehe eine Gruppe von Muslimen. Das erkenne ich, weil die Frauen Kopftücher tragen, die kulturell nicht hierher gehören. Warum tragen die Frauen denn das Kopftuch? Weil nach Verständnis des Islam die Männer sonst rasend werden vor sexueller Begierde. Die Frauen werden also zu Lustobjekten degradiert. Ich weiß auch, dass nicht jeder danach lebt. Aber es führt zu Vorgängen, wie wir sie in Köln gesehen haben. Und das führt dann auch dazu, dass Frauen ohne Kopftuch beschimpft werden. Hier in der Region passiert das sicher seltener, aber schauen Sie mal auf Berliner Schulen, wo nach hiesiger Sitte gekleidete, nicht muslimische Schülerinnen als Huren und Schlampe beschimpft worden sein sol-

len. Da schreitet keiner ein. Da spielt Integration plötzlich keine Rolle.

Wallis: Ob jemand ein Kopftuch trägt oder nicht, ist in diesem Staat glücklicherweise eine individuelle Entscheidung. Und auch bei der Gleichberechtigung muss Integration eine Rolle spielen. Das ist nicht nur Aufgabe der Behörden, sondern der mündigen Bürger, die ja mit den Neuankömmlingen zusammenleben. Ich bin sehr froh und auch stolz darauf, dass es im Landkreis viele Ehrenamtliche gibt, die nicht nur pessimistisch sind, sondern schauen: Wie kriegen wir es hin? Und das vermisse ich auch in unserem Gespräch. Wir müssen doch vielmehr darüber reden, wie wir Parallelschritte vermeiden und Hilfestellungen leisten.

Noch einmal zurück zu den Medien: Über Jahre war es üblich, dass bei der Berichterstattung über Straftaten keine Nationalitäten genannt wurden. Das sieht auch der Pressekodex vor, um keine Vorurteile gegen Minderheiten zu schüren. Inzwischen nennen einige Medien auch Nationalitäten...

Wallis: Stopp. Das machen Sie ja nicht. Sie schreiben ja nicht, dass es ein deutscher Straftäter ist. Sie schreiben über die Herkunft nur bei anderen Nationalitäten. Es gibt einen guten Grund für die bisherige Regelung.

Was sagt es denn aus, wenn beispielsweise von einem afghanischen Dieb die Rede ist? Die meisten Leser werden keine Afghanen kennen, werden Afghanistan nicht kennen. Die haben gar nicht die Möglichkeit zu differenzieren. Das führt zu Pauscha-

lisierungen.

Gibt es denn generell Anlass zur Medienkritik?

Fischer: Für meinen Geschmack ist die Medienlandschaft sehr einseitig, nach meinem Empfinden links. Ich nehme es aber positiv wahr, dass der Nordkurier viele Leserbriefe veröffentlicht, die andere Meinungen einbringen. Aber es wird in der Medienlandschaft wenig Verschiedenes berichtet, die Wertungen sind eigentlich immer gleich. Und ich habe den Eindruck, dass über die Fehlleistungen von Flüchtlingen nicht offen berichtet wird. Zum Beispiel kommt es in Flüchtlingsheimen offenbar immer wieder zu Übergriffen auf Frauen und Christen. Das wird kaum thematisiert.

Wallis: Ich tue mich schwer mit einer allgemeinen Kritik. Aber ich sehe es schon kritisch, wenn die Herkunft von Flüchtlingen, das straffällig werden, zum Thema gemacht wird. Wir haben ja das Beispiel aus Ueckermünde. Da ging es um einen sechzehnjährigen Afghanen, der ein vierzehnjähriges Mädchen belästigt haben soll. Da frage ich mich schon, was genau ist die Nachricht. Da ist sichtbar, dass die Aufmerksamkeit auf die Nationalität gelenkt wird. Und damit schürt man Vorurteile. Hier wird der Afghanen genommen und zum Stereotyp erhoben. Und dadurch wird es erst zur Nachricht. Sonst wäre der Fall unter Pubertierenden möglicherweise als weniger skandalös empfunden worden.

Das Gespräch moderierten die Nordkurier-Reporter Carsten Schönebeck und Carsten Korfmacher.

Afghane (16) belästigt 14-jähriges Mädchen

Thomas Krings

...igt worden. Wir haben so... Die Interaktionen während... derzeit 85 Prozent im...

UECKERMÜNDE. In einem Jugendhilfezentrum in Ueckermünde hat ein 16-jähriger Afghanen eine 14-jährige Deutsche belästigt. Er soll das Mädchen gegen ihren Willen umarmt, geküsst und ihr an den Po ge-

fasst haben. Die Mutter der 14-Jährigen hat Anzeige erstattet. Der Junge hat sich nach dem Vorfall schriftlich bei dem Mädchen entschuldigt. Ist das nun eine Nachricht oder ein Alltags-Vorfall unter Pubertierenden?

Was sagt es denn aus, wenn beispielsweise von einem afghanischen Dieb die Rede ist? Die meisten Leser werden keine Afghanen kennen, werden Afghanistan nicht kennen. Die haben gar nicht die Möglichkeit zu differenzieren. Das führt zu Pauscha-

+++ Vorpommern und die Flüchtlinge +++ Vorpommern und die Flüchtlinge +++ Vorpommern und die Flüchtlinge +++ Vorpommern und die Flüchtlinge +++

Leser-Meinungen zur Flüchtlingskrise

Lassen Sie uns über Flüchtlinge sprechen. Über Einwanderung in den Landkreis, über das viele Geld, das das kosten wird. Und über die Sorgen, Hoffnungen und Ängste, die damit einhergehen, dass die Kriege der Welt auch für uns in Vorpommern deutlich sichtbare Auswirkungen haben.

Von Carsten Korfmacher

VORPOMMERN. Viele Menschen wollen die Formulierung gar nicht hören: „Die Lage spitzt sich zu.“ Doch wenn man sich die Entwicklung der Flüchtlingssituation in Deutschland ansieht, dann ringt man nach Alternativen, um all das zu beschreiben, was geschieht. Auch am Landkreis Vorpommern-Greifswald gehen diese Prozesse nicht spurlos vorbei. In den Monaten September und Oktober stieg die Anzahl der Zuweisungen in den Landkreis von 492 auf 554. Tendenz steigend. Zum 1. November tritt der Landkreis in die Pflicht, auch minderjährige unbegleitete Flüchtlinge aufzunehmen. Laut Jugendamtsleiterin Karina Kaiser wird der Landkreis im November 50 neue Plätze zur Unterbringung und Betreuung von minderjährigen Flüchtlingen schaffen. Knapp 400 Wohnungen sind bereits zur dezentralen Unterbringung von Flüchtlingen angemietet worden. Viele weitere werden folgen. Darüber hinaus sind weitere Gemeinschaftsunterkünfte im Kreis geplant.

Die Vertragsverhandlungen für zwei Objekte stehen kurz vor dem Abschluss: Eines befindet sich in Pasewalk, das andere in einer Gemeinde, die aus Angst vor Anschlägen auf das noch leer stehende Gebäude geheim gehalten wird. All dies wirft auch in der Bevölkerung Fragen auf.

Mit der Doppelseite „Wo genau ist hier die Krise?“, die in der Mittwochausgabe des Nordkurier erschien, wollten wir zur Diskussion anregen. Zum Dialog mit und in der Zeitung. Ganz transparent. Was bedeutet das? Es bedeutet, wir wollen auf jede Zuschrift und jeden Anruf eingehen. Nicht immer wird es uns gelingen, dies sofort zu tun. Und natürlich können wir nicht jeden Leserbrief in voller Länge abdrucken. Dafür sind die Briefe häufig zu lang und sie überschneiden sich inhaltlich. Doch wir drucken (auf Wunsch auch anonym) Auszüge aus Leserbriefen oder gehen in ausführlichen Beiträgen zum Thema direkt darauf ein.

Die Welt ist zu komplex für einfache Erklärungen

Gleich vorweg ein Hinweis: Völlige Transparenz bedeutet nicht, dass wir jedes angesprochene Thema ausführlich behandeln können. Das hat nichts mit Vertuschen, Lügenpresse oder Meinungsdictat zu tun, sondern es liegt im Wesen der Inhalte, die abgefragt werden. Zum Beispiel schreibt Günther Trummer: „Dem Artikel von Mittwoch meine Zustimmung, den Autoren Kords und Madec meinen Dank. Leider sagt aber auch dieser Beitrag nicht aus, wer in den letzten Jahren den Nahen und Mittleren Osten dermaßen destabilisiert hat und warum.“

Dieser Recherche können wir uns als Regionalzeitung, die sich den Bürgern vor Ort verpflichtet, in aller Tiefe nicht widmen. Sicherlich gehen wir immer wieder auf die Hintergründe der Konflikte in den Herkunftsstaaten jener Flüchtlinge ein, die im Landkreis ankommen. Doch eine aus-

führliche Betrachtung der Situation im Nahen und Mittleren Osten, die mindestens geschichtliche, wirtschaftliche, politische und kulturelle Aspekte beinhaltet, liegt nicht in unserer Kapazität.

Das bedeutet nicht, dass diese Themen von der Medienlandschaft unter den Teppich gekehrt werden. Ganz im Gegenteil. Es vergeht derzeit kein Tag, an dem über diese Hintergründe nicht geschrieben, diskutiert und gestritten wird. Im Nordkurier und in vielen, vielen anderen Medien dieses Landes. Doch auch solche Recherchen bringen meistens nicht das, was einige Menschen erwarten: einfache Erklärungen und einen eindeutigen Schuldigen, wie Frau Merkel oder „die Amerikaner“ oder „die internationale Finanzelite“.

Eine weitere Zuschrift erreichte uns von einer Person aus Vorpommern (Name der Redaktion bekannt), die lieber anonym bleiben will. Diese Zuschrift hat uns bewegt, weil dieser Leser eine Angst formuliert, die viele Menschen in der Region an uns getragen haben: Die Angst, aufgrund ihrer Meinung öffentlich stigmatisiert zu werden. Er schreibt: „Ich entschuldige mich schon anfangs aus reinen „Sicherheitsgründen“ und bitte Sie, dieses Schreiben vertraulich zu behandeln. Denn es ist zu befürchten, dass ich für meine Gedanken eventuell mit beruflichen Konsequenzen zu rechnen habe“.

Führt Einwanderung zu kulturellen Konflikten?

In seinem Brief (siehe rechts) spricht unser Leser zwei Dinge an, die vielen Menschen in Vorpommern auf dem Herzen liegen: erstens, die Angst vor möglichen negativen Konsequenzen, die die Menschen vor Ort durch Einwanderung zu spüren bekommen könnten, und zweitens die Frage, wer dafür verantwortlich sei. Beiden liegt eine Prämisse zugrunde: nämlich die Vermutung, dass Einwanderung ab einem bestimmten Ausmaß zu kulturellen Konflikten führt. Spätestens seit Samuel P. Huntingtons „Kampf der Kulturen“ aus dem Jahr 1996 hat diese Debatte immer auch eine religiöse Konnotation: Der Islam wird hier als Bedrohung der christlich-abendländischen Kultur empfunden.

Doch muss das so sein? Beweise, dass das Zusammenleben von Religionen und Kulturen nicht auch friedlich stattfinden kann, gibt es nicht. Völkerwanderungen waren Zehntausende Jahre doch eher die Norm als die Ausnahme. Auch heute leben Menschen in vielen Teilen der Welt bunt gemischt und friedlich zusammen – auch in Deutschland und Europa.

In der Außenspalte haben wir weitere Leserreaktionen für Sie gesammelt, die uns in den vergangenen Tagen erreicht haben. Wir hoffen, dass Sie sich weiterhin mit zahlreichen Zuschriften und Anrufen an uns wenden. Gerne auch mit ganz konkreten Fällen: Welche Erfahrungen, positiv wie negativ, haben Sie hier in der Region bereits mit Flüchtlingen gemacht?

Kontakt zum Autor
c.korfmacher@nordkurier.de

”

Ich war bei der Demonstration gegen die rechte Mahnwache in Anklam dabei. Diese Aktionen finde ich auch alle richtig. Trotzdem ist mir unwohl bei dem Gedanken, dass so viele Flüchtlinge in unseren Landkreis ziehen. Rational erklären kann ich diese Angst nicht, doch das bedeutet nicht, dass sie nicht da ist.

Anonymer Anrufer

”

Ihre Behauptung, dass man alles sagen dürfte, ist ein Witz. Es ist richtig, dass man nicht juristisch belangt wird. Dafür gibt es zum Glück keine gesetzliche Grundlage. Aber man wird ganz schnell als Nazi diffamiert. Das kann die bürgerliche Existenz zerstören. In der letzten Ausgabe des Spiegel wird gefordert, Hetzer auszugrenzen. Sie sollen aus Vereinen ausgeschlossen und von den Arbeitgebern entlassen werden. Man braucht also keine Rechte. Man kann jeden als Hetzer einstufen, der die „falsche“ Meinung vertritt. Das ist deprimierend.

Anonym (Vorpommern)

”

Der Landkreis Rostock vertritt einen „Gleichbehandlungsgrundsatz“ von Flüchtlingskindern für Kita-Plätze. Das ist nicht nur meines Erachtens nicht nachvollziehbar. Und es belegt zumindest für den Landkreis Rostock faktisch die vielerorts in der Öffentlichkeit vertretene These: Flüchtlingskinder nehmen unseren Kindern die Kita-Plätze weg.

Hans Schommer, Bürgermeister der Gemeinde Hohenbollentin

”

Warum nennen Sie nicht die Kräfte beim Namen, die diese unsägliche Gewalt gegen die Systemkritiker und Polizisten hierzulande ausüben? Jeder in diesem Land weiß, dass die sogenannte „Antifa“ dahinter steckt. Warum machen Sie diese Unterschiede bei der Berichterstattung? Wieso wird beim kleinsten Anschein einer Gewalttat sofort vom „rechten Terror“ geschrieben, und wenn Polizisten mit Steinen und Molotov-Cocktails beworfen oder etliche Autos zum Beispiel in Stralsund, Berlin und Dresden angezündet werden, ist kein konkretes Wort zu den Gewalttaten von der „Antifa“ oder von linken Chaoten in den Gazetten zu lesen?

Anonym (Vorpommern)

”

Gestatten Sie mir als Immigrant der zweiten Generation eine Bemerkung: „Ausländer raus, Deutschland den Deutschen!“ Die das rufen, sind glücklicherweise nicht ‚die Deutschen‘. Sie sind vielmehr eine Minderheit, die ich nicht genauer qualifizieren will. Die Nazi-Krawallmacher sollten sich einmal im Spiegel betrachten und uns erklären, wie ‚die Deutschen‘, die sie dort sehen, unser Land an der Weltspitze von Wissenschaft und Technik halten sollen.

Friedemann Ungerer (Anklam)

”

Hier findet ein Prozess statt, der unumkehrbar ist und den sozialen Frieden in Deutschland extrem stört. Das hat nichts mit Schwarzmalerei zu tun oder mit pathologischem Pessimismus. Hier sagt einem der gesunde Menschenverstand, dass diese gewaltige Masse an „nichteuropäischen“ Zuwanderern Konflikte heraufbeschwört und da helfen auch keine gutmenschlichen Appelle. Diese vorhergesagten Konflikte werden das Land spalten und teilweise sogar Familien und das völlig aus dem Nichts und ohne Not heraus. Auch wenn Herr Altmaier meint, der größte Teil der Deutschen stehe hinter Merkels Politik: In meinem Verwandten- und Bekanntenkreis kenne ich niemanden, der diese momentane Politik mitträgt. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die Meinung ist eindeutig die, dass Frau Merkel im Alleingang, fast schon diktatorisch (liegt wohl an ihrer Herkunft), ein ganzes Land und Europa ins Chaos stürzt.

Anonym (Vorpommern)



Probleme mit Flüchtlingen? Anrufen!

Lügenpresse! Den Vorwurf hört man häufig, weil angeblich Probleme unter den Teppich gekehrt würden, die Zeitung nichts als Schönfärberei betriebe. Wer den Nordkurier regelmäßig liest, weiß: Auch beim Thema Flüchtlinge hat unsere Zeitung nie gekniffen. Die Devisen waren immer: Maximale Transparenz, alles schreiben. Nur das schafft Glaubwürdigkeit. Aber wir können nur über das berichten, was unsere Redaktion

auch erreicht. Um es unseren Lesern leichter zu machen, haben wir dafür ab sofort einen speziellen Ansprechpartner. Unser Reporter Carsten Korfmacher wird sich intensiv mit der Flüchtlingsthematik beschäftigen. Er wird dabei insbesondere jenen Problemen nachgehen, die Sie, liebe Leserinnen und Leser, an uns herantragen. Sie haben etwas über die Flüchtlinge in Vorpommern gehört, was Ihnen Sorgen bereitet? Ihre Nachbarin erzählt eine Geschichte, die eigentlich in der Zeitung stehen müsste? Rufen Sie an, schreiben Sie – gerne auch vertraulich.



Carsten Korfmacher.
FOTO: NK-ARCHIV

Feinstaubradar verbindet Information mit Service

Das Neckartor in Stuttgart gilt als schmutzigste Kreuzung Deutschlands. Doch wie sieht es vor der Haustür der Bürger aus? Die Stuttgarter Zeitung/ Stuttgarter Nachrichten gibt mit dem Feinstaubradar darauf Antwort. Sie nimmt die Bürger mit in ein Big-Data-Projekt, das Information mit Service verbindet.

Die Diskussion zum Thema Feinstaub fokussierte sich bisher zumeist auf das Neckartor. Die Belastung in den Nebenstraßen und Vororten wurde nicht gemessen. Das Feinstaubradar Stuttgart füllt diese Lücke.

Angeschlossen an das Big-Data-Projekt sind mittlerweile 750 Sensoren in der gesamten Region. Sie liefern die Daten, die in eine interaktive Karte fließen. Hinzu kommen Vorhersagen zur Luftqualität, zugeliefert von Kachelmannwetter. All diese Daten sind die Basis für Feinstaubberichte, die von einer Software automatisch geschrieben werden.

Grundlage für das Feinstaubradar ist ein Sensor, den die Stuttgarter Ortsgruppe der Open Knowledge Foundation entwickelt hat. Daraus entstand ein Messnetz in der Region Stuttgart, das stetig erweitert wird.

Die Umsetzung des Projekts lag vor allem in den Händen eines Webentwicklers und eines Multimedia-Redakteurs, beteiligt waren die drei Feinstaub-Experten aus der Lokalredaktion sowie ein Grafiker.

Eine Live-Karte und täglich zwei Berichte (eine Vorschau am Morgen und ein Rückblick am Abend) sind das Herz des Feinstaubradars. Sie liefern den Lesern kontinuierlich aktuelle Information zur Belastung in ihrem Stadtteil oder ihrer Gemeinde. Zusätzlich bietet die Redaktion ein multimediales Dossier mit aktuellen Berichten und Hintergrundinformationen. Und sie erklärt in einem Video, wie man einen Feinstaubsensor selbst bauen kann.

Das Feinstaubradar löste eine umfangreiche Diskussion aus. Mehr als 600 Bürger hängten einen Sensor vors Haus. Die Analyse der Daten ergab, dass sich Feinstaub gleichmäßig in der Region ausbreitet. Es ist also nicht nur ein Problem an einer Stuttgarter Kreuzung, sondern betrifft alle. In Gemeinden weit außerhalb des Talkessels zum Beispiel liegen die Werte deutlich über denen am Neckartor.

Link: www.stuttgarter-zeitung.de/feinstaub

STUTTGARTER
ZEITUNG

Preis in der Kategorie Datenjournalismus/Begründung der Jury
Interaktiv auf der Spur des Feinstaubes

Beim Feinstaub blicken alle auf Stuttgarts Mitte. Die Situation in den Stadtteilen und im Umland jedoch wird kaum beachtet. Mit dem „Feinstaubradar“ schließt die Redaktion diese Informationslücke. Eine Live-Karte visualisiert die Partikelbelastung. Zu jedem Standort gibt es tägliche, von einer Text-Software verfasste Berichte. In der Printzeitung und einem Multimedia-Dossier stellt die Redaktion Hintergründe dar. Mit Erfolg regt sie die Leser an, sich mit selbst gebauten Messgeräten zu beteiligen. Inzwischen hat das Radar 2000 Nutzer täglich. Die Redaktion nutzt datenjournalistische Mittel, um ihre journalistische Kompetenz bei einem politisch brisanten Thema auszuspielen: Big Data im Lokalen.

Kontakt: Jan Georg Plavec, Redakteur Ressort Multimedia/Reportage, T +49 711 / 72 05 11 84, jangeorg.plavec@stzn.de

Medium: Stuttgarter Zeitung, Stuttgarter Nachrichten

Auflage: Circa 203.000

Verbreitungsgebiet: Stuttgart und die vier Nahkreise (Kerngebiet)

Anzahl Lokalteile: 10

Redaktionsgröße: 300

Tipp:

„Guter Datenjournalismus funktioniert nur im Team und mit Spezialisten. Deshalb, liebe Lokalredaktionen: Investieren Sie in Fortbildungen und Webentwickler!“

Die unabhängige Zeitung für Baden-Württemberg

STUTTGARTER ZEITUNG

Nr. 253 | 44. Woche | 73. Jahrgang | E 4029 | LU

Freitag, 3. November 2017

2,20 €

Heute mit Ihrem Fernsehmagazin



Das Datenprojekt der StZ Feinstaubradar für die ganze Region

Ein neues Online-Portal der Stuttgarter Zeitung zeigt, wie hoch die Feinstaubbelastung in der Region Stuttgart ist (<http://www.stuttgarterzeitung.de/feinstaub>). Der Feinstaubradar versammelt Messwerte aus fast allen Stuttgarter Stadtbezirken, aus vielen Gemeinden in der Region sowie aus Tübingen, Reutlingen und Heilbronn. Mithilfe einer interaktiven Online-Karte wird so erstmals sichtbar, wie sich der Feinstaub über den Tag in der Luft verteilt und wie hoch die Belastung vor Ort ist. SEITEN 3, 6-7

Vorsicht vor der eiligen Säuberung

Jagdeifer Hollywood gibt im Kampf gegen Belästigung den falschen Takt vor.
Von Thomas Klingensmaier

Seit das erste Mal eine Hand die Kurbel einer Filmkamera gedreht hat, kommt die Welt der bewegten Bilder den einen über-, den anderen unterirdisch vor. Und seit Klatschpostillen über das Leben von Filmstars berichten, also seit den frühen Stummfilmtagen, vermischt im Milieu der Leinwandexistenzen die Grenze zwischen Fiktion und Realität. Die Stars und die Filmfiguren, sie sollen uns voraus sein im Glück und im Unglück, in Tugend und Verworfenheit. Dieser alte Anspruch erfüllt gerade wieder Geltung in der Welle der Vorwürfe und Anklagen wegen sexueller Belästigung, die in der amerikanischen Filmindustrie ihren Anfang nahm.

Ein paar Gelangweilte mögen hinschauen, mit den Achseln zucken und sich sagen, sie hätten immer schon geglaubt, dass das alles ein Sündenfuhl sei, die Sühle kaputtter Charaktere, eine Kloake, in die man die eigenen Kinder nie hineingeraten ließe. Aber viele, auch Menschen, die in der Me-too-Bewegung in sozialen Netzwerken mehr oder weniger offen und detailliert eigene Erfahrungen mit sexueller Belästigung bekennen, blicken nun wieder mit anderen Augen auf Hollywood. Die alte Idee, die Märchenwelt des Films schaffe Vorbilder für ein intensiveres Leben, denen wir nachzueifern sollten, wirkt erneut. Eine Säuberungswelle scheint die Medienindustrie der USA zu ergreifen, ein Sturm der Entrüstung, in dem Beschuldigung und Bestrafung des Beschuldigten fast ineinanderfließen wie Blitz und Donner in einem Gewitter direkt über dem eigenen Kopf. Vielleicht wird die Jagd auf Belästiger, die nun eröffnet ist, bald sehr viel stärker nach Europa überspringen als bisher. Die Vorwürfe gegenüber politischen Eliten in Großbritannien sind erste Anzeichen dafür.

Das Frauen und Männer, die Opfer sexueller Übergriffe wurden, gerade solcher innerhalb von Machtstrukturen und entlang von Hierarchienlinien im Job, sich nun zu Wort melden können, ohne gleich abgeschmettert, eingeschüchtert oder genervt überhört zu werden, das ist höchst begrüßenswert. Und Amerikas Film- und Fernsehindustrie, die über Nacht eine der wichtigsten Serien der Fernsehgeschichte, „House of Cards“, auf Eis legt, weil Vorwürfe der fortgesetzten Angriffscherde gegen Kevin Spacey erhoben wurden, die er teils einräumt, scheint von fast missionarischem Eifer entflammt. Es sieht so aus, als ginge es ihr darum, die Fackel einer neuen sexuellen Revolution in die Welt zu tragen, einer Revolution der Grenzziehung und der Entsexualisierung der Arbeitswelten.

Das ist zwar eine optische Täuschung, denn eigentlich geht es nur darum, dass sich Studios, Produktionsfirmen und Sender vor Verklagbarkeit schützen wollen. Sie wollen ihre Angestellten und Geschäftspartner nicht mehr mit Übergriffsverdächtig zusammenbringen. Trotzdem könnte dieser Eifer der Arbeitsplatzbereinigung als Vorbild funktionieren – fatalerweise. Kevin Spacey steht mit 58 Jahren vor den Trümmern seiner Karriere. Gut möglich, dass den eben noch Gefeierten nie wieder eine große Filmproduktion, ein seriöser Sender, ein namhaftes Theater heuern werden. Dabei sind die Vorwürfe gegen ihn von anderer Natur, haben ein viel kleineres Ausmaß als die gegen den Produzenten Harvey Weinstein erhobenen.

Gleich zwei grundlegende Konzepte unseres mühsam erarbeiteten Rechtsverständnisses – Unschuldsvermutung und Einzelfallwürdigung – scheinen vielen plötzlich nur noch hinderliches Gerümpel, hinter dem sich Schuldige verstecken dürfen. Solch eine Jagdatmosphäre ist aber nicht nur für Beschuldigte fatal, sondern für unsere Gesellschaften. Wo über reinweise dämonisierte Einzelschurken geredet wird statt über Milieus, Strukturen und Normen, wird eine scheinbare Verhaltensänderung aller nicht vor Einsicht, sondern allenfalls via Einschüchterung kommen. So eine Reform würde nicht lange halten.

Dieseltipfel wird verschoben

Der von Kanzlerin Angela Merkel für November angekündigte zweite Dieseltipfel mit Automagern und Länderchefs findet nicht statt. Grund dafür ist nach Informationen dieser Zeitung zum einen die mühsame Regierungsbildung in Berlin. „Ob der Gipfel stattfindet, hängt vom Ausgang der Sondierungsgespräche ab“, heißt es in Regierungskreisen. Erst wenn der Kurs der künftigen Regierung klar sei, könne ein neuer Gipfel stattfinden. Merkel nimmt von dem Treffen auch Abstand, weil es wenig Fortschritt in den Bemühungen zur Luftreinhalte gebe. Dem Vernehmen nach ist noch unklar, wie die von der Regierung zugesagte Summe für den Mobilitätsfonds der Städte aufgebracht wird. rap
- Kein Gipfel vor Jamaika SEITE 4

Hauk in Neuseeland

Baden-Württembergs Agrarminister Peter Hauk besucht in Neuseeland Weingüter, Fleischfabriken und Milchverarbeiter und will daraus Lehren für die hiesige Vermarktung ziehen. „Wir werden das ein oder andere kopieren“, kündigt er an. SEITE 8

Spaniens Justiz handelt

Spaniens Staatsgericht hat nach Medienberichten einen Haftbefehl gegen den geflüchteten katalanischen Präsidenten Carles Puigdemont erlassen. Das Gericht ordnete zudem die Festnahme von vier Ministern der Regionalregierung an. SEITE 9

Fehler auf Bahnbaustelle

Die Gefahr einer Verunreinigung des Trinkwassers in Teilen Kirchheims/Teck ist auf den Fehler eines Arbeiters zurückzuführen. Er habe auf der Tunnelbaustelle Ab- und Trinkwasserleitungen miteinander verbunden, teilte die Bahn mit. SEITE 28

Wetter SEITE 12

Freitag 14°/4°	Samstag 15°/6°	Sonntag 11°/4°

Börse SEITEN 17, 20

- Dax 14.440,93 Punkte (- 0,18 %)
- Dow Jones 23.516,26 Punkte (+ 0,35 %)
- Euro 1,1662 Dollar (Vortag: 1,1625)

Ausführliches Inhaltsverzeichnis SEITE 2



Knapp 8000 offene Lehrstellen im Land

Jobs Nicht nur Betriebe des Handwerks klagen über Lehrlingsmangel. Der Aufschwung am Arbeitsmarkt setzt sich fort. Von Thomas Thieme

Der Lehrlingsmangel in Baden-Württemberg spitzt sich zu. 7659 Ausbildungsstellen waren nach Angaben der Bundesagentur für Arbeit zum Stichtag 30. September noch unbesetzt, 491 mehr als zum gleichen Zeitpunkt des Vorjahres (plus 6,8 Prozent). Demgegenüber stehen rund 987 unversorgte Bewerber, 28 weniger als vor Jahresfrist. Die Ausbildungsbereitschaft der Unternehmen ist zuletzt gestiegen: Von Oktober 2016 bis September 2017 wurden den Agenturen für Arbeit im Land insgesamt 79.120 Lehrstellen gemeldet, 567 mehr als im Vorjahreszeitraum. In verschiedenen Branchen wird es allerdings immer schwieriger, angebotene Lehrstellen zu besetzen.

Der Hauptgeschäftsführer des Baden-Württembergischen Handwerkskammertags (BWHK), Oskar Vogel, spricht von einer „dramatischen Lage“ insbesondere für Betriebe im Nahrungsmittelhandwerk wie Bäcker oder Metzger. Zwei von drei dieser Unternehmen hätten offene Lehrstellen. Im Kfz-Gewerbe, zu dem mit dem Kfz-Mechatroniker der beliebteste handwerkliche Ausbildungsberuf gehört, habe noch jeder vierte Betrieb eine Stelle offen. „Besonders problematisch ist, dass mit den fehlenden Azubis in Zukunft die Fachkräfte und vor allem auch die „Übernehmer“ fehlen. In den nächsten zehn Jahren stehen mindestens 20.000 Betriebe im Land zur Übergabe

an, die qualifizierte Unternehmer, Meister und Betriebswirte benötigen“, warnt Vogel. Nach Angaben des Zentralverbands des Deutschen Handwerks (ZDHD) waren zum 30. September insgesamt 2480 Lehrstellen im Südwest-Handwerk unbesetzt. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden 19.575 Ausbildungsverträge neu abgeschlossen, ein Anstieg von 1,1 Prozent im Vergleich zu 2016. Die zwölf Industrie- und Handelskammern (IHK) im Land verzeichneten im gleichen Zeitraum 44.407 neue Ausstellungsverhältnisse – 0,2 Prozent mehr als im Vorjahr. Hier gibt es freie Lehrstellen vor allem im Einzel- und Großhandel, der Logistikbranche, in IT-Berufen, der Banken- und Versicherungsbranche sowie in Gastronomie und Hotellerie.

Am deutschen Arbeitsmarkt setzt sich der Arbeitslosenrückgang fort: Die Arbeitslosenquote sank im Oktober weiter und erreichte einen historischen Tiefstand. Aktuell sind 2,389 Millionen Menschen in Deutschland arbeitslos gemeldet, wie die Bundesagentur für Arbeit (BA) am Donnerstag in Nürnberg mitteilte. Gegenüber September ist das ein Rückgang um 60.000, im Vergleich zum Oktober 2016 sogar um 151.000 Arbeitslose. Die Arbeitslosenquote verringerte sich um 0,1 Prozentpunkte auf 5,4 Prozent – den tiefsten Stand seit der Wiedervereinigung 1990.
- Hintergrundbericht und Kommentar SEITE 13

New York: Attentäter droht Todesstrafe

Der mutmaßliche Attentäter von New York ist nach einem Straftrag wegen Unterstützung einer Terrororganisation erstmals vor Gericht erschienen. Sayfullo Saipov werden Unterstützung der Terrormiliz Islamischer Staat (IS) sowie tödliche Gewalt und Zerstörung mit einem Fahrzeug vorgeworfen. Im Fall einer Verurteilung droht dem 29-Jährigen die Todesstrafe oder lebenslange Haft. US-Präsident Donald Trump hatte auf Twitter bereits die Todesstrafe gefordert. Saipov erschien am Mittwoch im Rollstuhl in Hand- und Fußschellen vor einer Richterin, wie US-Medien berichteten. dpa
- Schwierige Spurensuche SEITE 2



Kompromiss-Aussichten

Osama bin Laden ganz privat

Das Handyvideo zeigt eine Gruppe von Männern, die auf einem Teppich sitzen. Ein Scheich spricht die Worte vor, ein junger schnaubtätiger Mann mit weißem Kopftuch wiederholt sie leise, akzeptiert damit seine Ehe und schwört auf den Koran und die Überlieferungen des Propheten Mohammed. Das Video zeigt die Hochzeit des Sohnes von Osama bin Laden, Hamza, und ist eines der visuellen Fundstücke unter den 470.000 Dateien, die der US-Geheimdienst CIA jetzt veröffentlicht hat. Gefunden wurden sie in Abbottabad, dem letzten Versteck des einstigen Al-Kaida-Gründers in Pakistan. Ein US-Eliteteam hatte bin Laden dort im Mai 2011 überrascht und erschossen. Forscher erhoffen sich von den Dateien neue Einblicke in die Welt jener Organisation, die für die Anschläge des 11. Septembers verantwortlich ist. Es wird Jahre dauern, bis sie alle ausgewertet sind.

Die veröffentlichten Dokumente beinhalten unter anderem ein 228-seitiges handgeschriebenes Tagebuch bin Ladens. Darin beschrieb er immer wieder seine Sicht der Welt und die Funktion, die Al-Kaida darin ausfüllen soll. Klar wird durch die

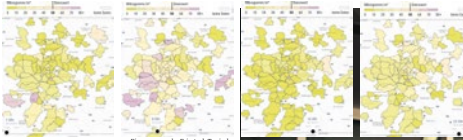
Funde Dateien der CIA zeigen neue Facetten des Chefs von Al-Kaida.
Von Karim El-Ghawhary

Aufzeichnungen auch, dass bin Laden von den Ereignissen des Arabischen Frühlings Anfang 2011 überrascht worden war. Dass er dann aber auch Anweisungen gab, das damals entstandene Machtvakuum auszunutzen, etwa in Libyen. Und obwohl sich diese Welt seit dem Tod bin Ladens vor sechs Jahren verändert hat, bleiben viele Dokumente so relevant, dass die CIA eine nicht spezifizierte Anzahl aus Gründen der nationalen Sicherheit zurückgehalten hat.

Forscher erhoffen sich trotzdem relevante Informationen, etwa, welche Teile des pakistanischen Sicherheitsapparates bin Ladens Versteck gedeckt hatten. Bedeutsam ist auch ein 19-seitiges Dokument über das Verhältnis Al-Kaida zum Iran. Der Autor spricht von iranischen Waffen- und Geldlieferungen, die an „einige Brüder“ geliefert wurden. Im Gegenzug sollten diese amerikanischen Einrichtungen in Saudi-Arabien angreifen. Eher trivial wirkt hingegen, wie sich bin Laden am PC offenbar zerstreut hat. Das Computer-Rollenspiel „Final Fantasy VII“ wurde beim Mastermind des 11. Septembers ebenso gefunden wie 30 Anleitungsvideos zum Häkeln.



Feinstaubradar
Wir lassen Sie transparent über die Luftqualität in Stuttgart wissen.



Eigene normale Feinstaub-Tage in der Regen-Tagger - gegenüber nur einem Prozent der Tage mit hoher Feinstaub-Werte. Die Luft ist im Vergleich zum Regen-Tage und oftmals ein Anstieg.

So viel Feinstaub ist an Ihrem Ort in der Luft

Daten Unser Datenprojekt macht transparent, wie viel Feinstaub in der Luft ist - auch abseits bekannter Hotspots wie dem Stuttgart-er Neckarturm. Erklären wir hier: Von Jan Georg Ploce

Mit dem Feinstaubradar können Sie transparent über die Luftqualität in Stuttgart wissen. Möglich wird das durch ein tolles Netz von mehr als 200 Feinstaubmessern.

Wie ist das Feinstaubradar?
Mit Hilfe der Feinstaubmessern Mitte Oktober sammeln wir Daten zur Feinstaubbelastung in Stuttgart. Die Daten werden in der Region, dem Stuttgart-er Neckarturm, Stuttgart und im gesamten Stadtgebiet von Stuttgart. Die Daten werden in der Region, dem Stuttgart-er Neckarturm, Stuttgart und im gesamten Stadtgebiet von Stuttgart.

Wie machen wir das?
Wir besetzen die Daten von der Luft- und Wasserqualität in Stuttgart. Die Daten werden in der Region, dem Stuttgart-er Neckarturm, Stuttgart und im gesamten Stadtgebiet von Stuttgart.

Wie ist das Feinstaubradar?
Mit Hilfe der Feinstaubmessern Mitte Oktober sammeln wir Daten zur Feinstaubbelastung in Stuttgart. Die Daten werden in der Region, dem Stuttgart-er Neckarturm, Stuttgart und im gesamten Stadtgebiet von Stuttgart.



Christian Wittenberg bei seinem Posten für die Feinstaubmessung. In der Feinstaubmessung sind alle Feinstaubmessern vernetzt und vernetzt.



Dr. Frank Egg ist ein Experte für die Luftqualität. Er ist ein Experte für die Luftqualität. Er ist ein Experte für die Luftqualität.



Dr. Frank Egg ist ein Experte für die Luftqualität. Er ist ein Experte für die Luftqualität. Er ist ein Experte für die Luftqualität.

Wie und wo amtlich gemessen wird

Luftmessung: Am Neckarturm gibt es wegen Feinstaub 2017 wieder mehr Überschreitungstage als erlaubt. Von Thomas Durchfeld

Wie ist das Feinstaubradar?
Mit Hilfe der Feinstaubmessern Mitte Oktober sammeln wir Daten zur Feinstaubbelastung in Stuttgart. Die Daten werden in der Region, dem Stuttgart-er Neckarturm, Stuttgart und im gesamten Stadtgebiet von Stuttgart.

Wie ist das Feinstaubradar?
Mit Hilfe der Feinstaubmessern Mitte Oktober sammeln wir Daten zur Feinstaubbelastung in Stuttgart. Die Daten werden in der Region, dem Stuttgart-er Neckarturm, Stuttgart und im gesamten Stadtgebiet von Stuttgart.



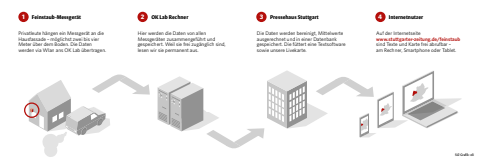
Dr. Frank Egg ist ein Experte für die Luftqualität. Er ist ein Experte für die Luftqualität. Er ist ein Experte für die Luftqualität.

DAS FEINSTAUBMESSNETZ

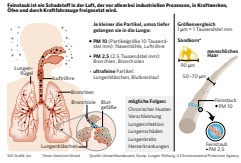
Beide die CLM, eine von offenen Daten...
Das Feinstaubmessnetz besteht aus 200 Feinstaubmessern, die in Stuttgart verteilt sind.



50 KOMMEN DIE DATEN VOM MESSNETZ INS FEINSTAUBRADAR



KANN DURCH SCHLECHTE LUFT



Zentrale Technik, große Wirkung so nur die CLM sind...
Das Feinstaubmessnetz ist ein zentrales Element der Luftqualität in Stuttgart.

Zentrale Technik, große Wirkung so nur die CLM sind...
Das Feinstaubmessnetz ist ein zentrales Element der Luftqualität in Stuttgart.

Zentrale Technik, große Wirkung so nur die CLM sind...
Das Feinstaubmessnetz ist ein zentrales Element der Luftqualität in Stuttgart.

Zentrale Technik, große Wirkung so nur die CLM sind...
Das Feinstaubmessnetz ist ein zentrales Element der Luftqualität in Stuttgart.

Zentrale Technik, große Wirkung so nur die CLM sind...
Das Feinstaubmessnetz ist ein zentrales Element der Luftqualität in Stuttgart.

Zentrale Technik, große Wirkung so nur die CLM sind...
Das Feinstaubmessnetz ist ein zentrales Element der Luftqualität in Stuttgart.

Feinstaub verteilt sich auf die ganze Stadt

Luftqualität Eine Datenauswertung zur ersten Alarmphase des Jahres zeigt, dass die gesundheitsschädlichen Partikel sich unterschiedlich verbreiten. Sie bestätigt die relativ niedrigen Messwerte der Landesanstalt – und zeigt, wie wichtig Wettereinflüsse sind. Von Jan Georg Plavec

Mit dem guten Wetter ist am Montagabend auch die erste Feinstaubalarmphase des Jahres in Stuttgart zu Ende gegangen – ohne Überschreitung der Grenzwerte, zumindest laut vorläufigen Messwerten der Landesanstalt für Umwelt (LUBW). Die Behörde veröffentlicht Werte vom Neckartor sowie, seit wenigen Wochen, von einem neuen Sensor an der Hauptstätter Straße. Vergangene Woche wurden am Neckartor im Tagesmittel zwischen 35 und 48 sowie an der Hauptstätter Straße 17 bis 33 Mikrogramm Feinstaub je Kubikmeter Luft gemessen. Der EU-Grenzwert liegt bei 50 Mikrogramm.

Die LUBW-Messwerte allein sind relevant dafür, ob laut EU-Recht ein Feinstaub-Überschreitungstag gezählt wird. Sie sagen aber nichts darüber aus, wie hoch die Belastung abseits der Hauptverkehrsachsen ausfällt. Die von der LUBW veröffentlichten gleitenden 24-Stunden-Mittel sind zudem unempfindlich für kurzfristig ansteigende Werte etwa im Berufsverkehr.

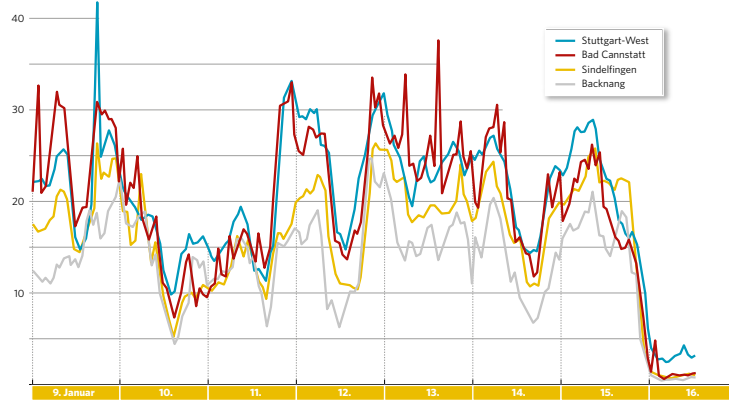
Die Daten des StZ-Feinstaubradars können eine Ahnung davon geben, wie gut oder schlecht die Luft vergangene Woche im Tagesverlauf abseits der Feinstaub-Hotspots war. Das Feinstaubradar basiert auf den Messergebnissen von mehr als 500 in der Region angebrachten Sensoren des OK Lab. Trotz der nicht an Referenzgeräte heranreichenden Messgenauigkeit können die meist an Wohnhäusern angebrachten Sensoren die Entwicklung der Feinstaubbelastung über den Tag gut abbilden.

Die meisten Geräte (42) hängen derzeit in Stuttgart-West – an Hauptverkehrsachsen wie der Schwabstraße, aber auch in Tempo-30-Zonen und Halbhöhenlagen. Hier schlug die Kurve der über alle Sensoren gemittelten Messwerte vergangene Woche regelmäßig vormittags aus. Während des Feinstaubalarms können die Partikel nicht gut entweichen, daher sammelte sich der Feinstaub im Morgenverkehr an. In den verkehrsarmen frühen Nachmittagsstunden sanken die Messwerte, ehe sie im Feierabendverkehr wieder anzogen. Die absoluten Werte lagen auch unter Berücksichtigung von Messungenauigkeiten unterhalb des EU-Grenzwerts.

Außerhalb des Talkessels entwickelte sich die Feinstaubbelastung nach dem gleichen Muster. In Stuttgart-Vaihingen etwa wurden tagsüber am frühen Vormittag die höchsten Werte erreicht, wie im Westen lagen sie unter 30 Mikrogramm. Auch hier

BESONDERS IM BERUFSVERKEHR STEIGEN DIE WERTE AN

Feinstaubbelastung PM10 in Mikrogramm/m³



StZ-Grafik: zap

Quelle: OK Lab Stuttgart

DIE FEINSTAUBBELASTUNG AN IHREM ORT – LIVE IM INTERNET

Feinstaubradar Seit Anfang November visualisiert die Stuttgarter Zeitung die Feinstaubbelastung in den 23 Stuttgarter Stadtbezirken sowie in den zahlreichen Gemeinden der Region Stuttgart im Feinstaubradar. Das Angebot füllt eine Informationslücke, denn amtliche Messergebnisse werden vor allem für besonders stark mit Feinstaub belastete, viel befahrene Straßen veröffentlicht.

Livekarte Die aktuellsten Feinstaubwerte können auf einer stündlich aktualisierten Karte abgerufen werden – auch rückwirkend. Mit der Karte kann man die Feinstaubwerte in der ganzen Region im Tagesverlauf nachvollziehen. Außerdem schreibt eine spezielle Software jeden Tag aktuelle Feinstaubberichte – sowie eine auf Daten von Kachelmannwetter basierende Vorschau für die Luftqualität.

Messstellen Gemessen wird an mehr als 500 Stellen in der ganzen Region Stuttgart. Die Geräte sowie das Messnetz wurden vom OK Lab Stuttgart entwickelt. Die Stuttgarter Zeitung greift auf diese Daten direkt zu und bereinigt sie vor der Veröffentlichung um mögliche Messfehler. jpp

Das Feinstaubradar ist abrufbar unter stuttgarter-zeitung.de/feinstaub

fielen die Werte mit Ende des Alarms am Montagabend rapide. Am Dienstag blieben sie bei Wind und feuchter Witterung im einstelligen Bereich. Auch in Degerloch und Bad Cannstatt wurde dieser Tagesverlauf vergangene Woche beobachtet.

Ein Sonderfall sind die Nachtstunden. Für sie meldet das Feinstaubradar oft hohe Werte. Das mag mit den Emissionen von Kaminen zu tun haben. Jedoch kann auch Nebel die Messwerte beeinflussen – die

Sensoren erkennen ihn fälschlicherweise als Feinstaub. Das OK Lab und die StZ testen derzeit Korrekturmechanismen, die nebelbedingte Messfehler ausgleichen.

Die Auswertung zeigt auch, dass in Stuttgart mehr Feinstaub in der Luft ist als in der Region. Das gilt für Nachbargemeinden wie Sindelfingen oder Esslingen, aber auch für Herrenberg oder Backnang. Dort ist die Belastung selbst im Berufsverkehr geringer als mittags in Stuttgart.

Die Daten der vergangenen Woche zeigen, dass die Feinstaubwerte besonders im Berufsverkehr ansteigen – in den Gemeinden der Region und in Stuttgart. Die Stuttgarter kriegten im Schnitt den meisten Feinstaub ab, wengleich die Werte während des jüngsten Feinstaubalarms überall im gesetzlichen Rahmen blieben. „Die Stadt ist vor allem an stark befahrenen Straßen“, kommentiert eine Sprecherin der Stadt die aktuellen Werte. Der Feinstaubalarm stehe aber nicht zu Ende und man rechne weiter mit austauschenden Winter-Wetterlagen. Zudem sei der Alarm die Voraussetzung, die Befehrerung von Komfortkaminen zeitweise zu untersagen.

Die mittlerweile tagesaktuell veröffentlichten, verglichen mit dem Neckartor erfreulichen Messwerte an der Hauptstätter Straße will die Sprecherin noch nicht kommentieren. Auf keinen Fall dürfe die Stadt nachlassen, bis die Grenzwerte komplett eingehalten werden. Aber, so die Sprecherin, „neben den zahlreichen Maßnahmen gegen Feinstaub hatten wir auch schlicht Glück mit dem Wetter“. Was in dem Fall eben Wind und Regen bedeutet.

S-Süd

Wieder Geldbeutel aus Taxi gestohlen

Ein Taxifahrer ist in der Nacht zum Dienstag am Marienplatz bestohlen worden. Er wurde mit einer Masche abgelenkt, die in Variationen schon mehrfach in der Stadt angewendet wurde. Der Dieb erbeutete mehrere Hundert Euro.

Der Taxifahrer wartete gegen 2.30 Uhr am Taxistand des Marienplatzes auf Kundenschaft. Ein Mann kam auf den Wagen zu, öffnete die Fahrertür und warf etwas in den Innenraum des Autos. Dadurch schaffte er es, den 77 Jahre alten Fahrer kurz abzulenken. Der Dieb nutzte die Unaufmerksamkeit des Mannes und griff sich dessen Geldbörse aus dem Ablagefach an der Innenseite der Fahrertür, meldet die Polizei.

Der Taxifahrer beschrieb den Täter als etwa 1,60 bis 1,65 Meter groß und 50 Jahre alt. Er soll lockige braune Haare haben und schlank sein. Der Tatverdächtige habe eine braune Jacke getragen. Die Polizei bittet Zeugen, sich unter der Nummer 0711/8990-4330 zu melden.

In jüngster Zeit haben mehrere Diebe Taxifahrer bestohlen, indem sie ebenfalls die Fahrertür öffneten, sie mit einer Frage ablenkten und dann zum Geldbeutel griffen. Sie hatten in den Bezirken Stuttgart-Süd und Stuttgart-Mitte zugeschlagen. ceb

Bestattungen

am Mittwoch, 17. Januar

F = Feuerbestattungen im Krematorium, Oberschoss; FK = Feuerbestattungen in der Kapelle oder Feuerhalle, Erdgeschoss; UFK = Urnenraufbeier in der Kapelle.

Begräbnis:

Elfriede Porsch, geb. Neyer, 81 J., S-Ost, 13 Uhr.

Neuer Friedhof Weilmördorf:

Augustin Reitemann, 92 J., S-Bergheim, 13 Uhr.

Pragfriedhof:

Helmut Henning, 103 J., Stuttgart, 12 Uhr. Helga Schinzel, geb. Stöckl, 82 J., S-Bad Cannstatt, 14 Uhr (F).

Friedhof Möhringen:

Wassyl Bojunc, 97 J., S-West, 12 Uhr.

Hauptfriedhof:

Ruth Buchner, geb. Zapke, 90 J., S-Wangen, 12 Uhr (UFK). Franz Kern, 89 J., S-Neugereut, 13 Uhr.

Friedhof Münster:

Gunter Girsbach, 70 J., S-Mönchfeld, 14 Uhr (UFK).

Friedhof Botnang:

Marianne Beck, geb. Rath, 86 J., S-Botnang, 12 Uhr (UFK).

Feierhalle Bestattungshaus Ramsaier, Katzenbachstraße 58, S-Vaihingen:

Maria Rother, geb. Grossmann, 94 J., Filderstadt-Plattenhardt, 11 Uhr (FK).

Haus St. Monika S-Neugereut, Hauskapelle, Seeadlerstraße 7:

Elfgard Kicherer, 82 J., S-Neugereut, 16 Uhr (FK).

Feierhalle Bestattungshaus Haller, Obere Weinsteg 23, S-Degerloch:

Heinz Hans Reuck, 86 J., 14.30 Uhr.

Der schwierige Alltag in einer Inklusionsklasse

Inklusion ist ein kontroverses Thema in Politik und Gesellschaft. Wie aber geht es den betroffenen Kindern, den Eltern, Lehrern und Mitschülern? Eine Reporterin des Zeitungsverlags Waiblingen begleitet einen behinderten Jungen über Wochen in seinem Schulalltag. Ihr Fazit: Inklusion ist im Alltag kompliziert und oft frustrierend.

Kinder mit und ohne Behinderung bzw. Förderbedarf lernen gemeinsam. So einfach die Definition von Inklusion klingt, so sehr ist sie in der Schulpolitik umstritten. Bringt sie den betroffenen Kinder etwas? Ist das normale Schulsystem überfordert? Wie kommen Lehrer und Mitschüler damit klar? Auf diese theoretischen Fragen gibt Pia Eckstein praktische Antworten, indem sie die Auswirkungen der Inklusionsidee anhand eines konkreten Beispiels im Verbreitungsgebiet ihrer Zeitung beleuchtet. Dafür sucht sie ein einen Schüler. Sie findet ihn in dem kleinen Dimitrios, der in der Kleinstadt Backnang in die zweite Klasse der Regelschule geht. Ihn will die Reporterin begleiten.

Um zuvor Vertrauen aufzubauen, besucht sie einen Elternabend der Klasse. Sie stellt den Eltern sich und ihre Idee vor, beantwortet Fragen und bittet um eine schriftliche Einverständniserklärung. Denn sie will nicht nur von Dimitrios, sondern von allen Kindern erzählen und auch Fotos veröffentlichen. Diese vertrauensbildende Maßnahme funktioniert. Die Zusammenarbeit klappt reibungslos.

Über mehrere Wochen hinweg begleitet Eckstein den Jungen und seine Klasse, seine Lehrerinnen und die vielen anderen, die ihm helfen, in seiner Schule zu lernen. Die Kollegin Alexandra Palmizi macht die Fotos dazu.

Die Erlebnisse und die theoretischen Informationen präsentiert Eckstein in einer vierteiligen Serie. Ganz schnell wird deutlich: Die Inklusionsidee klingt toll. Sie umzusetzen ist jedoch schwierig, kompliziert, verwirrend und oft auch frustrierend. Schnell stellt sich auch die Frage: Was ist mit den anderen Kindern? Wer achtet darauf, dass ihr Schulalltag funktioniert?

Die Reaktionen der Leser auf die Serie sind so kontrovers wie die politische Diskussion. Für die Journalistin ist es eine Bestätigung, dass nach der Veröffentlichung andere Menschen zu ihr gekommen sind und sagten: Ich hab' da auch ein Problem.

Preis in der Kategorie Inklusion
Begründung der Jury
*Inklusion am
konkreten Beispiel*

„Was bedeutet Inklusion?“ Pia Eckstein betrachtet diese Frage aus vielen Perspektiven. Sie spricht mit allen Betroffenen, dem schwerstbehinderten Schüler Dimitrios und seiner Mutter, mit Mitschülern, Lehrerinnen, Fachleuten. In ihrer Serie schildert sie, was notwendig ist, um Inklusion zu organisieren und zu finanzieren; sie führt vor Augen, was gelingt und was an praktischen Problemen scheitert. Mit großem Einfühlungsvermögen und klarem Blick gelingt es ihr, ein vielschichtiges Thema differenziert und anschaulich darzustellen. Die Reaktionen aus der Leserschaft sind so kontrovers wie die Diskussion in Deutschland. Die Autorin liefert ihren Lesern die Basis dafür, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Kontakt: Pia Eckstein,
Reporterin Kreisredaktion,
T +49 7151 / 56 65 58,
pia.eckstein@zvw.de

Medium: Zeitungsverlag Waiblingen
Auflage: Circa 38.000
Verbreitungsgebiet:
Rems-Murr-Kreis
Anzahl Lokalteile: 4
Redaktionsgröße: Insgesamt
30 Redakteure, 5 Onliner,
4 Fotografen

Tipp:

„Bei Recherchen wie diesen muss man gut und eng mit Lehrern, Rektoren und dem Schulamt zusammenarbeiten. Sonst kommt man an seine Protagonisten überhaupt nicht ran.“

EXTRA: Was bedeutet Inklusion? Serie Teil 1

Dimitrios und seine Klasse

Der erste Fall in Baden-Württemberg: Ein schwerbehinderter Junge geht in eine allgemeine Schule



Allerbeste Freunde: Tin hat irgendwas ganz Wichtiges im Ordner, was er seinem Freund und Nebensitzer Dimitrios zeigt.

Bilder: Palmizi

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED
PIA ECKSTEIN

Backnang.

Ein körperlich schwerbehinderter Junge geht seit fast zwei Jahren in die Backnanger Grundschule in der Taus. Die Schule ist eine allgemeine Schule. Ein Novum für das Schulamt Backnang und auch für das Regierungspräsidium. Denn ein Kind mit solcher Einschränkung war bislang in Baden-Württemberg noch nicht inklusiv beschult worden. Dimitrios' Leben in der Schule ist also für alle ein großes Lernen.

Heute hat die zweite Klasse von Natascha Lamp Besuch. Es ist ein ungewöhnlicher Besuch – von der Zeitung kommt schließlich nicht alle Tage jemand vorbei. „Ich bin da, weil ihr ein besonderes Kind in der Klasse habt.“ Große Augen. „Der Junge ist heute leider krank.“ Klar, meldet sich ein Bub, sein Nebensitzer habe Grippe. Der aber ist gar nicht gemeint. „Ich meine den Dimitrios.“ Ach so, die Kinder nicken. Ja, Dimitrios hat Husten und muss auch zu Hause bleiben.

Diese Szene, Tage später erzählt, lässt Inge Bosak, Backnanger leitende Schulin in im Fachbereich Sonderschulen, jubeln: „Genau das ist Inklusion.“ So soll es sein. Inklusion ist dann gegliedert, wenn keines der Kinder überhaupt mehr darüber nachdenkt, dass irgendwas in der Klasse anders ist als in anderen Klassen.

Die Woche drauf ist Dimitrios wieder fit. Sein Taxi, das ihn von zu Hause in die Schule bringt, hält vor der großen Eingangstür. Längst steht Aleksandra Jasinska da und wartet auf ihn. Sie ist seine „Schulbegleitung“, die den ganzen Schultag mit

ihm verbringt. Denn Dimitrios ist ein schwerbehinderter Kind. Er hat eine Krankheit, bei der sich die Muskeln mehr und mehr abbauen. Dimitrios konnte nie laufen, sein Leben lang liegt er oder sitzt im Rollstuhl. Er schafft es noch, seinen Kopf zu halten, zu sprechen und die Finger zu bewegen. Für alles andere braucht er Hilfe. Wenn er im Unterricht strecken und was sagen will, muss Aleksandra Jasinska seinen Arm hochheben. Sie holt seine Schulsachen aus dem Ranzen, gibt ihm zu essen und zu trinken. Und nimmt ihn eben am Taxi in Empfang, bindet die stützende Halskrause ab und fährt seinen kleinen Rollstuhl ins Untergeschoss der Schule, wo sie ihn gegen den E-Rollstuhl umtauscht, mit dem Dimitrios selbstständig durch die Gänge flitzen kann.

Dimitrios hat einen besten Freund: Der Junge heißt Tin

Mit ihr hat Tin gewartet. Tin ist Dimitrios' allerbesten Freund. Die zwei stecken immer die Köpfe zusammen. Tin, der Blondschopf mit den blauen Blitze-Augen, strahlt übers ganze Gesicht. Sein Nebensitzer, der so ganz anders aussieht als er, der so schwarzes Haar und so dunkel umwimperte Augen hat, der eben nicht wie Tin als Wirbelwind durchs Klassenzimmer feigen kann, ist wieder da. Tin drückt Dimitrios die Hand, schnappt sich seinen Ranzen und trägt ihn schon mal hoch ins Klassenzimmer.

Dort empfängt Dorothea Augustin Dimitrios. Sie ist Sonderpädagogin und spezialisiert auf geistige sowie körperliche und motorische Entwicklung. Sie kommt sechs Stunden die Woche in die Klasse, nimmt Dimitrios dann auch aus dem gemeinsamen Lernen heraus, um mit ihm gezielt Lesen, Schreiben und Rechnen zu trainieren.

Und dann gibt's da noch Oliver Schaal, den Fachmann für körperliche und motorische Entwicklung. Eine Stunde die Woche werden mit ihm die verschiedensten Dinge

geübt, die mit Dimitrios Körper zusammenhängen. Da geht's um Bewegung. Aber auch um die Frage, wie man den Jungen zu zweit möglichst rückschonend aus dem Rollstuhl hebt oder wie man ihn etwa bei Feuer aus dem Haus holen kann. Der Aufzug nämlich kommt dann nicht mehr infrage. Er sorgt auch dafür, dass der Rollstuhl, aus dem Dimitrios gerade herauswächst, wieder angepasst wird.

Dass also neben ihr noch andere Leute in der Klasse sind, sagt Klassenlehrerin Natascha Lamp, sei für ihre Kinder überhaupt nichts Besonderes. Das falle denen überhaupt nicht mehr auf und auch die Zeitung store somit nicht.

Die Kinder kommen inzwischen aus der Pause zurück. Dimitrios konnte nicht mit auf den Felsenhof. Zu kalt, zu nass. Er lässt seinen Rollstuhl im Flur kreiseln. Karussell fahren macht Spaß. „Schau dir mal den Dimitrios an!“ Die Klassenkameraden lachen.

„Wie wär's mit einem Spiel?“, fragt Natascha Lamp. Menschen-Memory! Zwei Kinder dürfen raus, dann finden immer zwei zusammen, die sich eine gemeinsame Bewegung einfallen lassen. Die zwei von draußen müssen die Paare finden. Dimitrios und Tin wollen natürlich zusammen sein. Die lässigen Spagatte und Balletthüpfen der Mädels kriegen die zwei nicht hin. Aber so einen ganz diskreten Schlenker mit dem Zeigefinger – das macht sonst niemand in der Klasse. Es dauert, bis dieses Pärchen unter alle den anderen gefunden ist.

Dimitrios steuert schnurstracks auf Meryem zu

Und noch eine Runde. „Sucht einen Partner“, sagt Natascha Lamp. „Aber jemand, den ihr noch nie hattet!“ Dimitrios lässt seinen Rollstuhl losfahren und steuert schnurstracks auf Meryem zu. Die zwei werden sicher was das finden, was Dimitrios mitmachen kann.

Diese Institutionen müssen zusammenarbeiten

- Gehen Kinder mit Behinderung und Anspruch auf ein sonderpädagogisches Bildungsangebot in eine allgemeine Schule, müssen eine Vielzahl von Institutionen zusammenarbeiten. Mit dabei sind:
 - die Schulverwaltung, insbesondere das Staatliche Schulamt vor Ort.
 - die Schule, auf die das Kind geht
 - Sonderpädagogische Bildungs- und

- Beratungszentren – sie heißen früher Sonderschulen
 - im Einzelfall zusätzlich das Sozialamt
 - oder das Jugendamt bei Bedarf einer Teilhabenerstützung (Schulbegleitung)
 - die Krankenkasse
 - das Amt für Verkehr am Landratsamt und die Fahrdienste
 - der Schulträger, also die Stadt.

Sonderschulpflicht ist abgeschafft

Inklusion heißt dennoch nicht freie Schulwahl

(pia). Schon mehrere Jahre gehen Kinder mit Behinderung zusammen mit Kindern ohne Behinderungen in den Unterricht. Meist aber waren das Außenklassen. Richtige Inklusion ist neu.

Einige Schulen im Rems-Murr-Kreis, etwa die Grumbacher Grundschule, haben längst Erfahrungen gesammelt. Meist jedoch wird eher ein Mittelweg zwischen der Beschulung in Sonderpädagogischen Schulen und allgemeinen Schulen gewählt. Das Stichwort heißt „Außenklassen“. In Grumbach zum Beispiel kamen Kinder, die in der Weinstädter Vollmarschule oder der Schorndorfer Fröbelschule eingeschult waren, als kleine Gruppe mit Lehrer in die Klasse der Regelschule.

Dimitrios dagegen ist als Schüler der Backnanger Grundschule in der Taus angemeldet. Das erst ist per Definitionen wirklich Inklusion. Dimitrios sei, so die Aussage des Schulamts Backnang, baden-württembergweit das erste Kind mit solch einer schweren körperlichen Behinderung, das inklusiv beschult wird. Mit Dimitrios zusammen lernen also auch diejenigen, die sein Lernen organisieren und finanzieren.

Schulgesetzänderung

Zum Schuljahr 2015/2016 wurde die Pflicht zum Besuch einer Sonderschule abgeschafft. Seither müssen Schulämter behinderte Kinder, wenn es gewünscht wird, in allgemeinen Schulen unterbringen. Der Fall Henri machte vor dem Jahres Schlagzeilen: Ein Junge mit Down-Syndrom sollte aufs Gymnasium, weil dort seine Freunde aus der Nachbarschaft hingingen. Das Gymnasium weigerte sich damals, Henri musste nach al dem Trubel um sein Schulleben die vierte Klasse wiederholen. Danach – die Schulgesetzänderung war in Kraft getreten – wechselte er auf eine Realschule. Seither hat man von dem Jungen nichts mehr gelesen. Ob es ihm in der Realschule gutgeht, ist inzwischen privat.

Alle müssen lernen

Dimitrios aber sprengt den bislang üblichen Rahmen. Im konkreten Fall zeigte sich, dass aufgrund der wesentlichen und umfangreichen körperlichen Teilhabebeschränkungen ... weitere Unterstützungsmaßnahmen bezüglich der Ermöglichung von Barrierefreiheit erforderlich waren, als nur der bereits vorhandene Aufzug.“ Will heißen: Die Schule, die Stadt als Schulträger, das Schulamt, das Kultusministerium, die Krankenkasse und alle anderen, die für Dimitrios zuständig sind, stellen immer wieder fest: So geht's nicht, wir müssen nachbessern. Dimitrios' Schulzeit ist Learning by doing, und zwar für alle Beteiligten. Die Stadt, sagt Taus-Gemeinschaftsschulrektor Jochen Nossek, wollte Dimitrios erst einschulen, wenn alle Fragen geklärt wären. Nossek lehnte das ab. Er hat wohl gut daran getan. Vermutlich wäre Dimitrios bis heute nicht in der Schule angekommen.

Nächste Folge

Im zweiten Teil dieser Serie geht es um die Ausrüstung der Schule und die Frage, wer die Kosten übernimmt.



Gemeinsam die großen Zahlen meistern: Wie geht das mit den Zehnerschritten, will Klassenlehrerin Natascha Lamp von ihren Kindern wissen. Ganz viele haben eine Antwort. Damit Dimitrios auch strecken kann, hält ihm Schulbegleiterin Aleksandra Jasinska den Arm nach oben.

EXTRA: Was bedeutet Inklusion? Serie Teil 2

Was braucht Dimitrios, was braucht die Schule?

Matratze, Pflegebad, Evakuierungsdecke / Ein komplexes, schwer verständliches Thema: Was für die Inklusion in der Regelschule nötig ist



Arbeitsphase im Liegen: Dimitrios muss seinen Rücken entspannen und bespricht mit seiner Sonderpädagogin Dorothea Augustin im Matratzennetz einige Aufgaben. Sein Freund Tin zeigt ihm mit Feuereifer, wie eine Pappscheibe gewirbelt werden muss.

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED
 PIA ECKSTEIN

Backnang

Tin ist so schnell verschwunden, so schnell kann kaum wer gucken. Er ist zu seinem Freund Dimitrios geflüchtet, der auf einer großen Matratze liegt. Dimitrios braucht einiges, was in anderen Klassen nicht vorhanden ist. Und immer wieder stellen die Verantwortlichen fest: Hier und dort fehlt noch was.

Dimitrios muss sich regelmäßig hinlegen und ausstrecken. Die Wirbelsäule braucht Entlastung. Schließlich sind da keine Muskeln, die ihn im Sitzen halten können. Tin kuschelt zu ihm. „Jetzt gehst du was arbeiten“, Klassenlehrerin Natascha Lamp hat auch das versteckte Eck im Blick.

Früher, in der ersten Klasse, lag Dimitrios' Matratze direkt vor der Tafel. Das Klassenzimmer war zu klein, um ein Extra-Ausruh-Abteil einzurichten. Wenn Dimitrios dort lag, stiefelten die anderen um ihn rum, wenn's an die Tafel ging, auch über ihn drüber. Dimitrios hatte Füße vor der Nase, denen er nicht ausweichen konnte.

Die Klasse von Natascha Lamp hat jetzt eines der größten Zimmer der Schule. Dimitrios hat seine Ecke, die anderen profitieren von Stuhlpult und Liegeteppich.

Das Zimmer zu tauschen war für Schulleiter Jochen Nossek vermutlich die leichteste Übung. Ein Kind mit einer Behinderung, wie sie Dimitrios hat, zu beschulen, bringt viel mit, an das am Anfang niemand denkt. Die Entscheidung von Schulam, Schule und Stadt, dem Wunsch von Dimitrios' Eltern zu entsprechen und ihn in der Tauschschule aufzunehmen, war ein Novum. „So eine Inklusion“, sagt Nossek, „ist die erste in Baden-Württemberg“ und sie habe Konsequenzen für das ganze Land. Für Nossek, für Natascha Lamp, für die Kinder der Klasse, für Dimitrios und Dorothea Augustin bedeutet es vor allem: ausprobieren.

Jochen Nossek merkte recht schnell: Erstens weiß keiner so genau, wer für was zuständig ist. Zweitens spürte die Stadt recht schnell, dass diese Inklusion Geld kostet. Da hält sich der Jubel in Grenzen.

Jochen Nossek ist ein Mensch, der die Dinge hemsärmelig angeht: Was sein muss, wird getan. Geklärt, nach Vorschriften und Befugnissen gekuckt, wird hinterher. Für ihn stand fest, dass Dimitrios mit allen anderen Kindern zusammen am ersten Grundschultag eingeschult wird. Nicht erst Wochen später. Nossek kaufte einen höhenverstellbaren Tisch und die Matratze aus seinem normalen Schulkat. Das alles sei exorbitant teuer“, sagt er. Aber „Kind ist Kind“, sagt er. Einen Aufzug hatte die Schule schon. Was sonst noch nötig war, was umgebaut, verändert, bedacht, besorgt werden musste, wusste eh niemand.

Es kam noch einiges dazu. Die Schule übte Feueralarm. Das geht so: Die Schulglocke läutet, die Kinder müssen alles liegen lassen, geordnet das Zimmer verlassen, auf festgelegten Fluchtwegen nach draußen. Und Dimitrios? Aufzüge sind bei Feuer verboten. Das Kind schnappen und raustraufen ist lebensgefährlich. Liegt Dimitrios' Kopf falsch, droht er zu erstickten. Es musste eine Evakuierungsdecke rein, in die er gelegt, mit der er rausgetragen werden kann. Und weil die Schule drei Stockwerke hat, in denen Dimitrios sein könnte, brauchte es drei Rettungsdecken. 1200 Euro.

Zwischenmenschlich geht viel, es sind die bürokratischen Hürden

Vier Zahnkassen bekommen dann eine verantwortungsvolle Aufgabe. Nach mehreren, für Dimitrios im Übrigen höchst spaßigem Üben müssen sie, sollte es je zu einem Brandfall kommen, zum Klassenzimmer der zweiten Klasse von Natascha Lamp rennen, die Decke mit Dimitrios schnappen und ihn heil nach draußen bringen. „Mentorenmodell“ nennt das Regierungspräsidium diese Sonderaufgabe. Nossek hofft, dass das Geübte im Notfall klappt, hofft noch mehr, dass es nie zum Notfall kommt, weiß aber, dass eine Pausenbetreuung durch einen Größeren schon funktioniert hatte. Der Junge sollte Dimitrios regelmäßig abholen. Er war nicht als der Bravste bekannt. Doch er stand stets pünktlich an der Klassentür. „Kinder in gelingender Inklusion“, schreibt das Regierungspräsidium, „sind in der Regel sozial integriert, die weiteren Kinder fühlen sich für das Wohlergehen der Mitschüler verantwortlich.“

Als schwieriger als die zwischenmenschlichen Herausforderungen erweisen sich die bürokratischen. „Ich blicke immer noch nicht durch, welche Anträge man wo stellen muss“, sagt Jochen Nossek. Für Dimitrios gibt's einen Sonderetat von 5000 Euro pro Jahr. Aber wer zahlt wann was? Und gibt es Regeln oder kommt's auch darauf an, wie gut Eltern verhandeln? Dimitrios' Mutter spricht kaum Deutsch. Wie soll sie die richtigen Hebel in Bewegung setzen?

„Die Steuerungsaufgabe der Staatlichen Schulämter im Rahmen der Schulangebotsplanung und der Ressourcensteuerung ist herausfordernd“ ist die Umschreibung des Regierungspräsidiums dafür, dass manches zum Junge-Hunde-Krieg ist. Und gerne die Kosten rungeschoben werden. Wie formuliert das Regierungspräsidium? „Die Abgrenzung von Kosten der Krankenkassen und Kosten der Eingliederungshilfe ist komplex und hin und wieder für Eltern schwer zu verstehen.“ Die Kosten verursachen meistens die Probleme. Dimitrios würde beispielsweise sehr gerne am Dienstag nachmittag am Kunstunterricht teilnehmen. Dann aber müsste er über Mittag in der Schule bleiben. Ihn heim- und zurückzufahren, dafür reicht die Zeit nicht. Ganz abgesehen davon, dass kein Behindertenbus zur Verfügung steht. Ein extra Taxi für Dimitrios müsste beim Kreissozialamt beantragt werden. Die Kosten sind nicht ohne. Blicke Dimitrios in der Schule, stellt sich die Frage nach der Betreuung. Seine Schulbegleiterin Aleksandra Jasinska muss nach sechs Stunden eine Pause machen. Wer springt dann ein? Und wo? Die Tauschschule ist Gemeinschaftsschule und hat eine Mensa. Dimitrios könnte dorthin. Wenn da nicht die bürokratischen Hürden wären. Denn Gemeinschaftsschulkind und damit automatisch zum Mensabesuch berechtigt ist erst, wer in die fünfte Klasse geht. Wer in der Grundschule auch in die Mensa möchte, muss in der Kernzeitbetreuung angemeldet sein. Das kostet. Dimitrios geht vorerst nicht in den Nachmittagsunterricht.

Nächste Folge

Im dritten Teil dieser Serie geht es um den Bildungsplan, gemeinsames Lernen und Extraförderung.

Viele Ansprechpartner

■ Dass Dimitrios heute in die Tauschschule geht, hat im März 2009 mit der **Uno-Behindertenrechtskonvention** begonnen.
 ■ Die **Behindertenrechtskonvention** verlangt, dass **alle Menschen**, auch die Menschen mit Behinderungen, am ganz normalen Leben teilhaben dürfen. Somit müssen behinderte Kinder nicht mehr in sonderpädagogischen Schulen, sondern können **Regelschulen** besuchen.
 ■ Behinderte Kinder brauchen dabei aber meistens Hilfe. Dafür ist die **Eingliederungshilfe** zuständig. Sie wird im **Sozialgesetzbuch XII** geregelt. Es gibt Hilfen zu einer angemessenen Schulbildung und später dann auch Hilfen zur Ausbildung für einen angemessenen Beruf.
 ■ **Das wichtige kleine Wort** ist „**angemessen**“. Nach wie vor gilt es abzuwägen, ob die gewünschte Schule die richtige für das Kind ist. Ob es dort zu seiner Bildung kommt, oder ob die Schule eben nicht den Bedürfnissen des Kindes angemessen ist.
 ■ **Geht ein Kind** auf eine Regelschule, können **Schul- und Unterrichtskosten** einschließlich **Fahrtkosten** finanziert werden.

■ Für Schulgebäude und ihre Ausstattung sowie für Lehr- und Lernmittel kommen die **Schulträger** auf, üblicherweise also die Städte. Die bekommen dann aber wieder Geld vom **Land**.
 ■ Für im Unterricht notwendige technische Hilfsmittel sind die **Krankenkasse** und der **Sozialhilfeträger** zuständig.
 ■ Für Lehrer und Erzieher zahlen das **Land** und die **Kultusverwaltung**.
 ■ **Notwendige Fahrten** zur Schule finanziert der **Schulträger**, also die Stadt. Diese ihrerseits bekommt das Geld dann wieder vom **Landkreis** zurück.
 ■ Die Schulbegleiterin wird vom **Sozialhilfeträger** oder dem **Jugendhilfeträger** übernommen.
 ■ Wer sich genauer einlesen möchte: Der **Kommunalverband für Jugend und Soziales** hat eine Broschüre zum Thema veröffentlicht: Orientierungshilfe für die Sozial- und Jugendhilfe; Inklusion in Schulen; Leistungen der Eingliederungshilfe, KVJS 2015.
 ■ Die Broschüre kann auch im **Internet** unter www.kvjs.de als PDF geladen werden.

Das „Pflegebad“

Kein Luxus, sondern Notwendigkeit

(pia). Für Dimitrios musste in der Tauschschule ein „Pflegebad“ eingerichtet werden. Das ist kein Luxusraum mit Pool. Sondern ein Zimmer, in dem der Lifter steht, mit dessen Hilfe Dimitrios vom einen in den anderen Rollstuhl gesetzt werden kann. In dem eine Toilette ist und genug Platz, damit Dimitrios mit dem Lifter dorthin gebracht werden kann. Und eine Kommode, auf der seine Betreuerin Aleksandra Jasinska ihn anziehen kann, ohne den eigenen Rücken kaputtzumachen. 200 000 Euro, sagt Nossek. Und schnell kam die bange Überlegung auf, was passiere, wenn plötzlich alle Schülern mit Inklusionskindern einen solchen Raum bräuchten oder wollten.

Keine freie Schulwahl

Für das Schulam Backnang ist ganz klar: Sollen noch mehr Kinder mit so schweren Behinderungen in Backnang in Regelschulen gehen, wird die Tauschschule diese Kinder aufnehmen. Eine freie Schulwahl kann es in diesen Fällen nicht geben. Es wäre unbezahlbar und auch völlig unsinnig, in allen Schulen Dinge vorzubehalten, die vielleicht nur ein Kind braucht.

Die Finanzierung von Maßnahmen wie dem Pflegebad wird durch das „Gesetz zum

Ausgleich kommunaler Aufwendungen für die schulische Inklusion“ geregelt. Dieses Gesetz wurde, so das Regierungspräsidium, erst im Frühjahr 2015 formuliert und trat erst im Jahr 2016 in Kraft. So waren zu Dimitrios' Schulstart „zahlreiche Vorgänge und Zuständigkeiten“ zunächst „noch nicht abschließend geklärt“.

Der Anfang: Ohne Gesetz

Um bauliche Veränderungen regeln zu können, mussten die Stadt Backnang, der Stadtrat, der Kommunalverband für Jugend und Soziales Baden-Württemberg, das Regierungspräsidium und das Kultusministerium eng zusammenarbeiten – ohne die Sicherheit einer Gesetzgebung im Rücken. Der Antrag der Stadt auf Refinanzierung, also der Wunsch, das Geld, das für Dimitrios in die Tauschschule gesteckt wurde, zurückzubekommen, „war der erste im Bereich des Regierungspräsidiums Stuttgart“. Inzwischen ist klar: Für die Ausstattung der Schule sind die Stadt, die Krankenkassen und die Eingliederungshilfe zuständig. Für die Schülerbeförderung und die Schulbegleitung, also für Aleksandra Jasinska, die Dimitrios den ganzen Schultag durch helfen muss, zahlt das Landratsamt.



Manchmal reichen Kleinigkeiten: Damit Dimitrios im Sitzkreis mittun kann, braucht er ein U-förmiges Kissen, das ihn hält.

EXTRA: Was bedeutet Inklusion? Serie Teil 4 (Schluss)

Dimitrios und die Suche nach der richtigen Schule

Sonderpädagogische Schule oder Inklusion? Die Vor- und Nachteile müssen zum Wohl des Kindes gut abgewogen werden

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED
PIA ECKSTEIN

Backnang.
Welche Schule ist die richtige? Wo geht es meinem Kind gut? Für die Eltern von Dimitrios war von Anfang an klar: Ihr Sohn soll auf eine „normale“ Schule. Eine andere als die Taus-Schule haben sie sich gar nicht angedacht. Die Entscheidung war unter den verantwortlichen Pädagogen nicht unumstritten.

„Ich mag die Schule viel lieber!“ Dimitrios ist nicht zufrieden mit den letzten Tagen. Er musste wegen seines schlimmen Hustens ins Krankenhaus. Husten kann für ihn, der keine Kraft hat, zur Lebensgefahr werden. Zum Glück darf die Mama immer mit. Jetzt aber kann er wieder zu Natascha Lamp in seine Klasse gehen. Da wartet auch Tin auf ihn, sein bester Freund.

Ein Freund ist das Wichtigste, was ein Junge haben muss. Dass sich Tin und Dimitrios gefunden haben, lässt das Schulleben in der Taus-Schule für Dimitrios zum täglichen Glück werden. Er schimpft für immer mit dem Unterricht raus muss, wenn er doch noch nicht am Nachmittagsunterricht teilnehmen kann, weil Organisation und Finanzierung ungeklärt sind. Vor der Einschulung konnte all das niemand wissen, doch die Gemeinschaft ist gelungen.

Bevor Dimitrios in die Taus-Schule eingeschult wurde, war er im Kindergarten der Bodelschwingschule in Murrhardt. Die Bodelschwingschule ist ein Sonderpädagogisches Bildungs- und Beratungszentrum mit dem Förderschwerpunkt geistige, motorische und körperliche Entwicklung. Ein Wortungetüm: Früher sagte man Sonder- oder Förderschule. Sonderpädagogin Dorothea Augustin war schon damals an seiner Seite. Was sie dort mit ihm gemacht hat? Als er noch nicht gerechnet, gelesen und geschrieben hat? „Ich hab's vergessen“, sagt er. „Puzzle“, sagt Dorothea Augustin, „haben wir am Tisch gemacht. Und auf dem Boden gebaut. Und geschaukelt. Bis in den Himmel!“ Die Bodelschwingschule hat eine Nestschaukel, in der Dimitrios liegen konnte. Und so lernte er, wie es sich anfühlt, wenn Flehkräfte am Körper ziehen. In der Bodelschwingschule gab es auch ein Schwimmbad und eine speziell auf behinderte Kinder zugeschnittene Turnhalle.

In die Taus-Schule gehen Kinder, die klettern, schaukeln, springen

All das gibt es in der Taus-Schule nicht. Die Schule ist auf Kinder eingerichtet, die allein durch die Gegend springen, klettern, schaukeln, hinfallen und wieder aufstehen. Und trotzdem stand für die Eltern von Dimitrios von Anfang an fest: Ihr Sohn soll auf eine „normale“ Schule. Andere Schulen, die auf Dimitrios' Einschränkung besser oder zumindest weitläufiger hätten eingehen können, kamen nicht in Betracht. Da gehen Kinder hin, die noch schlimmer dran sind als Dimitrios“, sagt der große Bruder Angelos. „Noch schlimmer dran“ heißt vor allem: Sie haben geistige Behinderungen, während Dimitrios ausschließlich eine Körperbehinderung hat.

Tatsächlich, bestätigt Dorothea Augustin, liegt in Murrhardt der Schwerpunkt auf geistiger Entwicklung. Einige der Schülerinnen und Schüler dort sind zusätzlich auch noch körperbehindert.

Die richtige Schule für Dimitrios wäre die August-Herrmann-Werner-Schule in Markgröningen gewesen. Dieses Sonderpädagogische Bildungszentrum hat den Förderschwerpunkt auf körperlicher und motorischer Entwicklung und ist für Kinder aus dem Rems-Murr-Kreis zuständig. Als Dimitrios eingeschult werden sollte, gab es dort keine passende Klasse, erklärt Inge Bosak vom Schulamt Backnang. Die Angebote, die gepasst hätten, waren Außenklassen an allgemeinen Schulen irgendwo im Raum Ludwigsburg. „Dimitrios hätte damit einen sehr weiten Fahrweg gehabt und die wesentlichen Herausforderungen (bauliche Ausstattung der Schule, Hilfsmittel und so weiter) wären dort ebenso angestanden wie bei dem Schulamt Backnang. Die Angebote, die gepasst hätten, waren Außenklassen an allgemeinen Schulen irgendwo im Raum Ludwigsburg. „Dimitrios hätte damit einen sehr weiten Fahrweg gehabt und die wesentlichen Herausforderungen (bauliche Ausstattung der Schule, Hilfsmittel und so weiter) wären dort ebenso angestanden wie bei dem Schulamt Backnang. Die Angebote, die gepasst hätten, waren Außenklassen an allgemeinen Schulen irgendwo im Raum Ludwigsburg.“

Ein für Dimitrios von vornherein passendes Angebot, was Pädagogik und Schulausstattung angeht, hätte die Stephen-Hawking-Schule in Neckargemünd bieten können. Ein idealer Lernort für Dimitrios. Doch von Backnang bis dorthin sind es über 90 Kilometer. Zu weit für die tägliche Fahrt. Dimitrios hätte ins Internet gehen müssen. Undenkbar für die Familie.

Intellektuelle Leistung ist verknüpft mit körperlichen Erfahrungen

Trotzdem: Auch wenn Inklusion – da Ideal – nicht erreichbar war – nähelag, war Dimitrios' Einschulung in der Taus-Schule nicht unumstritten. Das liegt sicher auch daran, dass die intensive Förderung des Jungen erst etwa ein Jahr vor der Einschulung begann. Vorher lebte die Familie in Griechenland. Dort besuchte Dimitrios keinen Kindergarten, war in keiner Therapie und hatte keine Hilfsmittel. Das heißt: Vor allem lag er. „Erst mit der Aufnahme in den Schulkindergarten (so heißt der Kindergarten für behinderte Kinder, der an eine sonderpädagogische Schule angegliedert ist, Anm. d. Red.) wurden entsprechende Hilfen veranlasst. In diesem letzten Jahr vor der Einschulung wurde er intensiver in den Bereichen Motorik, Sprache und Kognition gefördert und mit den notwendigen Hilfsmitteln ausgestattet“, heißt es aus dem Kultusministerium. Das ist sehr spät. Denn intellektuelle Lernleistungen sind engstens verknüpft mit den körperlichen Erfahrungen, die ein Kind macht. Je früher eine gezielte Therapie auf körperliche Defizite reagiert, desto besser auch für das Köpfchen.

Die Verantwortlichen im Schulamt, die Betreuerinnen im Schulkindergarten zweifeln, ob Dimitrios den Anforderungen gewachsen sei. Sie fragten vor allem, ob man in einer allgemeinen Schule den körperlichen Bedürfnissen des Kindes gerecht werden könne. Ob die Schule all die Hilfsmittel, die Dimitrios braucht, rechtzeitig und passend haben würde. Und ob all die Therapien und kleinen Förderungen, die er braucht, damit seine Verfassung so gut wie möglich bleibt, seine körperlichen Erfahrungen idealerweise sogar zunehmen, nicht zu kurz kommen. Bei diesem Punkt ist Dorothea Augustin noch immer nicht ganz glücklich. Dimitrios braucht viel Förderung. Er beginnt jetzt mit Logopädie, zweimal die Wo-



Ballspielen in der Klasse: Dimitrios kann zwar nicht wie Fjolla oder Samra und die anderen Klassenkameraden fangen und werfen, doch zusammen mit Aleksandra Jasinska ist er immer mit dabei.

che bekommt er Physiotherapie. Das alles muss die Mutter nach der Schule stemmen. In einer sonderpädagogischen Schule könnte viel aufgedringt werden, würden Fachleute quasi nebeneinander dafür sorgen, dass die besonderen Bedürfnisse beachtet werden. Doch wie auch immer die Voraussetzungen sind, die ein behindertes Kind mitbringt: Zum Schuljahr 2015/2016 wurde das Schulgesetz verändert und die Pflicht zum Besuch einer Sonderschule abgeschafft. Es gibt nur noch das Recht darauf. Aber eben auch das Recht auf den Besuch einer Regelschule.

Ob das gut ist? Das müssen Eltern, Kinder, Lehrer und alle, die sich immer wieder am Runden Tisch miteinander zum Wohl des Kindes beraten, stets aufs Neue entscheiden. Für manche Kinder ist die Sonderpädagogik das Bessere, manche werden in Regelklassen ihr Ziel erreichen. Ob Dimitrios irgendwann mit seinen Klassenkameraden einen Schulabschluss schafft, steht in den Sternen. Doch Dimitrios ist glücklich. Und Glück verleiht Flügel.

Sonderpädagogische Schulen

- **Bodelschwingschule**
Schwerpunkt geistige, körperliche und motorische Entwicklung
Berliner Straße 30, 71540 Murrhardt
☎ 0 71 92/93 65-0
- **Christian-Morgenstern-Schule**
Schwerpunkt Sprache
Dammstraße 46, 71332 Waiblingen
☎ 0 71 51/5 87 44
- **Fröbelschule Fellbach-Schmidten**
Schwerpunkt geistige, körperliche und motorische Entwicklung
Karolinger Straße 42, 70736 Fellbach
☎ 0 71 95/19 36-0
- **Fröbelschule Schorndorf**
Schwerpunkt geistige, körperliche und motorische Entwicklung
Rainbunnenstraße 24, 73614 Schorndorf
☎ 0 71 81/97 71 40
- **Bodenwaldschule Winnenden**
Schwerpunkt soziale und emotionale Entwicklung, Friedrich-Jakob-Heim-Straße 44
71364 Winnenden, ☎ 0 71 95/6 95 77 02
- **August-Herrmann-Werner-Schule**
Schwerpunkt körperliche und motorische Entwicklung, Elisabeth-Kallenberg-Platz 4,
71706 Markgröningen
☎ 0 71 45/93 50 90
- **Stephen-Hawking-Schule**
Privatschule für Kinder mit Körperbehinderung und ohne Behinderung
im Spitzerfeld 25, 69151 Neckargemünd
☎ 0 62 23/81 30 05
- **Rohracker-Schulzentrum Esslingen**
Schwerpunkt körperliche, motorische, geistige Entwicklung, Lernen und Sprache
Traifelbergstraße 2, 73734 Esslingen a. N.
☎ 0 71 9/19 93 50

Kommentar

Wo bleiben die anderen?

VON PIA ECKSTEIN

Inklusion kann gelingen. Dimitrios gehört in seine Klasse. Er ist dort, immer wieder zeigen das verschiedene Szenen, ein Kind wie alle anderen. Auch wenn er mehr braucht als alle anderen. Den anderen aber ist das wurscht. Oder vielmehr: Auch sie schmeißen sich gern mal auf die weiche Matratze, auf der Dimitrios regelmäßig liegen muss, damit sein Rückgrat eine Pause bekommt. Und weil Dimitrios den Platz für die Matratze braucht, haben die anderen automatisch auch mehr Platz zur Verfügung.

Inklusion ist teuer. Das erleben die an Dimitrios' Inklusion Beteiligten nach wie vor. Es hört nicht auf, es kommt immer noch was dazu. Umbauten, Einrichtung, Materialien, Hilfsmittel, Personal.

Und da fängt die Inklusion an, schwierig zu werden. Denn neben dem Bedarf, der für die Inklusion bereitgestellt wird, gibt es nach wie vor sonderpädagogische Schulen, bestens ausgestattet und mit Fachpersonal für jedes Bedürfnis. Nur eben nicht immer vor Ort. Diese Schulen können nicht geschlossen werden. Denn viele Kinder brauchen diesen Ort fürs Lernen. Sie können nicht inklusiv beschult werden.

Gleichzeitig klagen allgemeingebildete Schulen Kreis rauf, Kreis runter, dass Lehrer fehlen. Bei Regelschulkindern fallen die Unterrichtsstunden reihenweise aus. Aber Lehrer gibt's nicht. Und wenn's welche zusätzlich gäbe, werden sie nicht



eingestellt, sondern als Angestellte erstens schlechter bezahlt als ihre verbeamteten Kollegen und zweitens alle Sommerferien wieder in die Arbeitslosigkeit geschickt. Es würde, so heißt's nicht erst seit Susanne Eisenmann, zu viel kosten, sich diese Lehrerinnen und Lehrer fest zu sichern. Wenn sie dann gehen – in die Schweiz oder in die freie Wirtschaft – tjä, wie sagt man so schön: Sinit happens.

Taus-Schul-Rektor Jochen Nossek geht noch weiter. Er stellt hinter die Bezeichnung „Inklusion“ bei Dimitrios ein dickes Fragezeichen. Denn die Sonderpädagogin, die Dimitrios neben der Klassenlehrerin auch unterrichtet, ist Lehrerin an einer sonderpädagogischen Schule. Sie kommt nur für ein paar Stunden die Woche zu Dimitrios. Wenn man aber den Begriff Inklusion wirklich ernst nehmen würde, sagt Nossek, sollte die Sonderpädagogin für alle Kinder der Schule da sein. Sie sollte zu seiner Schule gehören. Die ganze Woche und alle Unterrichtsstunden lang. „Viele Kinder“, sagt Nossek, „bräuchten Unterstützung.“ Auch wenn sie keinen Schwerbehinderten-Ausweis vorweisen können, wenn kein Hilfebedarf festgestellt wurde. Viele Eltern, sagt Nossek, wollen das nämlich nicht. „Wo ist denn die Grenze?“, fragt Nossek. Warum schneidet man für ein Kind alles Irgendmögliche aus den beschränkten Mitteln, während die anderen auf Ausfallstunden im Vertretungsplan gucken und regelmäßig das eigene Schettchen verkräften müssen? Inklusion ist toll. Die Werte, die mit ihr beschworen werden, sollten für alle Kinder gleichermaßen gelten.



Ohne Mama geht nichts: Wenn sie ihn zu Hause auf dem Sofa hält, kann Dimitrios ohne Rollstuhl sitzen.

Bilder: Palmizi

Bewegende Einblicke in ein Leben im Augenblick

Tobias Laatz will noch viel erleben. Doch die Chancen dafür sind gering. Der 35-Jährige hat ALS. Die Ärzte glauben, dass er bald sterben wird. Was macht diese Prognose mit einem Menschen? Welche Wünsche bleiben ihm? Der Weser-Kurier begleitet den Mann und seine Familie in einer bewegenden Serie.

Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) ist eine unheilbare Erkrankung des Nervensystems. Der Physiker Stephen Hawking ist das berühmteste Beispiel. Erkrankte sterben im Schnitt nach drei bis fünf Jahren. Bei Tobias Laatz rechnen die Mediziner in Monaten.

Redakteur Christian Weth schreibt über das Leben dieses Mannes. Er nimmt sich Zeit, begleitet die Familie von Tobias Laatz über mehrere Stunden und Tage. Das bedeutet für alle manchmal zusätzliche Anstrengung, mitunter aber auch Erleichterung aufgrund der damit einhergehenden Reflexion. Weth erlebt private, häufig auch krisenhafte Situationen. Die Familie bringt ihm hohes Vertrauen entgegen.

Diese Nähe wird in den Geschichten deutlich. Sie erzählen vom Alltag, den Problemen und Grenzen der Belastbarkeit von Angehörigen. Von Freundschaften und Einsamkeit, von Menschen, die zu Besuch kommen, und Ehrenamtlichen, die letzte Wünsche erfüllen. Sie zeichnen das Bild eines Menschen, der nicht in Jahren, sondern in Augenblicken rechnet – und der dennoch Zukunftspläne hat und noch viel erleben will.

Der Reporter versucht darzustellen, welche Wünsche bleiben, wenn die Zeit extrem begrenzt ist. Was die Prognose, nicht mehr lange zu leben, mit einem macht – mit der Ehefrau, den Kindern, den Freunden. Und wie sie damit umgehen. Zu den Haupttexten gibt es jeweils zwei Nebentexte, in denen Experten zu Wort kommen.

Die Reaktionen der Leserinnen und Leser reichen von Betroffenheit bis hin zu Hilfsangeboten. Die Familie erfährt aufgrund der Berichterstattung viel Anteilnahme. Die Arbeit bringt auch den Autor zum Nachdenken darüber, wie wichtig die eigenen Alltagsorgen eigentlich sind.

Die Serie erscheint einmal im Monat als Themen-Seite im Hauptteil des Weser-Kuriers und online. Wann sie endet, ist offen.

Link:

https://www.weser-kurier.de/startseite_dossier,-Aus-dem-Leben-eines-Schwerkranken-_dossierid,95.html

WESER KURIER

Preis in der Kategorie Gesundheit
Begründung der Jury
Aus dem Leben
eines Schwerkranken

Ein Mann, 35 Jahre alt, drei Kinder, hat ALS. Die Ärzte gehen davon aus, dass er bald sterben wird. Christian Weth stellt in seiner Serie dar, was es für einen Menschen bedeutet, wenn seine Zeit extrem begrenzt ist. Und was dies für das Umfeld, Frau, Kinder, Freunde, Verwandte heißt. Er lässt die Betroffenen sprechen und Experten zu Wort kommen. Der Journalist ist bei Momenten tiefer Verzweiflung und großen Glücks dabei. Er kommt den Menschen, über die er berichtet, sehr nahe, balanciert dabei doch stets sicher auf dem schmalen Grat zwischen Nähe und Distanz. Bei den Lesern löst die Serie starke Resonanz aus, bis hin zu konkreten Hilfsangeboten. Eine bewegende Serie über eine beeindruckende Familie.

Kontakt: Christian Weth, Redakteur,
T +49 421 / 658 45-88 25,
christian.weth@weser-kurier.de

Medium: Weser-Kurier

Auflage: Circa 151.000

Verbreitungsgebiet: Bremen und niedersächsisches Umland

Anzahl Lokalteile: 9

Redaktionsgröße: Weser-Kurier

Lokal: 20 Redakteure/

Die Norddeutsche: 8 Redakteure

Tipp:

„Manchmal wird eine Geschichte gerade deshalb bewegend, weil nicht über Gefühle geschrieben wird.“

Die Hochzeit

VON CHRISTIAN WETH (TEXT)
UND CHRISTIAN KOSAK (FOTOS)

Er soll dieses eine Wort sagen: Ja. Zwei Buchstaben, mehr nicht. Die Leute im Raum warten darauf. Fast 40 Frauen, Männer und Kinder sind da. Einige sitzen, die meisten stehen. Es ist mucksäuschenstill. Nur dieses Wort, gleich muss es kommen.

Nur wie soll es jemand sagen, der wie Stephen Hawking ohne Technik sprachlos ist? Der wie der Astrophysiker zu Hause einen Computer hat, den er mit den Augen steuert und auf diese Weise schreiben kann, was er sagen will? Der wie der britische Popstar der Wissenschaft eine Nervenkrankheit hat, die ihm nach und nach die Kontrolle über seinen Körper nimmt?

Er macht es so gut es eben geht. Ohne Technik. Dieses Ja soll von ihm kommen. Denn so wie Hawking will der Mann – 35, schwarze Hose, bordeauxrotes Hemd, unheilbar krank – heiraten. Heute. Die Frau, die jetzt neben ihm sitzt und seine Hand hält, heißt Doris Laatz, 26, weißes Kleid, tief-schwarzes Haar, gesund. Er heißt in diesem Moment noch Tobias Christian Rene Dewers. Später wird sein Nachname so wie ihrer lauten.

Vor anderthalb Jahren lernten sie sich kennen. Wie das passiert, ist allen im Raum bekannt. Standesbeamtin Diana Kirschke erzählt es trotzdem: Die Doris will den Tobias ansprechen, traut sich aber nicht. Sie weiß nicht viel über ihn, eigentlich nur das seine Tochter auf die Grundschule in Farge geht. Statt mit ihm zu reden, spricht sie die Klassenlehrerin an – und die gibt der Tochter einen Brief an den Vater mit: „Hallo Herr

„Er hat sich als Kind zurückgekämpft.“
Detlev Dewers, Vater

Dewers, gestern war eine junge Frau bei mir, die Sie gerne einmal treffen möchte...“ Wie und womit ihre Beziehung beginnt, kann man an diesem Nachmittag im Trauzimmer des Schwaneweder Rathauses nicht bloß hören, sondern auch sehen. Die Geschichte mit dem Brief hat der Bräutigam als Bild auf dem rechten Oberarm, die Braut auf dem rechten Schulterblatt. Wenige Tage zuvor haben beide es sich in die Haut stechen lassen. Die Tätowierung schaut unter dem Träger des Brautkleids hervor. Eine Frau und ein Mann umarmen sich. Über ihnen ist ein Herz, unter ihnen ein Kuvert.

Als sie sich das erste Mal treffen, geht Tobias Dewers an Krücken. Zweimal wird er an der Hüfte operiert, zweimal tritt keine Besserung ein. Dann folgt die Diagnose: ALS, die Buchstaben stehen für Amyotrophe Lateralsklerose. Ärzte aus Bremen stellen sie. Spezialisten aus München bestätigen sie. Alle gehen von einem raschen Verlauf aus. Astrophysiker Stephen Hawking lebt mit der Krankheit seit Jahrzehnten. In Dewers' Fall rechnen die Mediziner in Monaten. Der ersten Prognose zufolge wäre der Nordbremecher schon tot, laut der zweiten stirbt er diesen Winter.

Die Krankheit verläuft so schnell, dass viele, was Ärzte an Hilfsmitteln verschreiben, zu spät kommt. Die orthopädischen Spezialschuhe werden bewilligt, da braucht Tobias Dewers keine Schuhe mehr, sondern einen Rollstuhl. Der Rollstuhl wird geliefert, da hat er kaum noch Kraft in den Armen. Jetzt ist der Rollstuhl ein Elektro-Rollstuhl. Bei der Feier am Abend werden beide in ihn sitzen, Braut und Bräutigam zusammen. Er lenkt, sie lacht. So eröffnen sie den Tanz. Standesbeamtin Diana Kirschke sagt, dass die heutige Trauung von Doris Laatz und



Getraut: Als Doris und Tobias Laatz aus dem Rathaus kommen, bilden die Hochzeitsgäste ein Spalier. In den Händen halten alle rote Rosen.

Tobias Dewers die 55. in diesem Jahr im Schwaneweder Rathaus ist. Einen schwerkranken Mann und eine gesunde Frau hat sie noch nie vermählt. Sie glaubt, dass es Liebe sein muss: „Wirklich wahre Liebe.“ Tobias Dewers ist nicht reich. Stirbt er, muss die Familie aus der rollstuhlgerechten Wohnung, in die sie vor wenigen Monaten erst eingezogen ist, wieder ausziehen. Aber er ist der Mann, den Doris Laatz immer haben wollte. So hat sie das vor der Hochzeit ge-

sagt, und so sagt sie es jetzt in ihrem Eheversprechen im Trauzimmer. Auch Dewers gibt eines. Sein Vater liest es vor: „... Auch jetzt, in meiner Situation, bist du bei mir und tust so viel für mich...“ Wir haben in so kurzer Zeit sehr große Steine auf unserem Weg überwunden... Du bist die tollste Frau der Welt.“ Auf ihren Ehering ist ein Schwur zu lesen: „Doris & Tobias für immer.“ Die Hochzeit hat sie ihm als Gutschein zum Geburtstag geschenkt. Doris

Laatz sagt, dass er immer noch er ist. Dass er für die Krankheit nichts kann. Und dass es auch eine Zeit gegeben hat, in der sie zweifelt hat, ob sie das alles durchhält.

Die Familie weiß das. Umso mehr ist Detlev Dewers davon überzeugt, dass seine Schwiegertochter die Richtige für seinen Sohn ist. Er nennt sie eine Kämpferin und seinen Sohn einen Kämpfer. Der Vater des Bräutigams sitzt hinterher allein im Trauzimmer. Alle anderen stoßen im Foyer mit Sekt und O-Saft an. Dewers, 63, weißes Hemd, kurzes Haar, Schnurbart, denkt zurück an die Zeit, als sein Sohn einen Schlaganfall bekam. Tobias Dewers war damals viereinhalb und halbseitig gelähmt: „Er hat sich als Kind zurückgekämpft.“ Jetzt wird nichts mehr besser, sondern alles immer schlechter. Anfang des Jahres konnte Tobias Dewers noch bruchstückhaft sprechen, nun nicht mehr. Im Januar konnte er noch ein wenig im Haushalt helfen, jetzt ist es, der intensive Hilfe braucht. Seinen Namen kann er nicht mehr alleine auf die Eheurkunde schreiben. Doris Laatz führt seine Hand.

Und doch wollen sie alles, was auch andere wollen. Die Ehe ist nur ein Wunsch von vielen Wünschen. Vor acht Monaten ist Tochter Fabienne geboren. Davor sind sie in die neue Wohnung gezogen. Danach waren sie im Urlaub. Nicht an der Côte d'Azur, sondern in Dänemark. Nicht für drei Wochen, sondern für ein paar Tage. So lange es eben geht. Vor der Hochzeit hat Tobias Dewers mal geschrieben, dass es nicht so sehr darauf ankommt, wie viel Zeit man zusammen verbringt, sondern wie intensiv die Momente sind. Er könnte auch in einem Hospiz betreut werden, einen Platz hat er längst. Tobias Dewers, auch das ist ein Wunsch, will aber die Zeit, die er noch hat, bei seiner Familie sein. In ihrer Wohnung hängen fast ausschließlich Bilder an der Wand, die jeden zeigen, der zu ihr gehört. Dort ist er, daneben sie. Und dazwischen Fabienne sowie Leonie und Pia, die beiden älteren Töchter.

Es gibt viele, die sagen, dass Tobias Dewers ein emotionaler Mensch ist. Sein Vater beschreibt ihn so. Genauso wie seine Mutter, seine Schwester, seine beiden Brüder. Der Bräutigam weint, als er vor dem Rathaus der Reihe nach die Hochzeitsgäste begrüßt. Er weint, als seine Braut aus der weißen Kutsche steigt, während ihm ein Kleinbus mit Hebebühne gebracht hat. Und er weint, als ihm seine zwei großen Töchter entgegenlaufen. Tage danach wird er auf seinem Bildschirm schreiben, dass es die schönsten und intensivsten Momente für ihn waren: „Unvergesslich.“

Für Doris Laatz ist das der Eröffnungszettel im Saal des Restkammer Hofes. Erst gibt es Applaus für die Suppe und das Büfett, dann für sie und ihn, als sie zu zweit im Rollstuhl sitzen. Das Licht ist gedämpft. Auf den Tischen brennen Kerzen. Alle stehen im Kreis: Dahinten ist Annerose Lang, die Mutter, die sich um alles kümmert, wenn Amber wieder Atteste brauchen. Dort sind seine Schwester Michaela Wendelken und sein Bruder Thomas Möbius, die ihm vor Monaten sagten, welche Diagnose die Ärzte gestellt haben und wie wenig Zeit ihm noch bleibt. Daneben steht Tobias Dewers, der andere Bruder. Manche lächeln, andere haben ein Taschentuch in der Hand.

Es ist so wie am Nachmittag im Trauzimmer des Rathauses. Dort sind Tobias Dewers Tobias Laatz wird. Als er dieses eine Wort sagt, so gut er kann. Das Ja klingt wie ein kurzer Seufzer, der lange zurückgehen will. Die Standesbeamtin strahlt.

EIN LEBEN.

In dieser Serie geht es ums Leben, weil Tobias Laatz noch viel erleben will. Wie jeder Mensch. Mit dem Unterschied, dass ihm weniger Zeit bleibt als anderen. Der Mann rechnet nicht in Jahren, sondern in Augenblicken. Je intensiver sie sind, sagt er, desto besser. Laatz ist 35 und unheilbar krank. Ärzte gehen davon aus, dass er nur noch Monate hat. Welche Wünsche bleiben einem, wenn die Zeit extrem begrenzt ist? Was macht das mit jemandem, wenn er plötzlich erfährt, bald sterben zu müssen – mit seiner Frau, seinen Kindern, den Verwandten, den Freunden? Und ist es überhaupt möglich, intensiv zu leben, wenn man selbst auf intensive Pflege angewiesen ist? Wir werden Tobias Laatz und seine Familie begleiten. Heute zu einer Trauung, die seine eigene ist.

Die Familie

Der Vater



Tobias Laatz (35) arbeitet elf Jahre als Bäcker, bevor er sich neu orientiert. Er will Erzieher werden. Laatz absolviert ein Praktikum in einer Blumenthaler Kita. Die Kindertagesstätte will ihn nehmen. Doch wenige Wochen, bevor die Ausbildung beginnen soll, bekommt er die Diagnose, unheilbar krank zu sein. Laatz hat immer im Bremer Norden gewohnt, erst in Lüssum, dann in Farge. 2009 wird seine erste Tochter geboren. Die Beziehung scheitert. Er erhält das Sorgerecht. Laatz ging zur Hauptschule und schaffte den erweiterten Abschluss. Jahrelang spielte er Fußball, war Innenverteidiger beim Neuorönbeker TV, später beim TSV Farge-Rekum. Laatz war Actionfilme und Playstation-Spieler. Die Filme kann er noch schauen, die Spiele jedoch nicht mehr spielen.

Die Mutter



Doris Laatz (29) ist Fleischerin-Fachverkäuferin. Sie kommt aus Beckedorf, einer Gemeinde im Landkreis Osterholz. Nach Bremen zieht sie mit 20. Erst wohnt sie in Vegesack, dann in Farge. 2011 wird sie das erste Mal Mutter. Auch ihre Beziehung scheitert, auch sie schießt die Hauptschule mit dem erweiterten Abschluss ab. Hobbys hat Doris Laatz nicht. Sie fährt gerne Fahrrad – aber das, sagt sie, ist vor allem Mittel zum Zweck: Sie hat keinen Führerschein. Seit knapp einem Jahr wohnt sie mit Tobias Laatz zusammen. Die Mutter lernt ihn kennen, als die Diagnose, dass er unheilbar krank ist, noch nicht gestellt ist. Sie folgt wenigen Wochen später.

Das älteste Kind



Leonie Renken (8) heißt die Tochter, die Tobias Laatz mit in die Patchwork-Familie bringt. Sie geht auf die Grundschule. Die Drittklässlerin macht in ihrer Freizeit, was ihr Vater früher gemacht hat: Fußballspielen. Der einzige Unterschied: Sie ist keine Defensivspielerin, sondern Stürmerin. Leonie Renken singt und tanzt gerne, nicht im Verein, sondern zu Hause für sich und die Familie.

Das mittlere Kind



Pia Laatz (6) ist die älteste Tochter von Doris Laatz. Wie ihre Stiefschwester besucht sie die Grundschule. Pia Laatz geht in die erste Klasse. Sie gehört demselben Verein wie Leonie Renken an, aber einer anderen Abteilung. Sie turnt gerne. Nachmittags spielt sie viel draußen. Ist sie drinnen, macht sie es der älteren Schwester gleich und tanzt mit ihr.

Das jüngste Kind



Fabienne Laatz wird geboren, als ihr Vater bereits im Rollstuhl sitzt. Sie ist acht Monate alt und das gemeinsame Kind von ihm und Doris Laatz. Für die Eltern ist das jüngste Kind ein Wunsch-kind.

Die Krankheit

Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) ist eine unheilbare Erkrankung des Nervensystems: Neuronen, die für Muskelbewegungen verantwortlich sind, werden unfallsam geschädigt. Erkrankte Menschen fangen zunächst an, unsicher zu gehen und zu greifen. Später können sie weder das eine noch das andere. Weil auch Kiefer- und Atemmuskeln gelähmt werden, kommt es zum Verlust der Sprache und häufig zum Tod infolge einer Lungenentzündung. Es gibt Formen von ALS, bei denen schreitet die Krankheit langsamer voran als bei anderen. Im Schnitt sterben Patienten nach drei bis fünf Jahren. Beim Bremer Klinikverbund Gesundheit Nord wurden im vergangenen Jahr 138 ALS-Diagnosen gestellt, in diesem bisher 80. Bei der Behandlung kommen Physio- und Sprachtherapeuten ebenso zum Einsatz wie Medikamente, die den Verlauf der Krankheit verlangsamen können. Weltweit erkranken von 100.000 Menschen pro Jahr etwa ein bis drei neu an ALS. Amyotrophe Lateralsklerose tritt bei Männern häufiger auf als bei Frauen. Die meisten Diagnosen

werden bei Menschen zwischen dem 50. und 70. Lebensjahr gestellt, jüngere Patienten sind selten. Die Ursache der Erkrankung ist unklar. Es wird vermutet, dass bei manchen Varianten genetische Faktoren eine Rolle spielen und Umwelteinflüsse bei anderen. Studien zufolge können spezielle Stoffe in Pestiziden und Plastik das Risiko erhöhen, ALS zu bekommen. Einer der bekanntesten Patienten ist der britische Physiker Stephen Hawking, bei dem 1963 die Diagnose gestellt wurde. Auch Maler Jörg Immendorff und Fußballer Krzysztof Nowak, polnischer National- und Mittelfeldspieler beim VfL Wolfsburg, erkrankten an ALS. Vor ihrem Tod traten beide für Patienten und die Erforschung der Krankheit ein. Immendorff finanzierte ein Stipendium an der Berliner Charité, Nowak gründete eine Stiftung.



Im Trauzimmer: Standesbeamtin Diana Kirschke erzählt vom Brief, der das Paar zusammenbrachte.



Der Bräutigam kommt im Bus mit Hebebühne, die Braut in einer weißen Kutsche.



Vor der Zeremonie: Er weint, als sie im Brautkleid auf ihn zukommt und in den Arm nimmt. Tage danach wird Tobias Laatz auf seinem Computer schreiben, dass dieser Moment der schönste und intensivste für ihn war.

Der Alltag



Im Schlafzimmer: Weil die Hände und Füße von Tobias Laatz immer wieder anschwellen, kommt mehrmals in der Woche eine Therapeutin, um ihn zu massieren.

VON CHRISTIAN WETH (TEXT)
UND CHRISTIAN KOSAK (FOTOS)

Armageddon, das jüngste Gericht – Tobias Laatz mag den Film. Er hat ihn schon oft gesehen. Wie oft, schreibt er mit den Augen, weil er nicht sprechen kann. Ein roter Punkt verharrt über dem D einer Bildschirmastatur. Vom D geht es zum r, vom r zum e, vom e zum u... „D-r-e-i-m-a-t-i“. Es gibt keinen Film, den er bloß ein Mal gesehen hat. „Den Satz sagt eine Stimme, die nicht Tobias Laatz' Stimme ist. Sie kommt aus dem Bildschirm. Der Mann lächelt, die Frau lächelt zurück.“

Er bleibt jetzt morgens länger liegen, weil ihm das Sitzen immer schwerer fällt. Liegen und sitzen. Sitzen und liegen. Das letzte Mal gestanden hat er vor knapp einem Jahr. Es gibt ein Foto von ihm im Wohnzimmer, das ihn an Krücken zeigt. Auf allen anderen Bildern an den Wänden liegt er entweder im Bett oder sitzt im Rollstuhl. Tobias Laatz, 35, Nordbremer, drei Kinder, hat ALS. Die drei Buchstaben stehen für Amyotrophe Lateralsklerose. Der Mann verliert die Kontrolle über seinen Körper. Alle Muskeln versagen nach und nach. Münchener Mediziner gehen davon aus, dass er im Winter sterben wird. Entweder infolge einer Lungenentzündung oder durch Ersicken.

Die Schule ist aus

Heute rettet Hollywoodstar Bruce Willis die Welt zum vierten Mal für Tobias Laatz. Er findet Armageddon gut, weil der Film alles hat. „D-r-a-m-a-t-i-k, L-i-e-b-e-u-n-d-i-r-g-e-a-n-d-w-i-e-e-i-n-H-a-p-p-y-E-n-d.“ Der Held stellt gerade ein Team zusammen, das einen Meteoriten sprengen soll, als die Zimmertür aufgeht. Die Schule ist aus. Leonie Renken, die älteste Tochter, kommt herein. Erst gibt sie ihrem Vater einen Kuss, dann sagt die Drittklässlerin, dass sie heute keine Hausaufgaben machen muss. „Frau Honemann ist krank.“ Pia Laatz, das mittlere Kind, steht hinter der großen Schwester und zeigt Tobias Laatz drei selbst gemalte Bilder, von denen er sich eines aussuchen soll. Er nickt, als sie ein weißes Blatt Papier mit einer blauen Blume hochhält.

Auch Doris Laatz ist zurück. Sie setzt Fabienne, neun Monate, ins Kinderbett im Schlafzimmer. Gleich gibt es Plankuchen. „Der Film läuft weiter, ohne dass jemand zum Fernseher schaut. Tobias Laatz guckt zu Fabienne, Fabienne zu ihm. Später wird sie Babyfrei bekommen – Spinat und Kartoffeln – und ihr Vater einen Sondenbrei – Huhn, Tomate, Fenchelgemüse. So steht es auf der Plastikflasche. Der Firmenname ist derselbe wie auf den Gläsern für Fabienne. Weil Tobias Laatz nur noch schlecht schlucken kann, spritzt seine Frau ihm die Nahrung durch einen Schlauch in den Magen. Sie sagt, dass es besonders kalorienreiche Kost ist.“

Tobias Laatz baut trotzdem körperlich ab. Seine Arme und Beine sind so dünn, dass die Pflegekräfte, die regelmäßig zu ihm kommen, sie beinahe mit einer Hand umfassen können. Heute ist erst eine Frau da, die ihn dehnt und bewegt, weil er sich allein nicht mehr dehnen und bewegen kann. Später kommt eine Kollegin von ihr, die ihn massiert, damit seine Füße und Hände abschwellen. Seine Finger sind so gekrümmt, dass es

schwierig ist, seinen Ehering abzustreifen. Beide Therapeutinnen sagen dasselbe: dass die Krankheit schneller voranschreitet als bei anderen Patienten. Dass Tobias Laatz von Mal zu Mal weniger kann, aber mehr und mehr Probleme bekommt.

Im Grunde hat er ständig Schmerzen, im Liegen, im Sitzen, am Tag, in der Nacht. Der Mann erhält Morphium und Tilidin. Beide Medikamente sind der Grund dafür, dass er morgens länger im Bett bleibt und Filme guckt, die ihn ablenken. Actionsschauspieler Bruce Willis fliegt jetzt mit seinem Team zum Meteoriten, der auf die Erde zurast. Im Spaceshuttle flimmern Monitore, blinken Anzeigen, summen Apparate. Auch im Schlafzimmer von Tobias Laatz gibt es viel Technik, echte Technik. Neben seinem Bett ist ein Beatmungsgerät. Über ihm hängt ein Lüfter, mit dem er aus und ins Bett gehievt werden kann. In der Ecke steht ein Tropf mit einer Infusionsflasche.

Doris Laatz hat ihrem Mann vorhin sein Essen gespritzt. Sie und die Kinder sitzen deshalb allein am Tisch im Wohnzimmer. Fabienne wird gefüttert, Leonie und Pia machen aus ihren Plankuchen süße Rollis. In die Mitte streuen sie Zucker mit Zimt. Pia, die in die erste Klasse geht, stöhnt über die Hausaufgaben, die sie machen muss. „Ach, Rechnen.“ Sie pustet sich den Pony aus der Stirn. Leonie lacht. Sie mag Mathe: „Im Übungsbuch bin ich weiter als alle anderen aus der Klasse.“ Die große Schwester rechnet der kleineren laut vor, wie viel sechs plus zehn ist und hundert plus hundert.

Leonie und Pia gehen in ihre Zimmer, Doris Laatz schaut nach ihrem Mann. Sein Nacken tut ihm weh, weil das Kopfkissen verdrückt ist, und er es nicht wieder dort hinbekommt, wo es mal lag. „A-l-l-e-i-n“, schreibt er, „b-i-n i-n-h-i-l-l-i-o-s.“ Setzt sich eine Fliege auf seine Stirn, kann er sie nicht verschreiben. Juckt es am Bein, kann

er sich nicht kratzen. Liegt er unbequem, kann er sich nicht im Bett umdrehen. Nicht ohne seine Frau. Später, der Film ist längst vorbei, streicht sie ihm ein Haar von der Wange, das ihn so lange gekitzelt hat, dass Tobias Laatz den Mund verzieht, als müsste er gleich weinen oder schreien. „Ach, Rechnen.“ Sie pustet sich den Pony aus der Stirn. Leonie lacht. Sie mag Mathe: „Im Übungsbuch bin ich weiter als alle anderen aus der Klasse.“ Die große Schwester rechnet der kleineren laut vor, wie viel sechs plus zehn ist und hundert plus hundert.

Jetzt muss er auf Toilette. Die Frau schnallt ihn in den Tragegurt des Lifters, der ihn aus dem Bett hievt. Über eine Schiene an der Decke zieht sie ihn über den Rollstuhl und lässt ihn herunter. Das Gleiche macht Doris Laatz im Bad, nur umgekehrt. In die Wanne bringt sie ihren Mann auf ähnliche Weise. Mehrmals in der Woche kommt der Pflegedienst, um Tobias Laatz im Bett zu waschen. Das Baden übernimmt aber immer sie, weil es ihm schwer fällt, von Fremden hilflos gesehen zu werden. Auf dem Rand der Wanne liegen Schwimmflügel.

Die Familienhelferin kommt

Es klingelt. Janine Havermann steht im Treppenhaus. Die Frau arbeitet für eine Stelle bei der Stadt, die Eltern entlastet. Die Familienhelferin hat sich mit Leonie und Pia verabredet. Zusammen wollen sie gleich an der Weser spazieren gehen. Oder Cassi gehen. Havermann hat ihren Mops dabei. „Berta, Berta, Berta!“ Die beiden Mädchen besetzen sich in ihre Regenjacken und Gummistiefel zu kommen. Nachher, auf dem Rückweg, werden sie eine Pizza essen. Abendbrot mal auswärts.

Tobias Laatz kann nicht mehr nach draußen. Er hat kaum noch Kraft in der rechten Hand, mit der er den Elektro-Rollstuhl lenkt. Vom Schlafzimmer ins Bad schafft er es nur mit Mühe. Bei ihrer Hochzeit vor einigen Wochen sah alles noch so einfach aus. Beide saßen zusammen im Rollstuhl. Er lenkte, sie lachte. So eröffneten sie den Tanz. Demnächst wurden die Techniker den Joystick von der rechten auf die linke Seite montieren. Auch an die Rückenlehne soll ein Hebel kommen, damit jemand den Rollstuhl steuern kann, wenn Tobias Laatz auch keine Kraft mehr in der Linken hat.

Bevor sie ins Bett müssen, tanzen die älteren Schwestern. Popmusik kommt aus Pias Zimmer. Fabienne schläft schon. Im Wohnzimmer gehen die Eltern den nächsten Tag durch. Tobias Laatz braucht ein Kopfband, damit seine Brille nicht ständig verrutscht. Auch die Rollstuhlma muss angegriffen werden. Was in einigen Wochen sein kann, spielt in diesem Moment keine Rolle. Aber schon im nächsten auf dem Monitor steht ein Satz, der nichts mit der To-do-Liste zu tun hat. „I-c-h-b-a-b-e-t-t-a-d-i-g-A-n-d-s-t“ – die Ausrufezeichen dahinter füllen mehrere Bildschirmzeilen.

Tobias Laatz liegt wieder. Am nächsten Tag wird er einen weiteren Film gucken, der alles hat, so wie der mit Bruce Willis. „D-r-a-m-a-t-i-k, L-i-e-b-e-u-n-d-i-r-g-e-n-d-w-i-e-e-i-n-H-a-p-p-y-E-n-d.“ Der Held optert sich in Armageddon, um alle Menschen zu retten. Er hinterlässt eine Tochter.

Die Probleme



Am Weserufer: Familienhelferin Janine Havermann geht mit Mops Berta und den beiden älteren Schwestern spazieren. Havermann entlastet die Familie, indem sie sich stundenweise um die Kinder kümmert.

Als Doris und Tobias Laatz mit ihren Kindern zusammenzogen, war ihre Wohnung so, wie viele Wohnungen sind. Sie hatte Türen mit Standardmaßen, Zimmer in Standardgröße, keinen Fahrstuhl. Die Familie brauchte jedoch andere vier Wände mit anderen Normen. Und sie brauchte sie schnell. Doch was die Frau und der Mann suchten, fanden sie lange nicht: vier Zimmer, Küche, Bad, alles rollstuhlgerecht. Die haben sie jetzt – durch Zufall.

Das Ehepaar ging insorale im Internet durch, in Zeitungen, fragte Freunde und Verwandte. Auch das Ortsamt wurde eingeschaltet. Das machte, was es bisher noch nie gemacht hatte: Es rief dazu auf, der Familie zu helfen und beschrieb Tobias Laatz' Lage. Wollte er damals nach draußen, musste er auf dem Po die Treppenstufen herunter-rutschen. Über Monate ging das so.

Tobias Laatz ist ein extremer, aber kein einzelner Fall. Wer schnell eine rollstuhlgerechte Wohnung braucht, muss in der Regel zu lange warten. Joachim Steinbrück kritisiert das immer wieder. Der Behindertenbeauftragte des Landes hat sich deshalb für eine Hilfe eingesetzt: Jede achte Wohnung, die barrierefrei gebaut wird, muss auch für Rollstuhlfahrer nutzbar sein.

Dass Doris und Tobias Laatz mit den Kindern doch noch umziehen konnten, schreiben sie einem Bekannten zu. Der hatte zufällig erfahren, dass ein Rollstuhlfahrer in der Nachbarschaft gestorben war. Seine Wohnung ist jetzt ihre Wohnung. wtc

EIN LEBEN.

In dieser Serie geht es ums Leben, weil Tobias Laatz noch viel erleben will. Wie jeder Mensch. Mit dem Unterschied, dass ihm weniger Zeit bleibt als anderen. Der Mann rechnet nicht in Jahren, sondern in Augenblicken. Je intensiver sie sind, sagt er, desto besser. Laatz ist 35 und unheilbar krank. Ärzte gehen davon aus, dass er nur noch Monate hat. Welche Wünsche bleiben einem, wenn die Zeit extrem begrenzt ist? Was macht das mit jemandem, wenn er plötzlich erkrankt, bald sterben zu müssen – mit seiner Frau, seinen Kindern, den Verwandten, den Freunden? Und ist es überhaupt möglich, intensiv zu leben, wenn man selbst auf intensive Pflege angewiesen ist? Wir werden Tobias Laatz und seine Familie begleiten. Heute zu Hause, wo er mittlerweile die meiste Zeit ist.

Die Grenzen

Es hat eine Zeit gegeben, in der fühlte sich Doris Laatz unendlich stark. Damals war sie schwanger und kümmerte sich um Tobias Laatz, ihren schwerkranken Partner, plus die beiden Kinder Leonie und Pia. „Ich dachte, alles schaffen und alles aushalten zu können.“ Doris Laatz, 28, hat falsch gedacht. Die Stärke, sagt sie, verließ sie wenige Wochen nach der Geburt von Fabienne, der Jüngsten. Sie weiß nicht, wieso. Aber auf einmal habe sie sich überfordert gefühlt. Doris Laatz wollte deshalb Zeit für sich und für Stunden weg – „nicht jeden Tag, aber hin und wieder mal“. Das sagte sie auch ihrem Mann. Es kam zum Konflikt.

Doris Laatz zog vorübergehend aus. Sie sagt, dass sie das nicht geplant hatte und im Grunde auch gar nicht wollte. Was sie wollte, waren Verständnis und Rückhalt. Doch als sie wieder das eine nach das andere fand, blieb sie erst eine, dann eine zweite und dritte Nacht bei ihrer Mutter, die in der Nähe wohnt. Fabienne und ihre große Tochter nahm sie mit. Detlev Dewers, der Vater von Tobias Laatz, übernahm die Pflege seines Sohnes und kümmerte sich zugleich um dessen Tochter Leonie.

Nach einiger Zeit kam es zur Annäherung: Doris Laatz kehrte tagsüber in die Wohnung zurück, übernachtete aber weiterhin bei ihrer Mutter. Sie zog erst wieder ein, nachdem sie und ihr Mann alles geklärt hatten. Ihre mehrwöchige Trennung können Doris und Tobias Laatz nicht einfach vergessen. In ihrem Eheversprechen, das sie sich kürzlich gaben, klingt an, was damals war. In seinem steht, dass sie große Steine auf ihrem Weg überwunden haben – in ihrem, dass sie jede Nacht seine Hand halten wird.

Doris Laatz macht jetzt etwas anders im Alltag. Es gibt zwei Stunden, die allein ihr gehören. Von neun bis elf am Abend ist ihre Zeit. Wenn alle im Bett sind, bleibt sie bewusst im Wohnzimmer, um nur das zu tun, was sie will. Mal tauscht sie sich mit Freunden über Facebook, Telefon und SMS aus. Mal hört sie Musik oder guckt Fernsehen. Mal liegt sie aber auch einfach nur auf dem Sofa, um zur Ruhe zu kommen. Erst danach geht sie ins Schlafzimmer, um wieder bei ihrem Mann zu sein.

Sie weiß nicht, ob die zwei Stunden am Tag reichen, um dauerhaft belastbar zu bleiben. Pflegekräfte, Therapeuten und eine Familienhelferin unterstützen zwar, trotzdem ist Doris Laatz von morgens um sieben bis abends um neun abwechselnd mit der Betreuung ihres Mannes, der drei Kinder und mit dem Haushalt beschäftigt. Das Gefühl, überfordert zu sein, kommt immer mal wieder, aber: „Es bleibt nicht mehr so lange wie damals.“ Momentan hat Doris Laatz den Eindruck, dass sie so schnell nichts aus dem Gleichgewicht bringen kann. Das Verständnis und der Rückhalt, sagt sie, seien wieder da. „Es geht mir besser als vorher.“ wtc



Im Wohnzimmer: Doris Laatz hat Fabienne auf dem Schoß. Hinter ihnen sitzen Tobias Laatz und die Tochter.

Die Freundschaft

VON CHRISTIAN WETH

Bavragor Hammerfist hat geantwortet. Bavragor: Hier ist kommentiert – das liest Tobias Laatz oft. Fast jedes Foto, das er zuletzt auf Facebook hochgeladen hat, wird von dem Mann mit dem Fantasy-Namen geliked, geteilt oder mit einem Herzsymbol versehen. Das Profilbild von Hammerfist zeigt einen Zwerg mit Helm und rotem Bart. Tobias Laatz nennt den Zwerg anders: „V-a-l-e-r“. Bei dem Wort beginnt seine Brust zu beben, genauso wie der Sprachcomputer am Rollstuhl, in dem er sitzt. Tobias Laatz lacht lautlos, wie er nicht mehr sprechen kann.

Der Vater als Facebook-Freund: Detlev Dewers will, was alle wollen, die auf die Seite von Tobias Laatz gehen. Er will wissen, was los ist. Und er will virtuell da sein, wenn er mal nicht real vorbeikommen kann. Deshalb klickt er den Gefällt-mir-Button, sendet Herzen und schreibt Sätze wie: „Mir geht das Herz auf, wenn ich euch so sehe!“ Oder: „Ein wunderbarer Mensch und sein ganz besonderes Kind. Ein Bild voller Liebe.“ Die Fotos darüber zeigen mal seinen Sohn mit seiner Frau, mal seinen Sohn mit dessen jüngster Tochter.

Jetzt ist sein Sohn allein im Wohnzimmer. Im Fernseher läuft eine Comedy-Serie, der Ton ist aus. Tobias Laatz ist online. Der Bildschirm des Sprachcomputers zeigt seine Facebook-Seite. Manche Menschen macht das Internet einsam, für ihn ist es dagegen die einzige Möglichkeit, mit anderen in Kontakt zu bleiben. Der Mann, 35, Nordbremer, streiht Kinder, hat ALS. Das Kürzel steht für Amyotrophe Lateralsklerose – eine unheilbare Krankheit, bei der nach und nach alle Muskeln versagen. Mediziner gehen davon aus, dass er bald sterben wird.

Die Online-Kontakte

Tobias Laatz hat momentan 152 Facebook-Freunde. Die meisten von ihnen sind Menschen, denen er tatsächlich begegnet ist: als er Schüler, dann Bäcker, später Praktikant im Kindergarten war. Die Online-Freunde werden immer mehr. So viel Besuch wie früher, als er noch gesund war, bekommt er trotzdem nicht. Tobias Laatz hat es im Kopf überschlagen: „B-i-s-h-e-e-r k-a-m-e-n z-w-i-l-F-r-e-u-n-d-i-n-n-e-n i-n-n-e-n d-e-i-n F-r-e-u-n-d-v-o-n d-a-m-a-l-s z-u m-i-r n-a-c-h H-a-u-s-e.“

Und einmal standen plötzlich vier Männer auf einen Schlag im Zimmer. Nicht in seiner Wohnung, sondern im Krankenhaus. Es gibt ein Selfie davon auf Facebook. Er liegt, sie sitzen oder lehnen an seinem Bett. Alle lachen. Tobias Laatz schreibt nur ihre Vornamen: „D-a-m-i-a-n, Y-a-v-u-s, E-r-k-k-a, G-ö-k-h-a-n.“ So wie sie sich früher immer gerufen haben. Nachnamen spielen bei Schülern keine Rolle, auch bei ehemaligen nicht. Zu einem zweiten Treffen ist es bisher nicht gekommen. Das Foto bleibt minutenlang auf dem Monitor des Sprachcomputers.

Dass sich manche Freunde zurückgezogen haben, findet Tobias Laatz: „I-r-g-e-n-d-w-e v-e-r-s-tä-n-d-l-i-c-h.“ Er weiß, wie jemand auf andere wirken muss, der am Rollstuhl sitzt. Dessen Hände verkrümmt sind. Der auf einmal Grinsen macht, weil er seine Gesichtsmuskeln nicht mehr kontrollieren kann. Der plötzlich mit den Zähnen knirscht. Der nicht mehr kauen kann und deshalb eine Magensonde hat. Der entwerft schreibt, was er sagen will, oder mit einer Computer-Stimme spricht.



Seit er ALS zum Thema macht, bekommt er immer mehr Freundschaftsanfragen. Leute schreiben ihm, dass sie es toll finden, wie er mit der Krankheit umgeht. Sie wünschen ihm gute Besserung, obwohl bei Tobias Laatz nichts besser wird, sondern alles schlechter. Sie schicken Smiley, die lachen, wenn er in der Klinik beatmet werden muss – und Smiley, die lachen, wenn er Fotos hochlädt, die zeigen, wie er mit seiner Frau im Rollstuhl tanzt. Wie er mit der Familie im Urlaub ist. Wie er die jüngste Tochter im Arm hält.

Oder wie er einmal war. Tobias Laatz, der Werder-Fan: die Haare nach oben geföhnt, an den Seiten millimeterkurz, irgendwo an einem Strand – „Lebenslang Grün-Weiß“ steht unter dem Bild. Tobias Laatz, der Vater: Kopf an Kopf mit Leonie, seiner ältesten Tochter, hinter ihnen die Skyline einer Stadt. Tobias Laatz, der Cowboy: mit Westernhut im Sattel eines Schimmels. Tobias Laatz, der frisch Verlobte: Er steht neben seiner Partnerin und den Kindern, alle haben sich chic gemacht. Es ist das letzte Foto, das ihn aufrecht zeigt. Er stützt sich auf einer Krücke ab.

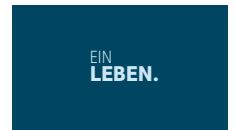
Die neuen Bekannten

Tobias Laatz zählt keine Likes. Nicht, wie oft einer seiner Beiträge geteilt oder kommentiert wird. Wichtig sind ihm die Chats: „M-i-t L-e-u-t-e-n, d-i-e a-l-l-e-s w-i-s-s-e-n v-o-l-l-e-n – u-n-d k-e-i-n-e A-n-g-s-t h-a-b-e-n, a-l-l-e-s z-u f-r-a-g-e-n.“ Die sich mit ihm über die Krankheit austauschen wollen, über Kinder, den Alltag oder den neuen Thor-Film, den Tobias Laatz „s-u-p-e-r“ findet.

Mit Leuten wie Bavragor Hammerfist, seinem Vater. Wie mit seiner Mutter, seiner Schwester, seinen beiden Brüdern. Und wie mit manchen Freunden von damals und mit Freunden, die neu dazugekommen sind. Auch die gibt es. Nicht nur im Internet. Ende der Woche wollen ihn Eltern und Erzieher besuchen, die er im vergangenen Jahr kennengelernt hat, als er noch Praktikant im Kindergarten war. Als Tobias Laatz, der Bäcker, selbst Erziehert werden wollte – und dann die Krankheit zwischen kam. Auch Freunde seiner Frau sind jetzt seine Freunde geworden.

Bald könnte es noch einer mehr sein, der zu ihm kommt. Und der ihn vielleicht besser versteht als jeder andere. Noch besser sogar als seine Frau, die von allen Menschen schneller weiß, was er gerade braucht oder wo er gerade Schmerzen hat, auch ohne Sprachcomputer. Tobias Laatz hat kürzlich Kontakt zu einem Mann aufgenommen, dem es genauso geht wie ihm. Der ALS hat, so wie er. Der aus dem Bremer Norden kommt, so wie er. Und dem er vor Jahren schon einmal begegnet ist, ohne wie er zu können, dass sie beide später dieselbe Krankheit bekommen würden.

Der Mann war Tätowierer in einem Studio, das quasi um die Ecke liegt. Er hat Tobias Laatz den Namen seiner ältesten Tochter in die Haut gestochen. Bisher haben sie geschattet. Demnach wollen sie sich treffen.



Ein Leben.
In dieser Serie geht es ums Leben, weil Tobias Laatz noch viel erleben will. Wie jeder Mensch. Mit dem Unterschied, dass ihm weniger Zeit bleibt als anderen. Der Mann rechnet nicht in Jahren, sondern in Augenblicken. Je intensiver sie sind, sagt er, desto besser. Laatz ist 35 und unheilbar krank. Ärzte gehen davon aus, dass er nur noch Monate hat. Welche Wünsche bleiben einem, wenn die Zeit extrem begrenzt ist? Was macht das mit jemandem, wenn er plötzlich erfährt, bald sterben zu müssen – mit seiner Frau, seinen Kindern, den Verwandten, den Freunden? Und ist es überhaupt möglich, intensiv zu leben, wenn man selbst auf intensive Pflege angewiesen ist? Wir werden Tobias Laatz und seine Familie begleiten. Heute im Internet, wo er die meisten Freunde trifft.

Die Besucher

Die 24-jährige **Mirya Harms** gehört zu den Tobias Laatz, die immer wieder zu Tobias Laatz kommen. Kennengelernt hat sie ihn in der Kita. Harms ist Erzieherin. Er brachte seine Tochter, sie betreute sie. Vor dreieinhalb Jahren war das. Dass sie sich zu Hause besuchten, kam später. Mirya Harms war da, als Tobias Laatz erfuhr, unheilbar krank zu sein. Damals konnte er noch sprechen, jetzt ist sie es, die redet. Neulich hat sie von ihrem Hausbau erzählt und dass sie schwanger ist.



Harms sagt, dass sie sich wohlfühlt, wenn Tobias und Doris Laatz besucht. Beide zu sehen, wie sie miteinander umgehen, mache es ihr leicht, immer wiederzukommen. Sie haben eine Art ansich, die unfassbar unbeschwert ist. Einmal hätte Tobias Laatz, als er noch etwas sprechen konnte, ein Wort nicht herausbekommen. „Es klang so komisch, dass beide lachen mussten.“

Kommt die Mutter von Tobias Laatz zu Besuch, dann für Wochen. Annerose Lang (61) wohnt in Bayern. Sie sagt, es sei nicht zur Last fallen will. Und dass es ihr schwerfällt, normal zu sein, wenn doch die Situation für sie alles andere als normal ist: „Es tut jedes Mal weh zu Laatz. Die Tobias immer weniger wird und immer weniger kann.“ Wie, fragt sie, könne sie ihm einfach dies und das aus ihrem Alltag erzählen, wenn dies und das ein Soln so banal vorkommen muss?

Annerose Lang hat Angst, etwas Falsches zu sagen oder zu machen. Und neben ihrem Sohn bloß sitzen und zuschauen, das könne sie nicht. Ich muss immer etwas zu tun haben.“ Sie hilft im Haushalt, kümmert sich um die Mädchen, kauft ein. Und sie erledigt vieles, was mit Behörden zu tun hat. Bald will sie ihn wieder besuchen. Zu Weihnachten

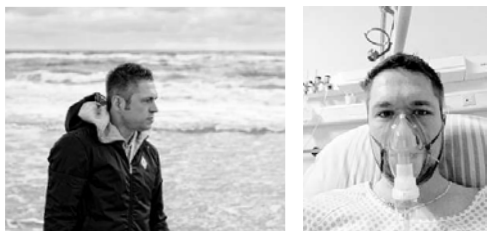
sie immer Plätze im mehrfachen Langweil nicht, ob sie diesmal welche backen soll, weil ihr Sohn keine mehr essen kann.

Sabrina Eichler (28) war erst die Freundin von Doris Laatz, jetzt ist sie auch die Freundin von Tobias Laatz. Die Tobias immer weniger wird und immer weniger kann. Er war Praktikant. Kommt Sabrina Eichler zu Besuch, dann immer mit den Kindern: „Sie fragen oft nach ihm.“ Die Mutter meint, dass er ein guter Erzieher geworden wäre. Eichler hat das schon oft gehört:

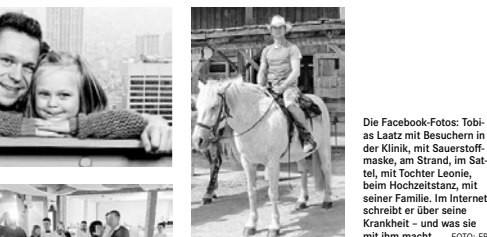
„Frag“, was du fragen willst. Nimm keine Rücksicht.“ Doch so oft Doris Laatz das auch sagt und Tobias Laatz das mit den Augen schreibt – Sabrina Eichler ist vorsichtig geblieben: „Manchmal frage ich mich eben doch, ob diese oder jene Frage angebracht ist.“ Und nach jedem Besuch merke sie, dass man tatsächlich über alles mit Doris und Tobias Laatz gesprochen hat.

Detlev Dewers (63) ist einer der regelmäßigen Besucher. Der Vater von Tobias Laatz kommt mehrmals die Woche. Er springt ein, wenn Doris Laatz einen Termin hat. „Sie ruft an – und ich versuche, mich darauf einzustellen.“ Dewers sagt, dass er es schön findet, für seinen Sohn da zu sein, einerseits. Andererseits mache es ihm zu schaffen, ihn zu sehen, wie er jetzt ist. „Ich weiß nun mal, wie er mal war.“

Früher haben sich Vater und Sohn gefoppt. Heute ist Dewers froh, wenn er überhaupt versteht, was Tobias Laatz ihm sagen will, aber ohne Computer nicht sagen kann. Früher haben sie oft Radtouren gemacht. Jetzt sitzen sie meistens zusammen und gucken Filme. „Manchmal“, sagt Dewers, „möchte ich, dass Des ewig so plattrecht.“ An ein Ende könne er nicht denken. WIC



Tobias Laatz, der Vater: Kopf an Kopf mit Leonie, seiner ältesten Tochter, hinter ihnen die Skyline einer Stadt. Tobias Laatz, der Cowboy: mit Westernhut im Sattel eines Schimmels. Tobias Laatz, der frisch Verlobte: Er steht neben seiner Partnerin und den Kindern, alle haben sich chic gemacht. Es ist das letzte Foto, das ihn aufrecht zeigt. Er stützt sich auf einer Krücke ab.



Die Facebook-Fotos: Tobias Laatz mit Besuchern in der Klinik, mit Sauerstoffmaske, am Strand, im Sattel, mit Tochter Leonie, beim Hochzeitstanz, mit seiner Familie. Im Internet schreibt er über seine Krankheit – und was sie mit ihm macht. FOTO: FR



„E-s g-i-b-t“, schreibt Tobias Laatz, „B-e-r-i-h-r-u-n-g-s-a-n-g-s-t-e b-e-i-K-i-n-d-e-r-n u-n-d E-r-w-e-c-h-s-e-n-e.“ Er will kein Mitleid und keine Rücksicht. Das hat Tobias Laatz auch auf seiner Facebook-Seite geschrieben, die wie viele Facebook-Seiten mehr als eine Momentaufnahme des Lebens ist. Die Krankheit geht in seinem Fall dazu. Er berichtet nicht bloß über sie, er dokumentiert, was sie mit ihm gemacht hat und immer weiter macht. Und wie

er sich damit fühlt, immer weniger zu können. Es nervt ihn, andere zu sehen, wie sie laufen, Fußball spielen, mit ihren Kindern toben. Es nervt, sich immer wieder zu verschließen. Es nervt, dass ihn immer weniger Menschen verstehen. Tobias Laatz hat Angst – nicht vor dem Tod, sondern davor: „D-a-s i-r-g-e-n-d-w-a-n-n n-i-c-h-t-s m-e-h-r v-o-n m-e-i-n-e-m K-ö-r-p-e-r f-u-n-k-t-i-o-n-i-e-r-t, a-u-ß-e-r A-u-p-g-e-n-u-n-d G-e-h-i-j-e-n.“

Die Einsamkeit



Sonia Lipke (43) ist Professorin für Gesundheitspsychologie und Verhaltensmedizin an der Jacobs University. Seit 2011 arbeitet sie an der Bremer Privatuni. Lipke wohnt im Norden der Stadt, ist verheiratet und hat drei Kinder.

Frau Lipke, Sie erforschen, wie sich Einsamkeit auf die Gesundheit auswirkt. Und was ist mit der Krankheit, die einsam macht?
Sonia Lipke: Beides lässt sich nicht trennen, nur die Reihenfolge ist unterschiedlich. Man könnte sagen, dass es so ähnlich ist wie beim Huhn-Ei-Problem. Was war zuerst da? Das ist schwierig, eindeutig festzustellen.

Warum ziehen sich denn kranke Menschen oft zurück – und warum gesunde Menschen häufig zu kranken?
Bei kranken Menschen ist es oft so, dass ihnen die Kraft fehlt, soziale Unterstützung zu mobilisieren. Aber auch die Zeit, weil die Krankheit sie so in Beschlag nimmt. Hinzu kommt noch, dass sich Kranke häufig von Gesunden missverstanden fühlen. Auch deshalb ziehen sich manche zurück.

Und was lässt nun gesunde Menschen auf Abstand gehen?
Auch wenn das trivial klingt: Bei einer Freundschaft geht es ums Geben und Nehmen. Gesunde haben nicht selten den Eindruck, dass nur sie es sind, die geben. Das selbstlose Handeln funktioniert in einer Freundschaft auf Dauer nicht. Das haben mehrere Studien gezeigt.

Wie oft kommt es vor, dass sich Gesunde zurück ziehen, weil sie das Leid eines anderen nicht ertragen können?
Auch das kommt vor, spielt aber eine untergeordnete Rolle. Gesunde Menschen wissen meistens, dass sie sich selbst eine Art Erholung im Umgang mit einem kranken Menschen gönnen müssen.

Ist Einsamkeit denn ansteckend?
Das ist sie in der Tat. Auch das belegen mehrere Studien. Wenn von Menschen fortwährend bestimmte Signale ausgehen, hat das Auswirkungen auf den Empfänger.

Was sind das für Signale?
Zum Beispiel ein trauriger Gesichtsausdruck, eine klagende Tonlage beim Sprechen, eine gekrümmte Körperhaltung.

Untersuchungen haben gezeigt, dass jemand, der beispielsweise einen Bleistift quer in den Mund nimmt, um ein breites Grinsen zu simulieren, zwangsläufig seinen Gesprächspartner, aber auch sich selbst zum Lachen bringt.

Was schlagen Sie vor, um gesunde und kranke Menschen zusammenzubringen?
Zunächst muss für beide Seite klar sein, dass es in den Gesprächen nicht nur um die Krankheit gehen kann. Es ist wie bei jedem Zusammensein: Auf die Mischung der Themen kommt es an. Wichtig ist auch, dass gesunde Menschen nicht zu hohe Erwartungen an kranke Menschen stellen sollten.

Wenn Einsamkeit krank macht, warum spricht dann niemand von einer Krankheit?
Einsamkeit ist ein Gemütszustand, praktisch ein Warnsignal, das auf eine Krankheit hinweisen kann. Zum Beispiel auf eine Depression. Einsamkeit ist also der Vorbote, der ernst genommen werden sollte, um etwas zu verändern und aus der Einsamkeit rauszukommen.

Es heißt, dass das Internet Menschen isoliert. Was ist aber, wenn das Surfen im Netz

die einzige Möglichkeit ist, Kontakt zu halten?

Wie so oft: Es gibt Gewinner und Verlierer. Mehrere Studien belegen, dass vor allem ältere Menschen, die das Internet regelmäßig nutzen, Einsamkeit überwinden können. Bei jungen Menschen führt das Netz jedoch häufig in die Isolation. Wer ständig im Internet surft, ohne seine reale Person richtig wahrzunehmen, oder immer wieder ein Headset aufsetzt, um mit anderen Online-Spielen zu spielen, kommuniziert nur eingeschränkt und verliert auf Dauer, wirkliche Beziehungen einzugehen.

Was unterscheidet Freunde von Facebook-Freunden?
Manchmal gar nichts, wenn es sich nämlich um ein und dieselbe Person dabei handelt. Wenn nicht, dann könnte man den Facebook-Freunden, der als eine Art von Nachbarn bezeichnen: Man wohnt neben ihm, aber eben nicht mit ihm.

Die Fragen stellte Christian Weth.



Spannende Gespräche zwischen Jung und Alt

Wie unterschiedlich ticken die Generationen? Was sagen Berufsanfänger und Rentner zu Fragen unserer Zeit? In einer Serie suchen die Volontäre der Allgemeinen Zeitung Mainz das Gespräch mit älteren Menschen. Das Setting ist vorgegeben, das Thema brandaktuell, die Gespräche intensiv.

Die Generationenfrage im direkten Gespräch beantworten, Stellung beziehen, gesellschaftliche Debatten aufspüren und das alles multimedial aufbereiten – so die Serien-Idee von Projektbetreuerin Anita Pleic. Die Volos nehmen die Aufgabe an und setzen sie von der Gestaltung der Printseite bis hin zum fertigen Pageflow um.

Sie entwickeln Ideen für Gesprächsthemen und suchen geeignete Protagonisten. Die Redaktion gibt keine Vorgaben, allenfalls Tipps. Redakteurin Pleic bespricht vor jedem Gespräch, welche Facetten eines Themas wichtig sind, welche kontrovers diskutiert werden, welche Argumente die älteren Gesprächspartner haben könnten, wie man das Video dazu aufbauen kann. Die größte Herausforderung: Die Volontäre sollen sich aus der eingeübten Interviewerrolle in ein echtes Gespräch begeben.

Die nächste Hürde sind die Teaser und Videos. Sie sollen eine eigene Handschrift tragen, aber als Teil der Serie erkennbar bleiben. Beim Schneiden und Betexten der Videos helfen sich die Jungjournalisten gegenseitig und arbeiten eng mit dem Fotovolontär zusammen. Außerdem werden sie von der ganzen Redaktion mit Rat und Tat unterstützt.

So entstehen acht Gespräche, bei denen jeweils ein junger Volontär und ein älterer Mensch beisammensitzen. Sie drehen sich um Flucht und Vertreibung, Kinder und Familie, Musik und Sport, medizinischen Fortschritt und Pfllegenotstand, Kneipensterben und soziale Medien, Gerechtigkeit und Demokratie. Die Ergebnisse erscheinen gedruckt in der Zeitung und als Videos auf der Online-Plattform. Dort liefert eine Multimedia-Reportage zahlreiche Zusatzinformationen.

Nicht nur die Protagonisten sind begeistert dabei. Auch das Publikum reagiert mit vielen Klicks auf den sozialen Kanälen und zahlreichen positiven Rückmeldungen.

Link zur Multimedia-Reportage:
<http://vrm.pageflow.io/auf-der-bank>

Allgemeine Zeitung

Sonderpreis für Volontärsprojekte
Begründung der Jury
Jung und Alt über
Grundfragen der Zeit

Ein junger und ein alter Mensch treffen sich und sprechen über Grundfragen der Zeit. Schaffen wir es, das Flüchtlingsthema zu bewältigen? Soll man heute noch Kinder kriegen? Wie viel medizinischen Fortschritt verträgt unsere Gesellschaft? Es sind intensive Gespräche. Sie werden mit einer stilistisch eigenen Handschrift und visuell ansprechend umgesetzt. So machen die Volontäre den Dialog der Generationen zu einer sehr besonderen Serie. Videos und Multimedia-Reportage ergänzen die Printserie. Die Volontäre meistern, was auch für erfahrene Interviewer eine Herausforderung ist: Sie lassen echte Gespräche entstehen und geben dem Leser mit scheinbar leichter Hand viel Stoff zum Nachdenken.

Kontakt: Anita Pleic, Redakteurin,
T +49 6131 / 48 59 43,
anita.pleic@vrm.de

Medium: Allgemeine Zeitung Mainz
Auflage: 100.000

Verbreitungsgebiet: Landkreise Mainz-Bingen, Alzey-Worms, Bad Kreuznach und die Städte Bad Kreuznach, Mainz und Worms

Anzahl Lokalteile: 6

Redaktionsgröße: An der Serie haben 9 Volontäre gearbeitet

Tipp:

*„Gemeinsam brainstormen und diskutieren!
Bei so einem umfangreichen Projekt setzen wir auf Teamarbeit und Austausch, so bekam ‚Auf der Bank‘ über Monate hinweg immer wieder wertvollen Input aus der Redaktion.“*



AZ-Volontärin Anna-Lena Stauder im Gespräch mit Nikolai Karheiding. Foto: Torsten Boor

Schaffen wir das wirklich?

FLÜCHTLINGE Ein Gespräch zwischen zwei Generationen über Vertreibung, Flucht und Integration während des Zweiten Weltkriegs und heute

MAINZ. 65,6 Millionen Menschen waren laut des UN-Flüchtlingskommissariats (UNHCR) 2016 weltweit auf der Flucht. Als junge Frau, die 1993 im wiedervereinigten Deutschland auf die Welt kam, ist es für mich besonders erschreckend, zu sehen, dass viele Gleichaltrige ihre Heimat verlassen müssen. Um zu verstehen, was in jemandem vorgeht, der Flucht erlebt hat, spreche ich mit Nikolai Karheiding. Die Fluchtgeschichte des 82-jährigen Deutsch-Balten hat 1938 ihren Anfang genommen. Das Gespräch ist Teil einer Serie, in der wir Volontäre als Vertreter der jungen Generation mit Menschen der älteren Generation über gesellschaftliche Themen sprechen.

Herr Karheiding, ich konnte in einer Zeit ohne Krieg aufwachsen. Mich bewegt, dass so viele junge Menschen auf der Flucht sind. Wie sehen Sie die aktuelle Situation?
Ich habe eine Stimmung in mir, die mich irgendwie an der Situation zweifeln lässt. Nicht zweifeln daran, dass es Flüchtlinge gibt, aber zweifeln an der Darstellung einer heilen Welt, die allein durch den Ausspruch der Kanzlerin „Wir schaffen das“ entstanden ist. Ich weiß

nicht, was die Schlepper den Leuten in den Herkunftsländern erzählen, vielleicht, dass sie Arbeit bekommen und eine Wohnung.

Bei meiner Arbeit als ehrenamtliche Flüchtlingshelferin begegne ich junge Menschen, die große Hoffnungen haben, gerade auch beruflich. Sie möchten studieren, weil das in ihren Herkunftsländern anerkannt ist. Eine Lehre im dualen System wie in Deutschland kennen sie nicht. Da muss man nach meiner Erfahrung viel vermitteln.

Das ist ja das Problem. Sie haben die Vorstellung, dass sie mit ihrer Schulbildung hier die Welt erobern können. Sie müssen klein anfangen. Denn wenn sie keine Sprachkenntnisse haben, brauchen sie nicht damit anfangen, das Abitur zu machen. Genauso sieht es bei einer Lehre aus. Sie werden sich zwar in die praktischen Inhalte schnell reinfinden können, weil da auch noch eine große Auffassungsgabe und ein großer Wille da ist, aber die theoretischen und gesetzlichen Vorgaben, die es gibt, sind für sie ohne Sprachkenntnisse kaum zu überwinden. Ich habe einen Aufbau gemacht, in dem ich erst eine Lehre gemacht und dann erst mit dem Studium

begonnen habe. In den Semesterferien habe ich gearbeitet. Denn Unterstützung gab es so gut wie keine.

Das heißt, der Umgang von Behörden mit Flüchtlingen nach dem Krieg war schwierig. Wie war man in der Gesellschaft angesehen?

Ich kam ja im Sturm- und Drang-Alter nach Neuwied, als man sich auch mit Mädchen verabredet hat. Die fanden mich sehr nett. Langer Bursche, blond, blaue Augen. Da war schon ein gewisser Andrang. Wenn dann die Frage kam, wo kommst du denn her, und ich sagte, ja aus Estland, zuletzt aus der Ostzone, dann kam: Ja, mit Flüchtlingen darf ich nicht verkehren. Da gab es hohe Barrieren.

Die Flüchtlinge kommen mit unterschiedlichen kulturellen Vorstellungen über Familie und andere Belange hierher. Diese großen Unterschiede hat es vermutlich damals nicht gegeben.

Naja, in Neuwied lebten Katholiken, Protestanten und andere Glaubensgruppen. Aber die Unterschiede zwischen diesen Glaubensgruppen hätten nicht größer sein können. Ich habe einmal direkt gesagt bekommen, die Zeit mit dir ist ja nett, aber meine Eltern sagen, mit einem Protestanten wird das nichts.

Außerdem lebten wir in einer kleinen Dachmansarde. Ich hätte ja gar keinen Besuch empfangen können.

Die Balance zwischen seiner Herkunft und dem neuen Lebensumfeld zu halten, stelle ich mir schwer vor. Sie haben ja schnell auch Halt als Mitglied der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft gefunden.

Das war aber kein Gegensatz. Wir hatten ja die Prämisse uns zu integrieren und nicht eine Revoluzzer-Position einzunehmen. Für uns war klar, wir kommen da nicht mehr hin, wir müssen sehen, wie wir hier zurechtkommen. Schwierig war es, ob es die Einwohner, ob es die Religion, ob es die Institutionen waren, das war immer sehr zählebig. Ich erinnere mich an ein Erlebnis zu Anfang meiner Lehrzeit. Ich sollte eine Vorarbeit für meinen Gesellen leisten. Und er sagte zu der Hausbesitzerin im Flur: „Passen Sie auf, das ist ein Flüchtling, ich muss schnell was holen, nicht, dass der Ihnen was wegklaubt.“

Auf dem Display meines Smartphones leuchten neue Nachrichten auf. Das Team des Cafés Asyl, für das ich mich engagiere, bespricht sich über soziale Netzwerke betriebe täglich. Man tauscht sich über Bedürfnisse der Geflüchteten aus und überlegt, wie man ihnen mit Kleidung, Möbeln oder Anträgen von Behörden helfen kann.

Ich erlebe bei den Flüchtlingen, dass sie durch die moderne Technik Kontakt mit ihren Familien in der Heimat halten können. Das war bei Ihnen damals vermutlich nicht so einfach.

Nach Estland gab es keinen Kontakt. Das Gros der Deutsch-Balten war verschwunden. Diese Fluchtzeit hat überhaupt keine Heimat gebracht. Aber für meine Eltern war das noch viel schwieriger. Da haben es Kinder und Jugendliche einfacher, die boxen sich durch. Das Land war voll, nicht nur mit Flüchtlingen aus der Ostzone. Es war Krieg gewesen, alle standen wieder auf dem Nullpunkt. Es war eigentlich eine angenehme Zeit, um anzukommen und ganz anders als heute. Was auch ein großer Unterschied zu früher ist, ist die Sprachbarriere. Meine Eltern konnten Deutsch, Estnisch

und Russisch sprechen. Sie haben sich ihrem Gegenüber sprachlich angepasst. Aber heute erlebe ich das nicht. Und das stößt ab. Da wird bei vielen ein Misstrauen aufgebaut. Ich nehme an, dass die meisten, die jetzt einen Sprachkurs besuchen, zwischen 18 und 35 Jahre alt sind, denn alles früher hat kein Interesse, sich anzupassen. Aber das Anpassen wird ihnen ja gar nicht abverlangt, es wird ihnen vorgegaukelt, wir machen alles für dich. Und jetzt erst kommt langsam eine Maschine in Bewegung, dass gesagt wird: Jetzt musst du was tun.

Die Stimmung, die am Anfang vermittelt wurde, war aus Ihrer Sicht also falsch?

Man hätte von Anfang an sagen müssen, ihr kommt hierher, wir werden versuchen euch in vernünftigen Wohnungen unterzubringen, wir werden versuchen, euch zu integrieren. Aber wir können nicht alles machen, wenn ihr nicht wollt. Das hätte ganz klar gesagt werden müssen. Heute zu sagen, ich kann sie nicht vermitteln, weil die Sprachkenntnisse oder Qualifikationen fehlen, zeigt, dass viele an etwas geglaubt haben, was hier vorhanden wäre. Aber hier ist eine konsequente Arbeitsleistung gefragt.

Haben Sie einen Wunsch für die Zukunft?

Mein Wunsch ist, dass es nicht ein Überrollen unserer Kultur mit sich bringt. Ich habe große Bedenken, weil deren Vorstellungen nicht erfüllt werden können.

Aber viele kommen aus Kriegsgebieten, für sie gibt es erst einmal keinen Weg zurück.

Ich akzeptiere die Flüchtlinge. Aber ich akzeptiere nicht, dass unsere Systeme gar nicht im Auge haben, dass es eine Situation geben kann, die uns mehr zu schaffen macht, als wir uns heute vorstellen können. Es besteht auch da die Gefahr, dass sich Gettos bilden, weil die Leute dann sagen, wenn wir hier schon nicht so richtig zurechtkommen, sehen wir zu, dass wir da hinkommen, wo unsere Angehörigen sind. Das ist hier in Deutschland in der Nachkriegszeit dasselbe gewesen.

Das Gespräch führte Anna-Lena Stauder.



Nikolai Karheiding
Deutsch-Balte

- Geboren 1935 in Tartu in Estland. Noch vor der Zwangsumsiedlung zieht die Familie 1938 nach Leslau im Warthegau. Herbst 1944: Versuch nach Westen zu kommen, im Frühjahr 1945 zurück nach Moras in Mecklenburg-Vorpommern. Im Winter misslingt Flucht in Westen. Familie strandet in der Altmark. 1950 Flucht über den Brocken, Unterbringung in Neuwied
- 1950 Beginn der Heizung und Sanitär-Lehre. 1956 bis 1960 Bauingenieurstudium. Seit 1996 Rentner
- Lange Jahre Vorsitzender der „Deutsch-Baltischen Landsmannschaft“ und stellvertretender Vorsitzender des „Bundes der Vertriebenen“ in Rheinland-Pfalz



Anna-Lena Stauder
Volontärin bei der VRM

- 1993 in Ludwigshafen am Rhein geboren
- Von 2012 bis 2016 Ethnologie und Soziologie an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg studiert
- Seit 2014 ehrenamtliche Flüchtlingshelferin
- Seit 2016 als Volontärin für die VRM in unterschiedlichen Ressorts tätig



Blick eines Geflüchteten auf die heutige Situation: Das Interview im Video.



Volontärin Danielle Schwarz und Landfrau Gerlinde Gemeinde sprechen über Familien im Wandel. Fotos: Torsten Boor

Kinder oder keine Kinder, das ist hier die Frage

FAMILIE Zwei Generationen diskutieren über veränderte Rollenbilder und das Adoptionsrecht für homosexuelle Paare

MAINZ. Man könnte fast meinen, wir hätten uns abgesprochen: grüne Jacke, schwarze Hose, dunkelgerahmte Brille. Oberflächlich betrachtet haben Gerlinde Gemeinde und ich einiges gemeinsam. Allerdings sind wir nicht hier, um Stilfragen zu besprechen. Ich treffe mich mit der Vorsitzenden des Kreislandfrauenverbandes Bingen, um darüber zu sprechen, wie Familien sich im Laufe der Jahre verändert haben. Das Gespräch ist

Teil unserer Volontärserie, in der wir als Vertreter der jüngeren Generation mit Menschen der älteren Generation gesellschaftliche Themen besprechen. Deshalb sitzen wir nun auf einer Bank am Rhein, direkt an der Malakoff-Passage in Mainz. Darin befindet sich das Kinderwunschzentrum. Einen Kinderwunsch, den habe ich eigentlich noch nicht...

Ich will nicht heiraten und keine Kinder kriegen: Finden Sie mich egoistisch, Frau Gemeinde?

Nein, es gibt heutzutage so viele Frauen, die das sagen. Sie haben einen Beruf gewählt. Jedem das Seine

Wie war das, als Sie in meinem Alter waren? Gab es da viele Frauen mit meiner Einstellung?

Eigentlich nicht, jedenfalls nicht, wenn ich mir meinen Bekanntenkreis so ansehe. Als ich 28 war, waren die meisten Frauen verheiratet. Wenn jemand nicht verheiratet war oder noch keine Kinder hatte, war das eher eine Ausnahme. In den 70er Jahren haben viele noch sehr jung geheiratet. Vor allem die Frauen, die in einem landwirtschaftlichen Betrieb groß geworden sind und keinen richtigen Beruf gelernt haben. Bei mir hieß es auch, ich soll nach der Schule daheim bleiben und den Eltern beim Arbeiten helfen. Ich habe mich aber durchgesetzt und einen Beruf gelernt. Ich war eine der ersten unter meinen Mitschülerinnen, die eine Lehre gemacht hat.

Ich bin auch auf dem Land groß geworden, hatte aber nie das Gefühl, in eine Rolle gedrängt zu werden, in eine „Frauenrolle“. Ich wollte immer mein eigenes Geld verdienen, nicht auf einen Mann angewiesen sein, und niemand hat versucht, mich davon abzuhalten.

Damals war das so. Die meisten Frauen haben etwas

in der näheren Umgebung gelernt, sind in den Haushalt gegangen oder haben als Verkäuferin gearbeitet. Raus in die Stadt zu gehen, das war schon seltener. Die Entwicklung ist aber gut. Wenn ich nichts gelernt hätte, hätte ich Hilfsarbeiterin werden müssen. Ich konnte in meinem Beruf immer arbeiten und habe mich dadurch auch anders, vor allem bestätigt gefühlt. Man hat nicht nur Haushalt und Kinder, man kommt auch mit Menschen zusammen und hat ein anderes Umfeld.

Allerdings fragt man sich auch, ob Kinder überhaupt in die Lebensplanung passen. Ich habe zwei Studienabschlüsse, habe Praktika gemacht, freie Mitarbeiter, bin jetzt fast fertig mit dem Volontariat – wenn ich jetzt Kinder kriegen, war meine ganze Arbeit erst mal umsonst.

Kinder kriegen ist das eine, Kinder haben ist das andere – und eine wunderbare Sache. Ein Kind bereichert eine Frau ungemein. Und unsere Welt soll ja weitergehen. Die Kinder bleiben einem, egal, wie groß und selbstständig sie werden. Man hat eine Familie. Ich würde es jeder Frau empfehlen. Für mich war immer klar, dass ich Kinder will.

Für mich ist das nicht so klar – und für viele Frauen in meinem Alter auch nicht. Mutter zu sein, wäre sicher schön. Und Teilzeit-, Befristungs- und Mutterschutzgesetz sollen Beruf und Familie vereinbar machen. Arbeitnehmer können pro Kind insgesamt drei Jahre lang in Elternzeit gehen. Nur: Hab' ich beruflich dann nicht schon zu viel verpasst?

Wenn ich ein Kind kriegen würde, würde ich auch gerne bei ihm bleiben. Ich will nicht, dass mir die Erzieherin vom ersten Wort meines Kindes erzählt. Aber dafür müsste ich alles aufgeben, wofür ich bisher gearbeitet habe. Ich bin mir noch nicht so sicher, ob es mir das wert ist...

Das ist es wert. Wenn man sich für ein Kind entscheidet, muss man allerdings auch eine Gratwanderung zwischen Familie und Beruf gehen. Man sollte nicht nur gebären und abgeben. Wenn man eine Familie hat, ist das leichter. Ich kümmerere mich auch um meine Enkelin und gelegentlich die Kinder meines Neffen. Das ist eben Familie, man ist füreinander da. Auch die Geschwister und Großeltern gehören dazu, man braucht sich gegenseitig – gerade auf dem Land. Es ist auch einfacher, wenn die Familie zusammen ist. Früher war das noch so. Heute leben viele Paare in unserer Gemeinde, deren Eltern weit weg wohnen. Da kann die Großmutter dann nicht helfen, wenn das Kind betreut werden muss.

Manchmal frage ich mich, ob es verantwortungslos ist, in dieser Zeit Kinder in die Welt zu setzen. Trump und Erdogan spielen verrückt, die Rechten erstarken, die Welt liegt irgendwie im Argen...

Da denke ich ehrlich gesagt auch oft dran und ich frage mich, was auf meine Enkel zu kommt. Ich bin in einer Zeit groß geworden, die überwiegend positiv war. Nach dem Krieg ging es langsam aufwärts. Ich glaube, wir leben momentan schon in einer sehr schwierigen Zeit. Aber das ist normal, solche Zeiten gab es immer, und Kinder wurden trotzdem immer geboren.

Stimmt. Den schweren Zeiten zum Trotz laufen jede Menge junge Leute am Rhein entlang und schieben einen Kinderwagen vor

sich her. Mütter, Väter, manchmal beide. Nur zwei Väter oder zwei Mütter, die sehe ich nie...

Viele homosexuelle Paare hätten ja ebenfalls gerne Kinder. Wie stehen Sie denn eigentlich zur Homo-Ehe und zum Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare?

Ich habe nichts gegen die gleichgeschlechtliche Ehe, aber was Kinder angeht, da habe ich Bedenken. Zu einer richtigen Familie gehören Vater, Mutter und Geschwister, aber wenn zwei Frauen oder zwei Männer ein Kind großziehen... da bin ich vielleicht etwas altmodisch eingestellt, aber da bin ich ehrlich gesagt nicht dafür. Bei Frauen könnt ich's mir vielleicht noch vorstellen, bei zwei Männern mit einem Kind...

Männern traut man das nicht so zu, gel?

Stimmt, wobei Männer ja mittlerweile viel machen, was sie früher nicht gemacht haben. Zum Beispiel Kinder wickeln. Das wäre bei uns nicht vorgekommen. Aber das war eine andere Zeit, da gab es Frauen- und Männerarbeiten. Ich finde es toll, dass die Väter sich heutzutage mehr Zeit für ihre Kinder nehmen.

Ich persönlich bin für die Homo-Ehe und dafür, dass gleichgeschlechtliche Paare Kinder adoptieren dürfen. Ich sehe keinen Grund, warum es Kindern bei homosexuellen Paaren schlechter gehen sollte. Viele sagen, dass Kinder Vater und Mutter brauchen, aber dann müsste ich ja auch allen Alleinerziehenden ihr Kind wegnehmen.

So würde ich das nicht sagen, aber es ist eben nicht das klassische Familienverhältnis. Das leben wir in unserer Familie, auch meine Kinder tun das. Aber vielleicht ist das unsere Generation, die so denkt. Heutzutage ist das vielleicht üblich, aber ich kann mich noch schlecht daran gewöhnen. Es ist aber gut, dass die Welt offener wird, ich verschließe mich dem auch nicht. Wenn ein Kind in eine gute Gemeinschaft kommt, in der es gut behütet wird, ist das sicher besser als ein Kinderheim.

Das Gespräch führte Danielle Schwarz.



Gerlinde Gemeinde
Landfrau aus Wolfsheim

► **1951** in Wolfsheim (VG Sprendlingen-Gensingen) geboren und dort zur Schule gegangen

► **Ausbildung** zur kaufmännischen Angestellten bei Boehringer Ingelheim

► **Verheiratet** seit 1970, Mutter von zwei Söhnen

► **Landfrau** seit 1979, Vorsitzende des Kreislandfrauenverbandes Bingen

► **Ehrung** mit der Verdienstmedaille des Landes Rheinland-Pfalz im Jahr 2015 für ihre ehrenamtliche Tätigkeit



Danielle Schwarz
Volontärin bei der VRM

► **1988** in Kirn geboren und dort zur Schule gegangen

► **Studium** der Germanistik und Komparatistik an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz

► **Seit 2015** als Volontärin für die VRM in unterschiedlichen Redaktionen aktiv



Kinder, Rollenbilder, Homo-Ehe: Das Interview im Video.

Gitarrist **Hanns-Jürgen Eich** und Volontärin **Denise Frommeyer** auf der Bank. Foto: Torsten Boor



Hymnen der Veränderung

KULTUR Zwei Generationen diskutieren über die politische Aussagekraft von Musik, über Neue Medien und individualisierte Freizeitgestaltung junger Menschen

WORMS. Ich schalte mein Smartphone ein, stecke die Kopfhörer in die Ohren und schon kann ich Musik hören, wo ich möchte. Streaming und Youtube haben das Freizeitverhalten junger Menschen beeinflusst. Darüber spreche ich mit Hanns-Jürgen Eich. Er spielt Gitarre bei den rheinhessischen Kultbands Family und Guitar Tigers. Wir treffen uns am Wormser Rheinufer, direkt unterhalb des Nibelungenburms. Das Gespräch ist Teil unserer Volontärsreihe, in der wir mit Menschen der älteren Generation über gesellschaftliche Themen sprechen.

Ich selbst bin nicht der Typ, der zu Konzerten regionaler Coverbands geht. Kommen noch junge Leute zu Ihren Konzerten?

Erstaunlicherweise ja. Nicht nur die Kindergeneration, sondern schon die Enkelgeneration der Leute, die früher bei uns auf der Musik waren, wie es hier heißt. Die können sich durchaus mit dem identifizieren, was wir musikalisch machen. In erster Linie ist es Musik, die aus unserer Jugend kommt. Darum ist das umso erstaunlicher, dass die Jungen das wahrnehmen,

obwohl das ja eigentlich eher eine Generation ist, die Musik aus der Konserve konsumiert.

Früher haben sich die Menschen in Musikclubs oder bei Tanztees kennengelernt. Davon scheint nicht mehr viel übrig zu sein. Wie hat sich die Musikszene in der Region verändert?

Das hat sich in den letzten 20, 25 Jahren sehr verändert. In den 50er, 60er Jahren gab es Tanzcafés. Danach gab es amerikanische Musikclubs. Das betraf aber in erster Linie die Städte.

Was hat man also auf dem Land gemacht? Anfang der 70er Jahre haben sich viele Bands gegründet und in Sporthallen gespielt, jedes Wochenende in einer anderen Halle in Rheinhessen. Das war der Freizeitevent der Landjugend. Später kamen Feste dazu und das hat sich gehalten. Glücklicherweise – aber wer weiß, wie es in zehn Jahren ist.

Meine Generation konsumiert Musik anders. Ich kann mir einfach auf Youtube das Video vom Livekonzert anschauen, was viele Ältere dann vielleicht nicht nachvollziehen können.

Den Vergleich kann man ja auch mit der Zeitung anstellen. Eine Online-Zeitung wird das

Haptische nie ersetzen können, wenn das auch die Zukunft sein wird. Aber solange es uns noch gibt, wird es eine Zeitung aus Papier und Livemusik geben.

Ich habe den Eindruck, dass viele Jüngere mehr in dieses Individuelle gehen, und da passt eine Band oder eine Gruppe nicht wirklich dazu. Man stellt sein Ich in den Mittelpunkt.

Diese Privatisierungstendenz, sich zurückzuziehen, ist ja schwer in Mode zurzeit. Das andere ist aber, die Wege der Neuen Medien zu nutzen. Viele werden ja oft auf Youtube angeklickt. Was die Qualität der Musiker angeht, die haben sehr viel Potenzial. Heute kann ich mir im Internet ansehen, wie die Griffe auf der Gitarre funktionieren. Früher haben wir das auf Band angehört und nachgespielt. Folglich ist der Anspruch eines jeden, etwas Eigenes zu machen, etwas höher als damals.

Wenn ich neue Musik entdecke und sie meinen Großeltern vorspiele, kommt immer die Reaktion, das sei keine Musik, sondern Krach. Ist das Spektrum mittlerweile zu weit für die Älteren?

Ich glaube, die Komplexität hat sich nicht verändert. Ich habe mir immer geschworen, das

passiert mir nicht, dass ich irgendwann das Verständnis für die aktuelle Musik verliere. Bei manchem komme ich aber nicht mehr mit. Ich toleriere das, es ist eure Musik, nicht meine. Und ich erlebe, dass die Musik, die ich mache und mag, von Jüngeren toleriert wird. Ich bin aber auch sehr froh darüber, dass es wieder eine deutschsprachige Musikkultur gibt. Musik hat endlich wieder eine Aussage. Sie geht auf die allgemeine politische und gesellschaftliche Lage ein.

Nachdenklich blicke ich auf die Schiffe, die auf dem Rhein vorbeiziehen. Ja, das sehe ich genauso. Aber ob Künstler wie Max Giesinger oder Mark Forster wirklich auf die politische Lage eingehen, bezweifle ich.

Für mich gibt es zwei Seiten deutscher Popmusik: diesen Wohlfühl-Schlager und das Nachdenkliche. Lyrische, was eher im Untergrund stattfindet. Musik hat eine gewisse Kraft. Dinge zu verändern. Glauben Sie, dass das heute auch noch funktionieren könnte?

Ich glaube schon. Ich warte eigentlich nur darauf, dass die amerikanische Musikkultur eine Bewegung gegen Trump startet – zum Beispiel Bruce Springsteen, der ja immer dabei war. Bob Dylan war auch politisch, ist es aber nicht mehr so wie früher. In Deutschland ist es eher eine politische Good-Will-Situation, uns geht es ja gut. Dieser Veränderungswille wird aber irgendwann kommen und sich dann auch bei uns in der Musik niederschlagen. Die Musik ist ein Mittel, um Inhalte zu transportieren und eine Meinungskultur aufzubauen. Momentan ist es ein bisschen laifari.

Eigentlich müssten sich die Künstler nur mehr trauen, wenn sie etwas bewegen wollen.

Heute ist man mehr satt. Es ist schon eher eine Übersättigung, die träge und unengagiert macht. Die Ängste frisst man in sich rein, früher hat man die rausgeschrien, rausgesungen, rausgeschrieben. Das war damals alles kämpferischer und aggressiver. Man muss das gesamte mediale Spektrum sehen, das sich sehr verändert hat.

Ich sehe die Neuen Medien als wahnsinnige Chance, um neue Musik zu entdecken oder Künstler wertzuschätzen, sei es per Klicks oder Kommentare.

Das ist eine Chance. Ich würde das heute aber nicht mehr machen. Ihr macht euer Ding, ich mache meines, wenn wir zusammenkommen, ist das toll. Es hat sich gewaltig was verändert. Es ist alles privater, interner geworden. Früher mussten die Leute raus, um Kontakt zu kriegen, sonst wären die zu Hause versauert. Und wo kann man das besser als auf der Musik? Die direkte Kommunikation leidet heutzutage. In der Zeit, wo wir fünf Mails hin- und hergeschrieben haben, hätten wir auch telefonieren können.

Ich habe festgestellt, dass man immer mehr Hemmungen entwickelt, je älter man wird. Bei Geburtstagen im Freundeskreis wird nicht mehr angerufen, sondern man schreibt sich Nachrichten. Das macht dann schon traurig.

Diese Interaktion, die leidet. Dieses Persönliche kann ich mit einer trockenen E-Mail nicht hinbekommen. Dieses Geben und Nehmen macht die menschliche Kommunikation ja eigentlich aus. Ich muss mein Gegenüber ja spüren, und wenn es über eine Stimme ist. Es wird oberflächlich und versachlicht. Ob ich rede oder schreibe – das ist ein riesiger Unterschied.

Ich finde, dass es schwieriger ist, neue Leute und vor allem wahre Freunde kennenzulernen. Seit es die Neuen Medien gibt, schreibt man unverbindlich hin und her und glaubt, man ist befreundet. Ist man aber nicht. Man sieht sich nicht oder nur selten. Daran gewöhnt man sich sehr schnell. Und man hat viel zu viel Angst, Fehler zu machen.

Das ist interessant. Man hat Hemmungen und will sich nicht blamieren – das habe ich noch gar nicht bedacht. Es ist ja eine alte Art, auf die man kommuniziert. Das macht das Ganze, gerade im Journalismus, nicht einfacher. Diese ständige Angst des Gegenübers, es könnte etwas gegen ihn passieren. Das halte ich für bedenklich.

Das Gespräch führte Denise Frommeyer.



Hanns-Jürgen Eich
Gitarrist aus Worms

► Geboren 1953 in Worms und dort zur Schule gegangen
► Danach Studium in Mainz
► Volontariat bei der VRM, als Redakteur unter anderem zuständig für die Berichterstattung über das AKW Biblis

► Bis heute als Redakteur in seiner eigenen Agentur tätig
► Neben dem Beruf leidenschaftlich als Gitarrist für die rheinhessischen Bands Family und Guitar Tigers aktiv
► 35 Jahre lang aktiver Fast-nachter



Denise Frommeyer
Volontärin bei der VRM

► 1991 in Georgsmarienhütte bei Osnabrück geboren und in Bad Iburg zur Schule gegangen
► Danach Kunst, Musik und Medien in Marburg studiert. Ab 2013 Journalismusstudium in Mainz
► Seit 2016 als Volontärin für die VRM in unterschiedlichen Ressorts tätig



Wandel der Musikszene und der Medien:
Das Interview im Video.

Wie sich die Digitalisierung in der Region auswirkt

Digitalisierung ist allgegenwärtig – auch im Bewusstsein der Bürger. Doch was hat es damit auf sich? Volontäre der Badischen Zeitung gehen in die Tiefe und beschreiben, wie Digitalisierung und Vernetzung das Leben der Menschen in Südbaden verändern.

Für die einen ist die Digitalisierung eine Chance, für die anderen ein Dämon. Die einen sind ständig und überall vernetzt, die anderen überfordert. Sicher ist: Die digitale Welt durchdringt unseren Alltag auf nie gekannte Weise.

Wie verändern Digitalisierung und Vernetzung das Leben der Menschen? Diese Frage untersuchen die Volos konkret auf den verschiedensten Themenfeldern. Nicht, indem sie den Wandel in Gut und Böse einteilen, sondern indem sie Antworten und Geschichten in der Region suchen.

Am Anfang dieser Serie steht ein Pitch. Die Volos des ersten und des zweiten Jahrgangs entwickeln jeweils ein Serienkonzept und stellen es einer hausinternen Jury vor. Bewertet werden inhaltliche Tiefe und Ausrichtung, Aufbereitung und Nutzwert des Ansatzes. Das Siegerkonzept vertiefen die Volontäre dann in eigener Verantwortung und organisieren die komplette Planung und Umsetzung selbstständig. Unterstützt werden sie dabei von Sophia Hesser, die die Serie als CvD koordiniert.

Sie erstellen eine Serie mit 13 Teilen, jeweils auf einer ganzen Seite im Print und als digitales Magazin. Darin fragen sie, wie die verschiedenen Generationen mit sozialen Netzwerken umgehen, wie sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Netz präsentieren, wie Influencer durch Werbung Geld verdienen oder was Cybermobbing bei jungen Menschen auslöst. Die Volontäre berichten über LAN-Partys und Killerspiele, Freundschaften und Hobbygruppen, Liebe auf den ersten Klick und den digitalen Grabstein. Sie erforschen, wie das Internet als Kreativmarktplatz fungieren kann, als digitaler Stammtisch, als Forum für medizinische Hilfe oder auch als süchtig machendes Medium.

Die Serie stößt auf sehr große Resonanz bei den Lesern. Das digitale Magazin in der hauseigenen Nachrichten-App wird rund 5.000 Mal heruntergeladen.

Badische  **Zeitung**

**Sonderpreis für Volontärsprojekte
Begründung der Jury**

*Digitale Vernetzung
transparent gemacht*

Digitalisierung ist allgegenwärtig, Zukunftsdebatten bewegen sich oft zwischen Technikeuphorie und düsteren Szenarien. Doch wie konkret verändert sie das Leben der Menschen in Südbaden? Mit ihrer Serie, im Print und als digitales Magazin, treffen die Volontäre den Nerv der Leser, 5.000 Downloads allein der Digitalversion sprechen für sich. Die Themen reichen vom Familienleben über Job- und Partnersuche bis zum Geldverdienen im Netz oder dem Einfluss sozialer Medien auf unseren Umgang mit dem Tod. Transparent zeigen die jungen Journalisten Chancen und Risiken einer rasanten Entwicklung auf. Die Serie legt ein ausgezeichnetes Fundament dafür, wie sich diese Entwicklung aktiv gestalten lässt.

Kontakt: Holger Knöferl, stellvertretender Chefredakteur/Lokales, T +49 761 / 496-5004, knoeferl@badische-zeitung.de

Medium: Badische Zeitung

Auflage: 140.000

Verbreitungsgebiet: Südbaden

Anzahl Lokalteile: 21

Redaktionsgröße: 150 Redakteure in Vollredaktion

Tipp:

„Eine gute Planung der Serie sorgt für Entspannung während der Arbeit, und der Austausch mit den Kollegen führt zu neuen Ideen, Herangehensweisen und damit zu Verbesserungen am eigenen Text.“

Familie 4.0

BZ-SERIE „DIGITAL VERNETZT“ (1): In Familien spiegelt sich das Verhältnis der Generationen zu sozialen Netzwerken und zur Digitalisierung wider / Von Anika Maldacker

Vernetzt waren die Menschen schon immer. Trommeln, Rauchzeichen, Depeschen, Telegramme, Telefone – manche Kommunikationsmittel haben sich gehalten, andere sind verschwunden, neue entstanden.

Noch nie gab es so viele technische Möglichkeiten wie heute, um Menschen kennenzulernen und mit ihnen in Kontakt bleiben: Freunde treffen auf Facebook, die Liebe wird über die Dating-App gesucht, der Lebenslauf ins Netz gestellt, um den Traumjob angeboten zu bekommen. Das Netz bietet unendlich viele Möglichkeiten, um sich kreativ auszuleben, um Leidensgefährten, Gleichgesinnte, Kunden und Käufer zu finden. Die sozialen Netzwerke bestimmen das Leben von immer mehr Menschen – auch weil das Netz dank Smartphone fast überall dabei ist.

Zeit für eine Bestandsaufnahme. Was macht eine digital immer stärker verbundene Welt mit den Menschen? Wie verändert das Netz das Zusammenleben? In der neuen Serie „Digital vernetzt“ beschäftigen sich die Volontärinnen und Volontäre der Badischen Zeitung in den kommenden 14 Tagen mit diesen Fragen. Wir stellen Menschen vor, die in sozialen Netzwerken ihren

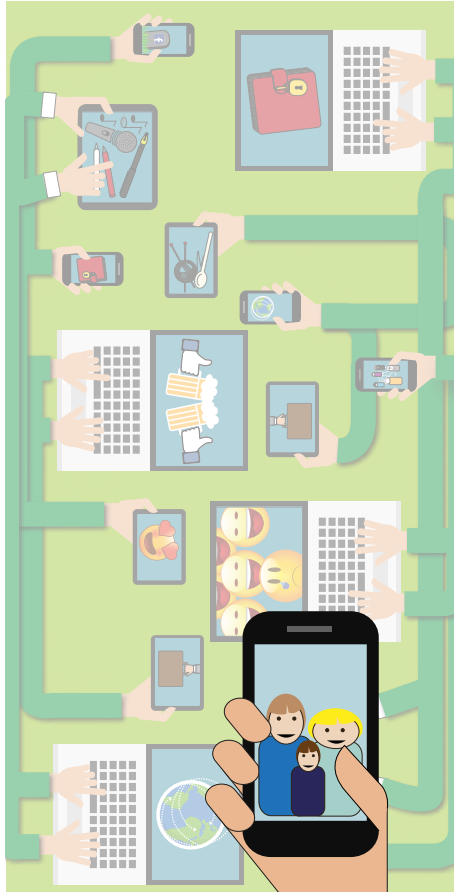
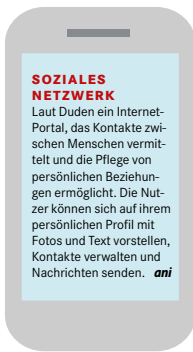


ILLUSTRATION: RITA REISER



Hobbys frönen, die dort Geld verdienen möchten oder die Einsamkeit bekämpfen. Wir fragen: Wie funktioniert die Liebe in Zeiten des Internets? Warum mobben sich dort Menschen? Und was passiert mit dem digitalen Nachlass?

Auch innerhalb der Familie spielt die Kommunikation über die sozialen Netzwerke eine Rolle. Ein Beispiel: Familie Schaefer sitzt gemeinsam am Tisch im gemütlich eingerichteten Haus in Merdingen. Alle fünf Familienmitglieder spielen in der Welt der sozialen Netzwerke mit – mehr oder weniger aktiv, nur die Vorlieben für die Plattformen unterscheiden sich. Während Michael Schaefer, der Vater, das weltweit größte soziale Netzwerk Facebook für sich entdeckt hat, lässt das Interesse seiner drei Töchter dafür ab. Die Älteste, Charlotte Schaefer (29), und die Jüngste, Friederike

Schaefer (18), sind zwar dort noch angemeldet, sie verfolgen aber selten aktiv, wer was postet, also schreibt. „Un-terbewusst liegt das vielleicht auch daran, dass meine Eltern dort sind“, sagt

Charlotte. Die mittlere Tochter, Caroline (25), hat sich bei Facebook abgemeldet. „Jede Generation erfindet ein Medium neu“, erklärt Joachim Höfllich, Professor für Kommunikationswissenschaft

mit Schwerpunkt Medienintegration an der Universität Erfurt. Die Eltern könne man da nicht brauchen. Hätten ältere Menschen ein Netzwerk erst für sich entdeckt, seien die Jungen schnell weg. Sie weichen auf andere Netzwerke aus.

Charlotte Schaefer nutzt regelmäßig die Fotografie-App Instagram oder wie ihre Schwester Friederike die App Snapchat, mit der Fotos oder Videos, die sich nach kurzer Zeit automatisch löschen, an Freunde verschickt werden können.

Für die Eltern war der Eintritt bei Facebook ein kleines Abenteuer, so wie für ihre Töchter Jahre zuvor. „Am Anfang war es ganz spannend, wieder mit Leuten in Kontakt zu treten, von denen ich schon ewig nichts mehr gehört hatte“, erinnert sich Gabriele Schaefer an das Jahr 2014, als sie Facebook beitrat. Eine Schulfreundin war dabei, die nun in Irland lebt. Ihr Mann erlebte bei seinem Facebook-Eintritt 2010 Ähnliches. „Plötzlich hatte ich wieder Kontakt mit einer alten Bekannten aus meiner Freiburger Studienzeit, die nun in den USA lebt.“

Für Michael Schaefer ist das Netzwerk mehr geworden: „Ich diskutiere wahnsinnig gerne auf Facebook. Mit der Zeit habe ich einen Zirkel von Diskutanten gefunden.“ Über Kommentare zu politischen Themen ist er auf die Bekanntschaften im Internet aufmerksam geworden. Sie diskutieren über Politik und Gesellschaft. „Ich habe aber gemerkt, dass das Diskutieren mit den Leuten schneller ausfunkt, wenn man sich aus sicherer Entfernung streitet, als wenn man sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberst.“

Probleme, doch sie sind mit dem Internet aufgewachsen, sie haben kaum Behinderungsängste gegenüber sozialen Netzwerken.

Chatprogramme wie ICQ oder soziale Plattformen wie Myspace oder StudiVZ (siehe Grafik) gehörten bei den älteren Schwestern zur Pubertät. Wenn sie sich mit einem Anbieter nicht mehr wohl fühlten, wechselten sie ihn einfach. Das gilt noch heute: „Wir haben eine WhatsApp-Gruppe für uns Geschwister“, erzählt Charlotte Schaefer, „aber jetzt benutzen wir die App Telegram, weil sie als sicherer gilt als WhatsApp.“ In solchen Chatgruppen erzählen sie sich, was sie gerade machen oder organisieren ihre nächsten Treffen, denn sie wohnen alle an unterschiedlichen Orten.



Friederike im Elternhaus in Merdingen, Caroline im hessischen Gießen und Charlotte in Irlingen.

„Der Nachteil ist, dass man dauernd Handy hängt. Das nervt mich manchmal“, räumt Charlotte Schaefer ein. Deshalb hat sie sich schon überlegt, ob sie ihr Smartphone am Wochenende nicht in den Flugmodus stellen sollte. „Aber wenn man schnell kurzfristig was abmachen will, dann ist es mit den Apps doch sehr einfach.“

Ihrem Vater geht es ähnlich. Er weiß, dass bei ihm die Gefahr besteht, sich nur noch in den sozialen Netzwerken aufzuhalten. Daher verzichtet er bewusst auf ein Smartphone. Facebook nutzt er nur am PC. „Wenn ich sehe, dass mir jemand eine Nachricht geschrieben hat, dann freue ich mich schon sehr darüber“, gibt er zu.

Das Zusammenleben verändert sich mit jedem Essensbild

Friederike Schaefer, die Jüngste der Familie, interessiert das, was auf Facebook passiert, kaum. Sie verabredet sich per WhatsApp, bei Snapchat verschickt sie Essensbilder an Freundinnen und ihre Schwestern. Die Jüngeren kommunizieren heute viel über Fotos. Über WhatsApp, Facebook oder Snapchat lassen sich schnell und einfach Bilder mit Kommentaren und Smileys versehen und an mehrere Nutzer gleichzeitig schicken. „Snapchat ist beiläufig“, erklärt die 18-Jährige. „Das verändert auch das Zusammenleben, wenn man vor dem Essen immer warten muss, bis jemand sein Essensbild weggeschickt hat“, bemerkt ihr Vater.

Der Vorwurf, dass die sozialen Netzwerke im Internet im Grunde unsozial sind, weil der Kontakt nicht mehr in der realen Welt stattfindet, ist nicht neu. „Unsozial sind nicht die Netzwerke, sondern die Menschen“, sagt Medienexperte Joachim Höfllich. Wenn Nutzer sich gegenseitig an der Anzahl der Facebook-Freunde messen, dann sei das nicht auf das Netzwerk zurückzuführen, sondern auf die Menschen selbst. Die drei Schaefer-Schwester kennen die

Am Montag lesen Sie: *Ins Netz gegangen – wie Firmen online nach Mitarbeitern suchen*

Alle Beiträge der Serie finden Sie unter mehr.bz/digital-vernetzt



Keinen Serienteil verpassen?

Dann bestellen Sie jetzt unser digitales Aktions-Angebot zur Serie: 4 Wochen BZ Digital Premium – kostenlos und unverbindlich!

Jetzt bestellen: badische-zeitung.de/testen0800/2224220 (gebührenfrei)

Badische Zeitung

Die Chronik der sozialen Netzwerke

Zwischen ICQ und Facebook lagen wenige Jahre. Anhand einer Auswahl zeigen wir, in welcher kurzer Zeit, sich soziale Plattformen entwickelt haben.

QUELLE: WIKIPEDIA.ORG; STATISTA

1996	2003	2004	2005	2009	2010	2011
<p>■ ICQ wird als erster Instant-Messaging-Dienst von israelischen Studenten entwickelt. Anfang des Jahrtausends nutzen ihn weltweit mehr als 100 Millionen Menschen. Der Dienst ist 2010 nach Russland verkauft worden.</p>	<p>■ Myspace ist als soziales Netzwerk mit dem Schwerpunkt Musik aufgebaut. 2009 florierte das Netz und verzeichnete weltweit knapp 270 Millionen Nutzer. Dann sanken die Zahlen drastisch ab. Nun besuchen noch rund 15 Millionen Nutzer die Seite im Monat.</p>	<p>■ Facebook wird von dem Harvard-Studenten Mark Zuckerberg gegründet. Nach Unternehmensangaben nutzen 2017 mehr als zwei Milliarden Menschen weltweit das Netzwerk.</p>	<p>■ StudiVZ ist für Studenten in Deutschland, Österreich und der Schweiz gedacht. 2007 kam SchülerVZ dazu, 2008 MeinVZ. 2010 waren bei allen drei Netzwerken insgesamt 17 Millionen Mitglieder angemeldet. Ende 2016 waren es noch 600 000.</p>	<p>■ WhatsApp startet als Instant-Messaging-Dienst für Smartphones. Seit 2014 gehört das Unternehmen zu Facebook. Im Juli 2017 nutzen 1,3 Milliarden Menschen den Dienst.</p>	<p>■ Instagram wird als Plattform zum Teilen von Fotos entwickelt. Das Unternehmen gehört zu Facebook. Im April 2017 nutzen den Dienst mehr als 700 Millionen Menschen.</p>	<p>■ Snapchat ermöglicht es, Fotos und Videos, die nur wenige Sekunden sichtbar sind, an Freunde zu verschicken. Ende Juni 2017 sahen täglich 173 Millionen Nutzer Video-Clips.</p>

Bis einer ins Netz geht

BZ-SERIE „DIGITAL VERNETZT“ (2): Arbeitnehmer und Arbeitgeber investieren viel Zeit und Geld, um sich online perfekt zu präsentieren / Von Sarah Beha

Die Veränderung machte sich in den Unternehmen zuerst auf den Schreibtischen bemerkbar. Wo sich früher große Briefumschläge stapelten, in denen sich schwarze, weinrote oder beigefarbene Bewerbermappen befanden, ist es jetzt leer. „Bewerbungen per Post erhalten wir kaum noch“, sagt Jessica Nübling, „und wenn doch, bitten wir die Personen, sich online über unser Jobportal zu bewerben.“ Jessica Nübling arbeitet bei der Sick AG, einem Sensorenhersteller mit Hauptsitz in Waldkirch. Wie viele Verantwortliche im Personalwesen trägt sie eine englische Berufsbezeichnung: Social Media Managerin. Von einer Flut an Bewerbungen kann in Zeiten des Fachkräftemangels und demographischen Wandels sowieso nicht mehr die Rede sein. Die Zeiten haben sich geändert – und mit ihnen die Strategien der Unternehmen, Mitarbeiter zu rekrutieren. Soziale Netzwerke im Internet spielen dabei eine zentrale Rolle.

JOBANZEIGEN AUF SOZIALEN NETZWERKEN

„Unser Personalmarketing ist in drei Bereiche aufgeteilt: Employer Branding, Hochschulmarketing und Social Media“, erklärt Nübling. Als Social Media Managerin ist sie dafür verantwortlich, ihren Arbeitgeber auf verschiedenen Online-Plattformen zu präsentieren. „Wir sind aktiv auf Facebook, Twitter, LinkedIn, Xing, Kununu und auf unserem eigenen Karriereblog.“

Den Karriereblog nutzt die Sick AG, um sich zu präsentieren. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Azubis und Studierende berichten dort aus ihrem Arbeitsalltag oder von aktuellen Projekten. Alle diese Texte werden auf den sozialen Netzwerken gepostet, beispielsweise auf der Facebook-Seite „Sick Karriere“. Auf den verschiedenen Kanälen werden auch die Stellenanzeigen ausgeschrieben. Möchte sich eine Person auf eine Stelle bewerben, wird sie mit einem Link auf die Jobbörse des Unternehmens geleitet. Auf der Jobbörse, einer Internetseite des Unternehmens, können die Bewerberinnen und Bewerber nicht nur alle Stellenangebote sehen. Sie können sich auch mit einem Passwort anmelden und ihre Bewerbung hochladen. Es ist das Portal für die digitale Bewerbermappe.

Das Teilen von Stellenanzeigen ist für das Unternehmen kostenlos, nur bei Gesuchen, die besonders dringend sind oder ein sehr spezifisches Profil erfordern, investieren die Personalisten in Werbeanzeigen auf Facebook, die eine bestimmte Zielgruppe ansprechen sollen. Die Personalisierenden entwickeln sich dabei immer mehr zu Marketingexperten.

DIE ARBEITGEBERMARKE DES UNTERNEHMENS

Mehr als 16 000 Bewerbungen laufen jedes Jahr bei dem Freiburger Digital-Unter-

ANZEIGE



Keinen Serienteil verpassen?

Dann bestellen Sie jetzt unser digitales Aktions-Angebot zur Serie: **4 Wochen BZ Digital Premium – kostenlos und unverbindlich!** Jetzt bestellen: badische-zeitung.de/tesen 0800/2224220 (gebührenfrei)

Badische Zeitung

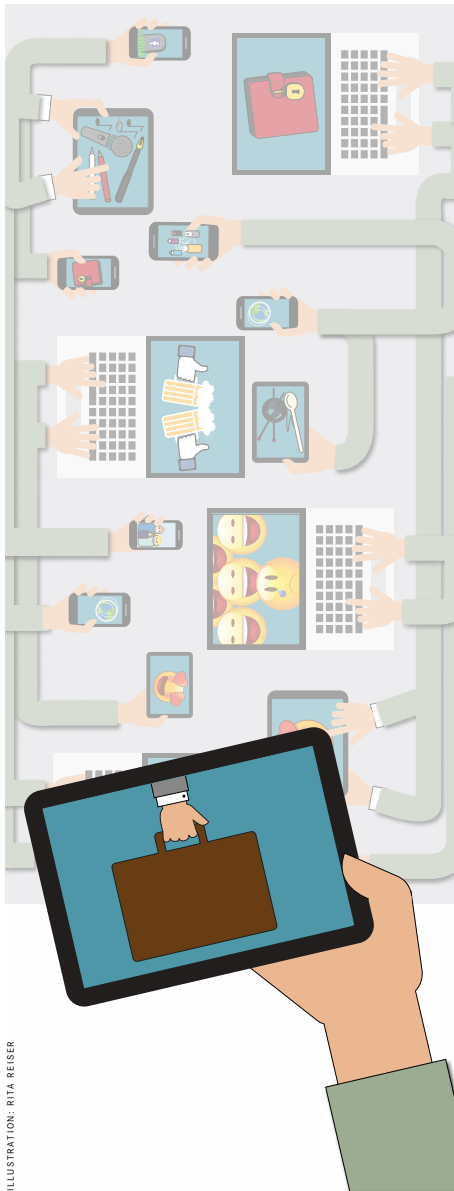


ILLUSTRATION: RITA REISER

nehmen Haufe Group ein. „Daraus ergeben sich 2000 Bewerbungsgespräche und aus denen wiederum 100 bis 150 Einstellungen pro Jahr“, sagt Thomas Schnell, Bereichsleiter Personalabteilung.

Seine Kollegin Barbara Gramm ist für das Employer Branding zuständig. Beim Employer Branding, übersetzt heißt dies Arbeitgebermarkenbildung, geht es darum, wie sich das Unternehmen als Arbeitgeber präsentiert und von potentiellen Mitarbeitern wahrgenommen wird. „Hier zu investieren wird für uns in einem hoch kompetitiven Markt immer wichtiger“, sagt Gramm. Wo früher noch viele Bewerberinnen und Bewerber um eine Stelle buhlten, werben heute die Firmen um qualifizierte Fachkräfte. „Da reicht eine klassische Stellenanzeige bei Weitem nicht aus“, so Schnell. „Für eine Stelle schalten wir die Stellenanzeige in fünf verschiedenen Jobportalen und drei bis vier Social Media Kanälen.“

Um so viele Bewerber wie möglich zu erreichen, setzt das Unternehmen auch auf Content Strategien auf verschiedenen Social Media Kanälen. „Die Stellenanzeige setzen wir immer in einen Kontext. Wir lassen zum Beispiel Mitarbeiter, die in dem Fachbereich arbeiten, zu Wort kommen oder machen Teamfotos, ganz ungekünstelt. Daraus entstehen dann Posts, die wir zum Beispiel auf LinkedIn stellen“, erklärt Gramm. Das Team selbst solle zu Boten des Unternehmens werden, im besten Falle haben die Mitarbeiter ein Profil bei LinkedIn, auf das in der Stellenanzeige verwiesen wird.

DER NETZWERKGEDANKE UND DIE JOBPORTELE

Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel ist das Netzwerk des Unternehmens. Die Mitarbeiter werden dabei zu Personalvermittlern. „Wenn unsere Leute die Stellenanzeigen beispielsweise auf Facebook liken und

teilen, erreichen wir gleich 1000 Menschen mehr“, sagt Schnell. Für eine erfolgreich initiierte Jobvermittlung erhalten die Mitarbeiter Geld. In einer nächsten Ausbaustufe möchte die Haufe Group ein Alumninetz aufbauen. „So wollen wir mit unseren Top-Kandidaten aus den Bewerbungsgesprächen in Kontakt bleiben.“

In Kontakt bleiben, das ist auch einer der Gedanken hinter Karrierenetzwerke wie Xing, auf denen Nutzer ein eigenes Profil erstellen können. Damit können sie sich auf Stellen bewerben, die von Unternehmen auf Xing eingestellt werden. Oder sie können selbst von Unternehmen angeschrieben werden. Das deutsche Unternehmen Xing zählt momentan mehr als zwölf Millionen Mitglieder im deutschsprachigen Raum, knapp 32 000 davon arbeiten laut Unternehmensangaben in und rund um Freiburg. „Besonders die IT-Branche ist im südbadischen Raum stark vertreten“, sagt Sprecherin Yee Wah Tsoi, das Durchschnittsalter der Nutzer liege bei 40 Jahren.

Trotz des Fachkräftemangels dürften sich die Suchenden nicht darauf verlassen, bei Xing von Unternehmen angeschrieben zu werden. „Ein eigenes und gut gepflegtes Profil bei uns ist für Jobsuchende der wichtigste Schritt“, sagt Tsoi, „darüber hinaus sollte die Plattform aktiv genutzt, um sich ein gutes berufliches Netzwerk aufzubauen, auf das sie bei Bedarf zurückgreifen können.“ Empfehlungen spielen auch bei Xing immer noch eine große Rolle. Es gibt allerdings auch Situationen, in denen Menschen, die ein Karriereportal nutzen, direkt von einem Unternehmen oder einem Headhunter angeschrieben werden.

DER PROFESSIONELLE HEADHUNTER

Als Headhunter würde sich Tim Fandel nicht bezeichnen. „Ich würde eher sagen Personalberater beziehungsweise Personalvermittler. Ich helfe Firmen, Personal zu finden.“ Ein Headhunter sucht für Unternehmen die passende Person für eine vakante Stelle. Das ist zurzeit nicht einfach, vor allem nicht dort, wo Fandel arbeitet. Er ist Niederlassungsleiter für den Personaldienstleister Synergie in Lörrach, direkt an der Schweizer Grenze. Vom Lagermitarbeiter bis zum Diplomingenieur – Tim Fandel sucht sie alle. Wenn er für eine Firma einen Job vermitteln möchte, muss er es schaffen, auf so vielen Jobportalen wie möglich präsent zu sein.

Dafür nutzt er ein sogenanntes Multi-Channel-Tool. „Damit bespielen wir mindestens 150 und bis zu 250 Online-Stellenbörsen, je nach Ort, Branche und Tätigkeit.“ In den Printmedien sei Synergie zwar auch auf der Suche, „aber lange nicht mehr so wie vor fünf Jahren, als ich hier angefangen habe.“ Auf Xing, LinkedIn und auf der eigenen Homepage sei man dagegen sehr aktiv. „Xing ist eine tolle Börse für uns.“ Allerdings, so betont er, komme das

„perfect match“, also dass der Arbeitgeber den perfekten Arbeitnehmer finde und umgekehrt, meist nur in bestimmten Branchen zustande. „Die Menschen, die auf den Karriereportalen präsent sind, sind ja nicht alle ohne Arbeit. Sie sind vielmehr wechselwillig.“ Solche Arbeitnehmer finde man vor allem bei kaufmännischen Stellen, im mechanischen Bereich dagegen nicht. „High Professionals, also Menschen in mittleren oder hohen Führungspositionen ja, aber Industriemechaniker oder Elektroniker findet man auf solchen Portalen kaum.“ Was macht er, wenn er in so einem Berufszweig für einen Kunden suchen soll? „Da muss man schon kreativ werden. Solche Leute bekommt man eher über die klassische Empfehlung oder die direkte Ansprache.“ Also offline.

DIE BEWERBENSUCHE ABSEITS DES INTERNETS

Auch die Firma Endress und Hauser spricht mögliche Kandidaten über Businessnetzwerke wie LinkedIn und Xing an oder arbeitet mit externen Headhuntern zusammen. „Das machen wir dann, wenn wir eine Stelle ausgeschrieben haben, die extrem schwer zu besetzen ist, weil sie beispielsweise ein sehr klar definiertes Jobprofil hat oder aber auch bei Führungspositionen“, sagt Silke Petersen, Personalreferentin bei Endress und Hauser. Für das Unternehmen sind wechselwillige Arbeitnehmer auf den Netzwerkportalen eine gute Zielgruppe.

Bei anderen Arbeitsprofilen, den Ausbildungsstellen etwa, sei eine Suche über Xing oder LinkedIn nicht sehr hilfreich. „Da sind wir eher auf Facebook aktiv und natürlich auf den Jobmessen und in den Schulen und Hochschulen.“ In der Region rund um Weil und Maulburg habe man mehr als 2500 Mitarbeiter, so kämen auch viele Azubis über Empfehlungen von Bekannten, Verwandten und Freunden, die selbst bei Endress und Hauser angestellt sind. In den Produktionsstätten werden auch noch Papierbewerbungen angenommen, „weil dort Online-Bewerbungen noch nicht ganz und gäbe sind.“

Ein Allgemeinrezept, um gute Bewerber zu erreichen, kann Petersen nicht nennen. „Ich denke, die Mischung macht's.“ Das Employer Branding sei enorm wichtig, damit das Unternehmen nicht nur lokal, sondern auch überregional bekannt sei. Dazu gehörten auch Messen, Kooperationen mit Hochschulen oder die Teilnahme an Karrieretagen, bei denen man sich gemeinsam mit anderen Familienunternehmen bei Jobsuchenden vorstelle. „Auch offline läuft noch ganz schön viel.“

Morgen lesen Sie:

LAN-Partys waren mal der große Renner. Zwei Spieler blicken zurück.

Alle Beiträge der Serie finden Sie unter mehr.bz/digital-vernetzt

JOBPORTELE IM INTERNET

Xing und LinkedIn sind soziale Netzwerke, in denen die Mitglieder vor allem Geschäftsnetzwerke aufbauen können. Jeder angemeldete Nutzer hat ein eigenes Profil. Dort geben sie ihren beruflichen Werdegang, also ihren Lebenslauf, an. Zusätzlich können Nutzer private Daten angeben, beispielsweise Interessen oder soziales Engagement.

Die Nutzer können von Personalvermittlern, die eine freie Stelle zu besetzen haben, angeschrieben werden. Auch Firmen sind auf den sozialen Netzwerken mit

einem Unternehmensprofil vertreten. Xing hat in Deutschland mehr Mitglieder als LinkedIn, dafür hat LinkedIn weltweit mehr als 500 Millionen Mitglieder. Die Nutzung der beiden Netzwerke ist bei einer Basismitgliedschaft kostenlos. Kununu ist ein Bewertungsportal und ein Tochterunternehmen der Xing AG. Dort können Nutzer anonym ihre Arbeitgeber bewerten und Firmen sich mit einem eigenen Profil präsentieren.

Daneben gibt es im Internet noch unzählige Stellenbörsen, auf denen Stellenangebote ausgeschrieben sind. **sabe**

Spieleabend digital

BZ-SERIE „DIGITAL VERNETZT“ (3): Anfang der 2000er trafen sich massenweise Jugendliche zu LAN-Partys. Heute ist davon nur noch Nostalgie übrig / Von Manuel Fritsch

Wenn Sir Graham auf der Suche nach drei magischen Schätzen durch eine Tür geht, ist das etwas Besonderes. Sir Graham ist die Hauptfigur von King's Quest. Das Computerspiel kam vor 33 Jahren auf den Markt und zeigte zum ersten Mal als animierte Sequenz, wie eine Tür sich öffnet. Auch für David Lutz öffnete sich mit King's Quest eine Tür. 1987 oder 88, genau weiß der Bad Säckinger das nicht mehr, saß er zum ersten Mal am Rechner und schickte Sir Graham auf die Reise. Den damals Vierjährigen sollte der Bildschirm nie wieder loslassen.

Mit den Videospielen ist auch David Lutz erwachsen geworden, mit Spielen wie Zak McKracken, Monkey Island, Wolfenstein 3D oder Doom. Die Kinderschuhe der PC-Games hat er anprobiert, ist ihnen erwachsen, hat neue probiert, Modelle verglichen, Netzwerke geflickt, an alten Rechnern herumgeschustert.

DIE PARTY WIRD ZUM NETZWERK

„Anfang 2000 haben wir die erste LAN-Party im Schloßle in Laufenburg veranstaltet“, erzählt David Lutz. „20 Leute mit riesigen Rechnern.“ LAN steht für Local Area Network, ein Zusammenschluss von privaten Computern, die durch ein lokales Netzwerk, das LAN, verbunden werden.

Lutz sitzt mit Bastian Wack im Garten des Jugendhauses „Altes Gefängnis“ in Bad Säckingen. Dort traf sich der Kern der Gamer-Szene rund um Lutz und Wack. Heute sind beide Mitte dreißig, stehen im Berufsleben. David Lutz hat die Filterzigaretten von einst durch eine E-Zigarette einge-



ILLUSTRATIONEN: RITA REISER / JULIEN EICHINGER (ADOBEE STOCK)

GUTES GESCHÄFT

Computerspiele sind lukrativ. Der Verband der Spielehersteller, „Game“, beziffert den Absatz von elektronischen Spielen in Deutschland auf 2,1 Milliarden Euro im Jahr 2016. 1,6 Milliarden waren es im Jahr 2007. Weltweit sei der Markt im selben Zeitraum von 44,46 auf 99,6 Milliarden Dollar gewachsen.

tauscht, an der er fleißig zieht, während er von vergangenen Computerspielen erzählt. Im Alten Gefängnis sind beide noch aktiv und grüßen. Ab und an organisieren Wack und Lutz dort Nostalgie-LANs, um alte Freunde wiederzusehen, das Gefühl aus den Jugentagen wiederzufinden, als sie die Gamer-Szene am Hochrhein prägten. „Das größte Problem war an Tische zu kommen“, erzählt Wack. „Ich erinnere mich an LAN-Partys auf Pappkartons.“ Schließlich gab es damals schwere Röhrenbildschirme, waren die Rechner noch große Metallkästen, die mit Kabel aneinan-

dergeschlossen wurden – Laptops und WLAN waren weit weg. „Der Aufwand an den LAN-Partys war enorm“, erzählt Lutz. „Tische auf- und abbauen, den ganzen Scheiß hin- und herschleppen, jeder seinen

Rechner und dann noch das ganze Netzwerk aufbauen, Stromkabel legen und so weiter.“ Fast zwangsläufig entwickelten die Treffen die Tendenz, immer länger zu werden, um das Maximum aus ihnen her-

auszuholen. Der Rekord der beiden war die „FronleichLAN“ – fünf Tage LAN-Party über Fronleichnam. „Die erste FronleichLAN ist ziemlich gut gelaufen“, sagt Lutz. „Wir hatten 36 Leute“ – „Ne, mehr“, berichtigt Wack. Überall am Hochrhein entstanden kleine Gruppen, die LAN-Partys veranstalteten: in Zell im Wiesental, in Waldshut, selbst in Dangstetten. „Es war so etwas wie ein Ehrenkodex, dass man auch auf die Partys der anderen geht, wenn man selbst eine veranstaltet“, erinnert sich Bastian Wack. Kommerzielle Veranstalter lockten mehrere Tausend Teilnehmer an.

WER HAT ANGST VOR KILLERSPIELLEN?

Mit der Ausbreitung der Computerspiele kam die Debatte um ihre Gefahren auf. Ließen „Killerspiele“ die Jugend nicht verrohen? 2002 hatte in Erfurt ein ehemaliger Schüler 16 Menschen erschossen; dass er eine Vorliebe für blutrünstige Computerspiele hatte, schien deren Gefährlichkeit zu belegen.

Die Diskussion war auch am Hochrhein noch spürbar. Im Bad Säckinger Gemeinderat kam der Gedanke auf, dass die Stadt Amokläufer produziere, wenn sie LAN-Partys über das städtische Jugendhaus mitfinanziert. Warben die Gamer doch mit Slogans wie: Schießen lernen, Freunde finden. Die Bad Säckinger Szene wusste zu kontern: „Amokläufer sind Einzelgänger, Einzelgänger spielen Counter-Strike – so lief die Argumentation“, erinnert sich Bastian Wack. „Wir haben argumentiert, dass wir auf den LAN-Partys der Vereinsamung entgegenwirken. Das hat gezogen. Und der Ansicht bin ich auch heute noch.“ Die Partys konnten weitergehen.

ÜBERMÄCHTIGER GEGNER: DAS INTERNET

Während Eltern und Politiker über gewaltverherrlichende Spiele und deren Auswirkungen auf die Psyche von Jugendlichen diskutierten, standen die Zocker vor einem ganz anderen Problem: dem Internet. Zahlte man in den Anfangsjahren jede Minute, die man online war, setzte sich immer mehr die Internetflatrate durch. „Plötzlich wurden die LANs immer zäher. Wir hatten das Problem, dass irgendwann jeder einen DSL-Anschluss daheim hatte und damit die Not nicht mehr da war, sich irgendwo zu treffen, damit man vernetzt ist“, erzählt David Lutz. „Erst waren es nur ein paar, die zu Hause geblieben sind und von dort per Internet mit uns hier auf der LAN-Party gespielt haben.“ Allerdings eher schlecht als recht, feixt Bastian Wack – „das Internet hier war schon immer schwach, das Alte Gefängnis hat dicke Mauern.“

Die Ära der LAN-Partys war zu Ende, der Charme des Vorläufigen, Improvisierten vorbei. Heute wird hauptsächlich über das Internet gespielt. Niemand würde sich mehr Nächte um die Ohren schlagen, um ein Netzwerk von riesigen Computern und Röhrenbildschirmen aufrechtzuhalten.

EINE DAUERBAUSTELLE: DAS COMPUTERSPIEL

Das liegt auch an den Spielen. „Früher hat man als Spielehersteller ein Spiel erst einmal fertig gemacht und es dann verkauft. Da ließ sich im Nachhinein nicht mehr viel am

Spiel drehen. Heute kauft man Spiele als Early-Access, in der Betaversion oder weiß der Kuckuck wie“, moniert Bastian Wack. „Ein halbhaabgeordnetes Spiel“, stimmt David Lutz zu, „das dann nach und nach mit automatischen Updates fertig gemacht wird.“ – „Oder eben nicht“, wirft Wack ein. „Das ist das Problem.“

Mit der Spieleindustrie hat sich auch das Spielverhalten geändert. Das Smartphone hat PC und Spielekonsolen abgelöst. Laut einer Studie des Branchenverbands Bitcom spielen 85 Prozent der Gamer auf dem Smartphone und 67 Prozent auf dem PC. Die Vernetzung der Spieler übers Internet ist wichtiger Bestandteil vieler Spiele, auch ihr Finanzierungskonzept hat sich geändert. Heute kann man während des Spiels Dinge dazukaufen. Oder man schließt ein Abo ab, um ein Spiel zu spielen.

Die Gamer der alten Schule reagieren darauf unterschiedlich. David Lutz ist Spielostenalgiiker. So sehr, dass er dem Verein zum Erhalt klassischer Computer angehört, bei ihm stapeln sich historische Computer, doch im Spielerausch ist er nicht mehr. Sebastian Wack hat nichts von seiner Leidenschaft verloren. Mit seinen Mitspielern hat er feste Spieltermine, mit manchen spielt er seit zwölf Jahren. Von Vereinsamung keine Spur.

„Die richtig guten Zocker bei World of Warcraft führen kein Lotterleben“, ist sich Wack sicher. „Das sind meist hochqualifizierte Leute, erfolgreich im Job.“ Auch deshalb habe sich die Angst vor den „Killerspielen“ gelegt. „Die Leute, die heute Entscheidungen treffen, haben früher selber gezoxt, oder spielen immer noch. Die haben keine Angst vor Computerspielen.“

Morgen lesen Sie:
Wie soziale Medien bei der Pflege des Hobbys helfen können.

Alle Beiträge der Serie finden Sie unter mehr.bz/digital-ernetzt



Keinen Serienteil verpassen?

Dann bestellen Sie jetzt unser digitales Aktions-Angebot zur Serie: 4 Wochen BZ Digital Premium – kostenlos und unverbindlich!

Jetzt bestellen:
badische-zeitung.de/tenst
0800/22.24.220 (gebührenfrei)

Badische Zeitung

Die Chronik der Hardware

Die Geschichte der Computerspiele ist auch eine Geschichte der Spielmaschinen. Wir stellen einige Klassiker vor.

BZ-GRAFIK/MS

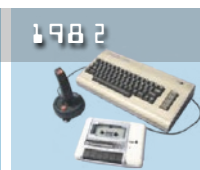
QUELLE: COMPUTERSPIELMUSEUM BERLIN



Atari, Pong
Das einfache Tennisspiel gab es schon seit 1972 als Videospiel-Automat. 1975 kaufte Atari die Heimvariante, die als Imitationsfindung der Videospielindustrie gilt.



Apple II, TRS-80 und Commodore PET 2001
Die ersten Heimcomputer kamen auf den Markt. Während der erste Apple seinen damaligen Konkurrenten noch überlegen ist, spielt die Firma heute bei Computerspielen kaum noch eine Rolle.



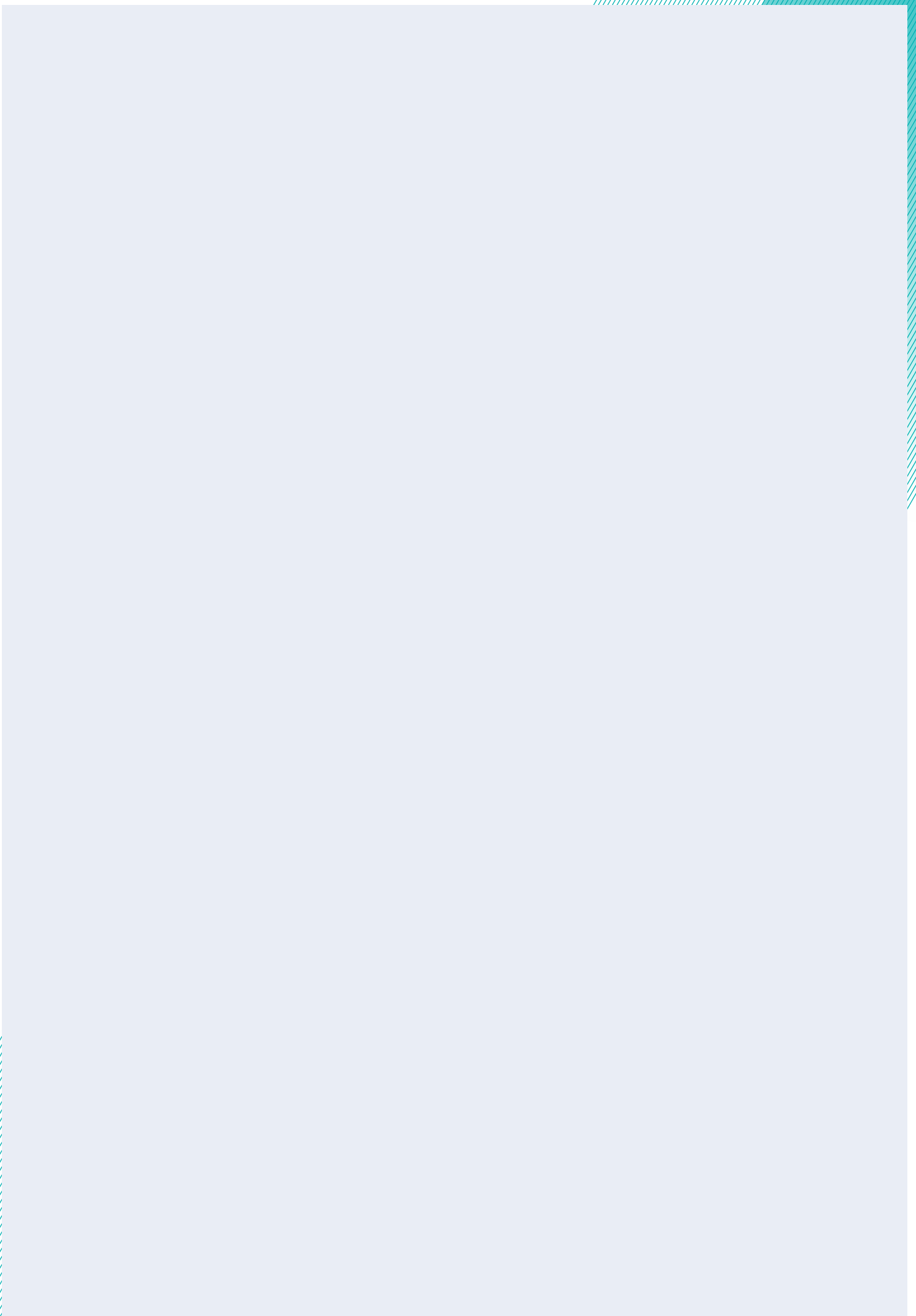
Commodore, C 64
Der C 64 war eine Mischung aus Computer und Spielekonsole. Der meistverkaufte Computer aller Zeiten genießt inzwischen Kultstatus unter Spielernstalgikern.



Nintendo, Gameboy
Zwar gab es technisch anspruchsvollere Geräte, dennoch sollte der kleine graue Kasten eines der erfolgreichsten Spielgeräte der 1980er Jahre werden. Ein Grund dafür: das Spiel Tetris.



Sony, PlayStation
Mit der PlayStation tritt Sony ins Spielgeschäft ein und kreiert gleich einen Verkaufsschlager. Bis heute zählen die PlayStation und ihre Nachfolger zu Spielstandards.



Politik lokal

Marktplatz der Argumente und der öffentlichen Diskussion

Politik ist ein öffentlicher Vorgang. Bei den Diskussionen über die Entscheidungen für unser Gemeinwesen dürfen wir alle mitreden. Vor allem im Nahbereich ist diese Teilhabe für die Menschen von großer Bedeutung. Die Lokalzeitung ist der Marktplatz für den Diskurs vor Ort. Sie liefert dazu die nötigen Informationen, Hintergründe und Argumente. Als Anwalt und Vermittler moderiert die Redaktion eine lebendige Debatte, in der alle Stimmen Gehör finden. Und sie greift Themen auf, die die Verantwortlichen in den Gremien und in der Verwaltung kleinreden oder verschweigen.

Privatisierung: Stadt macht 435 Millionen Verlust

Wem nutzt Privatisierung tatsächlich? Diese Frage wird vielerorts diskutiert. Das Recherchezentrum Correctiv und die Frankfurter Neue Presse decken einen skandalösen Fall auf: Durch den Verkauf des Offenbacher Klinikums an einen Krankenhauskonzern verlieren Stadt und Land 435 Millionen Euro.

Im Jahr 2010 eröffnet Offenbach sein neues Klinikum. Baukosten: 140 Millionen Euro. 2013 verkauft es die Stadt an den Krankenhauskonzern Sana. Für einen Euro. Der Konzern bekommt ein hochmodernes Krankenhaus, die Stadt übernimmt die Schulden und erlässt Sana die Gewerbesteuer. Für Stadt und Land ein schlechter Deal. Sie verlieren mehr als 435 Millionen Euro.

Das Recherchenetzwerk Correctiv bekommt einen Insidertipp und recherchiert monatelang: Heraus kommt ein Lehrstück über Profiteure und Verlierer einer Privatisierung.

Die Reporter führen vertrauliche Hintergrundgespräche, reden mit Beteiligten, Politikern und Verantwortlichen in Behörden. Correctiv-Reporter Jonathan Sachse spricht von einem sehr zeitaufwendigen Puzzlespiel. Die Reporter müssen eine jahrelange Entwicklung nachvollziehen, in der kaum eine Person stets in derselben Funktion tätig war.

Um die Übersicht zu behalten, erstellt das Team eine Zeitachse, die sich über elf Jahre erstreckt. Größte Herausforderung ist es, an die entschei-

denden Dokumente zu kommen. Die Originalunterlagen werden am Ende neben dem Text online veröffentlicht. Darunter auch ein interner Bericht des Landesrechnungshofs, der die Recherchen bestätigt.

Die Geschichte erscheint zunächst exklusiv in der Frankfurter Neuen Presse. Dafür arbeitet Redakteurin Stefanie Liedtke eng mit Correctiv zusammen. Die Zusammenarbeit ermöglicht Recherchen, die mit den begrenzten Mitteln einer Lokalredaktion kaum zu schaffen sind.

Der Bericht wird von mehreren Medien nachgedruckt. Offenbar ist das Thema Privatisierung an vielen Orten in Deutschland aktuell.

Für die politisch Verantwortlichen in Offenbach hat der Skandal keine Folgen. Während die Steuerzahler die Verluste tragen und die Schulden bezahlen, macht der neue Krankenhausbetreiber inzwischen Millionengewinne.

Link: <https://correctiv.org/recherchen/stories/2017/02/24/der-grosse-krankenhaus-raub>

Frankfurter
Neue Presse

Kontakt: Jonathan Sachse, Reporter Correctiv, T +49 151 / 28 59 66 09, jonathan.sachse@correctiv.org
Stefanie Liedtke, Ressortleiterin Stadredaktion Frankfurt, T +49 69 / 75 01 48 76, stefanie.liedtke@fnp.de

Medium: Frankfurter Neue Presse
Auflage: RheinMainMedia (FNP, FR, FAZ): 250.000

Verbreitungsgebiet: Frankfurt und Rhein-Main
Anzahl Lokalteile: 8
Redaktionsgröße: Circa 110 Redakteure

Correctiv besitzt neben dem Büro in Berlin eine Regionalredaktion für NRW: Correctiv.Ruhr
Redaktionsgröße: 3 Redakteure plus freie Mitarbeiter und Praktikanten

Tipp:

„Es lohnt sich, mit etwas zeitlichem Abstand die Hintergründe zu großen kommunalen Projekten zu recherchieren. Und es lohnt sich auch, Monate später die Personen zu benennen, die unverantwortlich gehandelt haben.“

Das 435-Millionen-Minus-Geschäft

2010 eröffnet Offenbach sein neues Klinikum, die Baukosten werden auf 140 Millionen Euro kalkuliert. 2013 verkauft es die Stadt für einen Euro an den Krankenhauskonzern Sana. Der Schaden für Stadt und Land: mehr

als 435 Millionen Euro. Das schreibt der Landesrechnungshof in einem bislang unter Verschluss gehaltenen Bericht. Wie konnte das passieren? Ein Lehrstück darüber, wem eine Privatisierung tatsächlich nützt.

VON JONATHAN SACHSE UND DANIEL DREPPER

Offenbach. Seit Monaten kämpft der Kommunalpolitiker Gregory Engels dafür, dass Offenbach sein Klinikum behält. Sogar in Bürgerbegehren hat er gestartet. Jetzt, im April 2013, sitzt Engels in einem spartanisch möblierten Leseraum im Rathaus. Ein Tisch, zwei Stühle, zwei prall gefüllte Aktenordner. Darin: das Angebot des Krankenhauskonzerns Sana für das Klinikum. Alle Mitglieder des Stadparlamentes dürfen es einsehen. Aber nur zwei Wochen lang – und nur in diesem Leseraum.

Während Engels, der für die Piraten im Stadtparlament sitzt, liest, beobachtet ihn ein Archivar. Er überwacht die Kommunalpolitiker beim Lesen, denn sie dürfen keine Notizen oder Fotokopien machen. Wie den Leseraum verlässt, geht nur mit dem heraus, was er sich beim Lesen merken konnte.

Engels saß selbst als Vertreter der Kommunalpolitik in einem Lenkungsausschuss des Klinikums. Wohl niemand aus dem Gremium kennt sich besser aus mit der Materie als er. Doch als Engels an diesem Tag, das Rathaus verlässt, schwirrt ihm der Kopf. Einen Verkaufsvertrag hat er in den Unterlagen gesehen, elf Anhänge, zahlreiche Nebendokumente. Selbst Engels sieht sich in dem Moment nicht in der Lage, den Deal zu bewerten.

Zwei Wochen später stimmt die Stadtverordnetenversammlung, als Engels beantragt eine namentliche Abstimmung. Sind deshalb rund ein Dutzend Abgeordnete verschwunden, als die Politiker öffentlich ihr Ja oder Nein äußern müssen? Das Ergebnis ist eindeutig. Am 2. Mai 2013 stimmen 52 Stadtverordnete für den Verkauf.

Heute, fast vier Jahre später, steht fest: Es ist ein schlechter Deal, wovon sich das meiste Geschäft, das Offenbach je gemacht hat. Stadt und Land haben durch den Verkauf mindestens 435 Millionen Euro verloren. Das Land Hessen gab 50 Millionen Euro und die Stadt Offenbach 385 Millionen Euro. Auf diese Summe kommt jedenfalls der Landesrechnungshof Hessen in einem internen Bericht, der dem Recherechenzentrum „correctiv.org“ mit dem unsere Zeitung kooperiert, exklusiv vorliegt.

Profiteur des Deals ist die Sana Kliniken AG, der drittgrößte Krankenhauskonzern in Deutschland. Die Stadt übernimmt die Schulden in Höhe von rund 218 Millionen Euro, erlässt die Gewerbesteuer und überlässt Sana das hochmoderne Krankenhaus mit dem beheizbaren Dachschrauberlandeplatz auf dem Dach zum Preis von einem Euro.

Lange Zeit waren die Offenbacher Stadtverordneten noch stolz auf ihr Prachtstück – nun verschämen sie es. Damit nicht genug: Der neue Betreiber Sana macht seit 2015 wieder Gewinn mit der ent-schulten Klinik. Die Stadt ver-

zichtet aber laut Verkaufsvertrag bis 2023 auf Anteile an diesem Gewinn, obwohl ihr noch zehn Prozent am Krankenhaus gehören.

Was ist schief gelaufen? Die Geschichte zeigt beispielhaft, wie Kommunen erst zu groß planen und sich dann über den Tisch ziehen lassen – und wie Fehlentscheidungen von der Politik gedeckt werden. Wie große Konzerne ihre Beziehungen und die Unwissenheit von Lokalpolitikern ausnutzen, um das große Geld zu machen. Wie eine Kommune erst alles auf einmal will – und dann in einem Sumpf aus Schulden versinkt.

1. Fehler: Eine klamme Stadt übernimmt sich
Rückblick: Im Jahr 2004 hält die Stadt das Hauptgebäude des Klinikums, einen 30 Jahre alten Betonklotz, für „massiv sanierungsbedürftig“. Der Umbau würde 125 Millionen Euro kosten, der Neubau 140 Millionen. Die Stadt entscheidet sich für den Neubau. Schon damals ist Offenbach aber hoch verschuldet.

Die Stadt, zehn Bahn-Minuten von Frankfurt entfernt, liegt im Schatten ihrer reichen Schwester. 133.000 Menschen leben in Offenbach. Früher wurden dort Lederwaren und Elektroteile gefertigt. Heute liegt die Arbeitslosenquote bei mehr als zehn Prozent, fast doppelt so hoch wie im Rest Deutschlands. Ein Drittel aller Kinder und Jugendlichen lebt in Hartz-IV-Familien.

In August 2007 beginnt der Neubau. 90 Millionen fehlen die Stadtkämmerei über einen Kommunalkredit. 50 Millionen Euro gibt das Land Hessen. Aber das reicht immer noch nicht. Also verkauft das Klinikum hochwertige Geräte und bezahlt Leasinggebühren, um sie weiter zu nutzen. „damen“, die Zahlen schnell besser werden. Mecke-Bilz schneidet tief und gründlich: Abfindungen werden verhandelt, teure Verträge gekündigt. Im Laufe des Jahres 2012 müssen die ersten 100 der mehr als 2200 Angestellten gehen. In einer Aufsichtsratsitzung im August 2012 sagt Michael Beisler (SPD), der Stadtkämmerei, in seiner letzten Sitzung als Vorsitzender des Aufsichtsrates: Die Klinik sehe nun wesentlich besser da als zuvor.

2. Fehler: Schruppfkurs nicht durchgehalten
Nur ein gutes Jahr später, im Sommer 2011, beginnt die öffentliche Debatte. Da wird bekannt, dass das neue Klinikum hoch defizitär ist. Im ersten Jahr hat es 39,7 Millio-



Teures Klinikum in Offenbach: Die Kosten sind der Stadt über den Kopf gewachsen.



FN/Infografik02.17

Foto: dpa

nen Euro Verlust eingefahren. Klinik-Geschäftsführer Hans-Ulrich Schmidt muss gehen. Bereits in diesem Jahr prüft der Landesrechnungshof und kritisiert später, die Stadt habe zu wenig Personal und zu wenig Kompetenz. Die Stadtverordneten beschließen sich zur finanziellen Sanierung und holen sich dafür Hilfe bei Vivantes, einem der bekanntesten kommunalen Krankenhauskonzern. Der entsendet ein fünfköpfiges Team um Franziska Mecke-Bilz nach Offenbach. Ihre Aufgabe als Interims-

chefin: hart durchzuführen, dann die Zahlen schnell besser werden. Mecke-Bilz schneidet tief und gründlich: Abfindungen werden verhandelt, teure Verträge gekündigt. Im Laufe des Jahres 2012 müssen die ersten 100 der mehr als 2200 Angestellten gehen. In einer Aufsichtsratsitzung im August 2012 sagt Michael Beisler (SPD), der Stadtkämmerei, in seiner letzten Sitzung als Vorsitzender des Aufsichtsrates: Die Klinik sehe nun wesentlich besser da als zuvor.

Am 10. Oktober 2012 kommt der Aufsichtsrat erneut zusammen, mittlerweile vom neuen Bürgermeister Peter Schneider (Grüne) geleitet. Interimschefin Mecke-Bilz zeigt Folien mit ihrem neuen Sanierungsplan. Sie prognostiziert einen Gewinn von 7,9 Millionen Euro pro Jahr von 2015 an.

Am 19. März 2010 wird das Klinikum als eines der modernsten der Region. Das Geld sei richtig angelegt, frohlockt der damalige hessische Gesundheitsminister Jürgen Banzer (CDU) bei seiner Eröffnung. Interimschefin Mecke-Bilz zeigt Folien mit ihrem neuen Sanierungsplan. Sie prognostiziert einen Gewinn von 7,9 Millionen Euro pro Jahr von 2015 an.

Am 10. Oktober 2012 kommt der Aufsichtsrat erneut zusammen, mittlerweile vom neuen Bürgermeister Peter Schneider (Grüne) geleitet. Interimschefin Mecke-Bilz zeigt Folien mit ihrem neuen Sanierungsplan. Sie prognostiziert einen Gewinn von 7,9 Millionen Euro pro Jahr von 2015 an.

3. Fehler: Sich über den Tisch ziehen lassen
Im April 2013 stellt Interimgeschäftsführerin Mecke-Bilz den Politikern die aktuellen Geschäftszah-

len vor. Sie zeigt eine Trendwende: Das Defizit ist von 53 Millionen Euro auf rund 36 Millionen Euro gesunken, die Zahl der Klinikbeschäftigten ist um 242 Vollzeitkräfte gesunken, gleichzeitig wurden mehr Patienten behandelt, die Notaufnahme laufe effektiver. Die Geschäftsführerin wiederholt ihre Prognose: 2015 werde das Klinikum einen Gewinn von 7,9 Millionen Euro machen. Vertreter aller Parteien hören zu.

Eine Woche nach der Präsentation legt die Sana Kliniken AG ein Angebot vor. Sana bietet 30000 Mitarbeiter, Fachkliniken und Alteinwohnerheimen und beschäftigt fast 30000 Mitarbeiter. Sana kauft seit Jahren Kliniken auf, in Hessen hat der Konzern bis dahin noch keine.

Am 2. Mai 2013 stimmt die Stadtverordnetenversammlung dem Angebot von Sana zu. Alle Beteiligten behaupten: Das war das beste Angebot. Die Stadt meint, es hätten „mehrere namhafte private Klinikbetreiber“ am Verfahren teilgenommen. Aber stimmt das wirklich? Wie viele Angebote gab es? Die Stadt schweigt dazu.

Im Juli 2014 geht eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Darmstadt ein. Darin taucht ein britisches Hinweis auf. Im Frühjahr 2013 hätte es ein Treffen von Vertretern privater Krankenhausbetreiber gegeben. Dabei hätte es eine Preisab-sprache gegeben, wonach nur zwei Betreiber ein Angebot abgeben würden, hätte das „zu einer Verschärfung der finanziellen Situation der Stadt in einer bisher in Hessen nicht gekannten Dimension geführt“, schreibt ein Sprecher.

Die damalige Geschäftsführerin Mecke-Bilz ließ eine Anfrage von correctiv.org unbeantwortet.

che gegeben hat. Neben Käufer Sana bestätigen Asklepios, Helios und das Rhon-Klinikum, sie hätten ihr Interesse damals bekundet. Ein Angebot hätten sie aber alle nicht abgegeben. Von Preisabreden wurden niemand etwas. Es bleibt unklar, wer neben Sana die „namhaften“ bieter waren.

Silke Lautenschläger (CDU) war von 2001 bis 2009 Gesundheitsministerin in Hessen. Ihr Ministerium hat den Neubau genehmigt. 2011 wird sie in den Vorstand der Deutschen Krankensicherung AG tätig. Der ist am Klinikum Konzern Sana beteiligt. So kommt es, dass Silke Lautenschläger 2013, als das Klinikum Offenbach verkauft wird, im Aufsichtsrat von Sana sitzt und sich dort mit dem Kauf des Klinikums befasst.

Sie kennt die hessische Politik, weiß, wie dort Entscheidungen getroffen werden. War sie als Ministerin mit dem Deal befasst?

Frau Lautenschläger kann sich nicht erinnern. „Die Vorgänge liegen viele Jahre zurück“, antwortet sie correctiv.org. Sie könne zu Details keine Auskunft mehr geben. Am 7. März 2017 treffen sich Arbeitnehmervertreter städtischer Firmen mit dem Oberbürgermeister. Auch der interne Prüferbericht des Landesrechnungshofes steht dann auf der Agenda.

4. Fehler: Die eigene Mittelklasse schön reden
Vier Jahre nach dem Verkauf liegen correctiv Kopien der Original-Kaufverträge vor. Die Auswertung zeigt: In nahezu allen Bereichen hat sich die Stadt von Sana den Scheiß abkaufen lassen. Am 24. April 2013 teilt die Stadt in einer Pressemitteilung mit, dass Sana im Vertrag zu „erheblichen finanziellen Anstrengungen zur Stabilisierung, vor allem aber zum weiteren Ausbau des Klinikums und seines Leistungsspektrums“ verpflichtet wurde. Und weiter: „Die wirtschaftlichen Verpflichtungen für den Käufer werden einen Betrag von über 200 Millionen Euro ausmachen.“



Offenbachs Oberbürgermeister Horst Schneider



Ex-Klinik-Geschäftsführerin F. Mecke-Bilz



Ex-Gesundheitsministerin Silke Lautenschläger



So sah das alte Klinikum in Offenbach aus.



Bei einem Protestmarsch machten die Klinikmitarbeiter im Jahr 2012 ihrem Ärger Luft.



Blick auf den Haupteingang des neuen Klinikums in Offenbach

INFO

Das Autoren-Team

Die Autoren sind Redakteure des Recherchezentrums correctiv. Die Redaktion, mit der unsere Zeitung kooperiert, finanziert sich ausschließlich über Spenden und Mitgliedsbeiträge. Ihr Anspruch: Mit gründlicher Recherche Missstände aufzudecken und unvorwiegend darüber zu berichten. Informationen finden Sie unter correctiv.org

Demokratie beginnt vor der eigenen Haustür

Wie funktioniert eigentlich Kommunalpolitik? Wer kann was entscheiden und wie können Bürger mitreden? Kommunalpolitik ist für viele Menschen unverständlich. Der ostfriesische General-Anzeiger leistet Übersetzungshilfe. In einer Serie legt er Begriffe und Regeln dar und erklärt, warum die Politik jeden angeht.

GA-Redakteur Philipp Koenen ist davon überzeugt: Aufklärung über politische Prozesse gehört zu den wesentlichen Aufgaben von Journalisten. Und sie ist gerade in der Kommunalpolitik wichtig. Besonders in Zeiten, in denen sich Politiker und Bürger wie Fremde begegnen.

Im November 2016 beginnt in Niedersachsen die neue Wahlperiode für Räte und Kreistage, Bürgermeister und Landräte. Dies nimmt der General-Anzeiger in Rhaderfehn zum Anlass für eine umfangreiche Serie.

Das Ziel: Kommunalpolitik verständlich machen und sich zugleich kritisch mit ihr auseinandersetzen. Und den Lesern zeigen, dass Kommunalpolitik interessant sein kann und alle betrifft.

Ein halbes Jahr lang ist einmal pro Woche eine ganze Zeitungsseite der Kommunalpolitik gewidmet. In 25 Serienteilen, die auch online erscheinen, werden Begriffe und Regeln erklärt, ohne deren Kenntnis Verstehen nicht möglich ist.

Die Redaktion stellt die politischen Gremien vor, ihre Aufgaben, Möglichkeiten und Grenzen, ebenso die Rechte und Pflichten der Bürger sowie ihre Möglichkeiten der Teilhabe.

Dabei kommen möglichst viele Beteiligte zu Wort – Kommunalpolitiker, Verwaltungsleute, Bürgermeister, Landrat, Bürgerinitiativen. Wo immer es möglich ist, werden die politischen Grundlagen an konkreten Beispielen und Personen erklärt. Die Beiträge decken alle Kommunen des Verbreitungsgebiets ab.

Die Serie erläutert die Aufgaben der Gemeinden und des Landkreises, die Arbeit von Ortsvorstehern und Ortsräten, die Zusammenarbeit von Rat und Bürgermeister. Sie erklärt wichtige Begriffe der Kommunalverfassung, blickt hinter die Kulissen der Verwaltung, beschreibt den Weg von Anträgen und Bauleitplanungen und klärt auf, wofür das Geld der Bürger verwendet wird.

Die Serie ist ein Gemeinschaftsprojekt, an dem sich alle Redakteurinnen und Redakteure der Zeitung sowie die Kreativgruppe der Technik beteiligen. Sie investieren viel Lesearbeit und Zeit für Termine. Diesen Kraftakt schafft die Redaktion nur durch hohen persönlichen Einsatz und die Überzeugung, dass die politische Berichterstattung zur DNA der Lokalzeitung gehört.

General-Anzeiger

Kontakt: Philipp Koenen, Redakteur, T +49 52 / 92 74 18, p.koenen@zgo.de

Medium: General-Anzeiger, erscheint unter dem Dach der ZGO Zeitungsgruppe Ostfriesland GmbH, in Leer

Auflage: 8.200

Verbreitungsgebiet: Südlicher Landkreis Leer, nördliches Emsland, Gemeinden Saterland und Barßel

Anzahl Lokalteile: 1

Redaktionsgröße: 9 Redakteure

Tipp:

„Für kleine Redaktionen: Arbeit verteilen, möglichst alle Kollegen beteiligen.“

SERIE

Kommunalpolitik – Teil 1: Die Politik im Kleinen

Die Demokratie vor der Haustür

Gemeinderäte und Kreistage entscheiden über Dinge, die unseren Alltag bestimmen

In einer neuen Serie will der General-Anzeiger die Politik vor Ort verständlich erklären: Wie funktioniert sie, wer sind die Entscheider, welchen Einfluss haben Bürger?

VON PHILIPP KOENEN

REGION - Müllsäcke, neue Gehwegplatten für den Bürgersteig, eine Beleuchtung für die Bushaltestelle: Um so etwas kümmert sich die Kommunalpolitik? Ja, das tut sie. Und vielleicht ist sie genau deshalb so wichtig – weil sie sich um die kleinen Dinge sorgt, die eben keine Kleinigkeit sind. Oft sind es nämlich diese kleinen Dinge, die unseren Alltag bestimmen – und damit die Lebensqualität im Dorf.

„Zugleich hat hier der Bürger am ehesten die Möglichkeiten, mitzuwirken.“

Nicht nur die „große Politik“ in Brüssel, Berlin und Hannover trifft wichtige Entscheidungen. Vieles ist eine Angelegenheit von Gemeinden, Städten und Landkreisen: das Trinkwasser für den Ostfriesentee; der Bus, der die Kinder zur Schule bringt; die Straße, über die wir zur Arbeit fahren; das Hallenbad, in dem die Kleinen schwimmen lernen; die Steuer für den Hund; die Feuerwehr, die Brände löscht; der Rettungsdienst, der beim Unfall zur Hilfe eilt. Und das geht jeden etwas an.

In einer Serie möchte der GA erklären, wie die Kommunalpolitik funktioniert, welche Rolle sie spielt – und wer die Menschen sind, die hier vor Ort Entscheidungen treffen und umsetzen. Denn: „In den Gemeinden kommt der Einzelne am unmittelbarsten mit öffentlichen Angelegenheiten in Berührung“, wie es in einem Beitrag der Bundeszentrale für politische Bildung heißt. „Zugleich hat hier der Bürger am ehesten die Möglichkeiten, mitzuwirken.“

Entscheidungen müssen nicht kritiklos hingenommen werden, es gibt Möglichkeiten der Mitwirkung. Bürger können versuchen, Einfluss zu nehmen, vorher und auch hinterher noch: indem sie

sich in der Einwohnerfragestunde des Rates zu Wort melden, Leserbriefe schreiben, in Initiativen organisieren oder einen Bürgerentscheid fordern. Mittendrin die Lokalzeitung, die über die Pläne der Politik ebenso berichtet wie über die Reaktionen der Bürger.

„Politik findet statt, wenn Menschen zusammen Entscheidungen treffen.“

Hinzu kommt, dass in einer Kommune Politiker und Wähler sich noch recht nahe sind. Kommunalpolitiker, das ist Nachbar Schmidt, der im Gemeinderat sitzt. Oder Frau Müller aus dem Sportverein, die im Kreistag ist. Menschen, die man aus dem „vorpolitischen“ Raum kennt: aus

der Feuerwehr, dem Kirchenvorstand, der Gewerkschaft.

Hunderte Frauen und Männer in der Region zwischen Leer und Papenburg, Ihrhove und Ramsloh engagieren sich ehrenamtlich in Ortsräten, Gemeinderäten und Kreistagen. Aber ist das wirklich Politik, wenn es um Straßen geht, um Radwege oder die Abfallbeseitigung? Schließlich gibt es weder FDP-Bürgersteige noch eine CDU- oder SPD-Müllabfuhr. Aber schon die Frage, ob es besser ist, die Müllabfuhr einem privaten Unternehmer zu überlassen oder sie lieber in die Hände der Kommune zu geben, ist eine politische. Der Kreistag muss abwägen – und der Beschluss entscheidet über die Höhe der Gebühren und betrifft damit jeden Haushalt.

„Politik findet statt, wenn Menschen zusammen Entscheidungen treffen“, schreibt die Friedrich-Ebert-Stiftung in einem Heft ihres Dresdner Büros „Kommunalpolitik verstehen“. Ob in

Im Rathaus wird Politik gemacht: hier die Verwaltung der Gemeinde Westoverledingen in Ihrhove. BILD: ORTIGES

Kommunalwahl

Am 11. September 2016 sind in Niedersachsen die Kommunalvertretungen neu gewählt worden: Ortsräte, Gemeinde- und Samtgemeinderäte, Stadträte und Kreistage. Die Wahlperiode hat am 1. November 2016 begonnen. Wahlperiode (siehe Kasten unten links) heißt die Amtszeit der Räte und Kreistage; sie beträgt fünf Jahre, dauert also bis zum Jahr 2021. Auch einige Bürgermeister und Landräte wurden neu gewählt. Ihre Amtszeit dauert ebenfalls fünf Jahre.

der Gemeinde oder im Landkreis – zu entscheiden gibt es genug. Und immer müssen die Politiker abwägen, wo das Geld besser angelegt ist: Ist der Kindergartenbau wichtiger oder die Sanierung der Turnhalle? Was ist dringlicher: ein Radweg oder die Reparatur der Straße? Was ist vernünftiger: ein Hallenbad oder ein Freibad?

Regelmäßig treffen sich Kommunalpolitiker, um solche Fragen zu diskutieren und zu entscheiden. Die Sitzungen sind öffentlich. Jeder, der will, kann zuhören – und in der Einwohnerstunde kritische Fragen stellen. Nicht immer führt Einmischung zum gewünschten Erfolg. Denn am Ende entscheiden die gewählten Vertreter, ob sie die Einwände von den Bürgern berücksichtigen wollen oder nicht. Erreichen kann man aber nur etwas, wenn man sich beteiligt – und manchmal wirkt die Kritik: Ein umstrittener Plan wird fallen gelassen oder zumindest geändert.

Also, willkommen zum Spaziergang durch die Kommunalpolitik. Er führt in den kommenden Wochen in die Rathäuser und ins Kreishaus, in Amtsstuben und Sitzungssäle, in die Büros von Bürgermeistern, zu Ortsvorstehern und Politikern. Es geht um das Verhältnis zwischen Bürgern und Politikern, zwischen Bürgern und Behörden, um Möglichkeiten des Mitmachens – aber auch um die Grenzen.

Vielleicht weckt die Serie bei dem ein oder anderen das Interesse, sich selbst zu beteiligen: in einer Bürgerinitiative, einer Partei oder als Parteiloser im Rat. Denn so viel steht fest: Je mehr Menschen sich einmischen und bereit sind, ihre Gemeinde auf dem Boden der Werte des Grundgesetzes mitzugestalten, desto lebendiger ist die Demokratie. Und die Kommunalpolitik, das ist die Demokratie vor der Haustür.

→ Die nächste Folge erscheint am kommenden Donnerstag. Thema: Gemeinde – was ist das?

Wahlperiode

Die Amtszeit von Räten und Kreistagen heißt Wahlperiode – auch wenn sogar Kommunalpolitiker gerne mal von Legislaturperiode sprechen. Legislatur kommt vom lateinischen *lex*, *legis* (Gesetz). Gesetze aber werden nur vom Bundestag oder vom Landtag erlassen. Wenn Kommunen für ihr Gebiet Satzungen beschließen, handeln sie rechtlich gesehen als Teil der

staatlichen Verwaltung. „Die Verwendung des Begriffs Legislaturperiode für die Wahlperiode der kommunalen Vertretungen ist also rechtlich nicht korrekt“, sagt Robert Thiele. Thiele war Ministerialdirigent im niedersächsischen Innenministerium, ist Kommentator des Niedersächsischen Kommunalverfassungsgesetzes und arbeitet jetzt beim Städte- und Gemeindebund.

Dramatische Lage an Schulen: Ein Blick hinter die Kulissen

Wenn es um das Thema Schule geht, ist das Interesse der Leser groß. Weil sie betroffene Kinder haben oder sich an die eigene Schulzeit erinnern. Entsprechend stark ist die Resonanz, wenn eine Lokalredaktion den Zustand der örtlichen Schulen unter die Lupe nimmt und die Mängel im System aufdeckt.

Die Lage für Schüler und Lehrer in Köln ist dramatisch. Auf der einen Seite fehlen Schulneubauten. Manche Schüler müssen mehrere Stadtteile durchqueren, weil es im Viertel keinen Platz mehr gibt. Auf der anderen Seite sind die Altbauten in teils desolatem Zustand. Die städtische Gebäudewirtschaft kommt mit der Sanierung nicht hinterher. Zugleich sucht das Land nach Lehrern. An vielen Kölner Schulen fehlt es an Personal.

Die Lokalredaktion des Kölner Stadt-Anzeigers konzipiert die Serie „Schule in Not“, um einen intensiven Blick hinter die Kulissen zu werfen, Missstände zu beleuchten und die Situation fachkundig zu analysieren.

Während der Recherche stellt sich heraus, dass die Situation an vielen Schulen noch schlimmer ist, als von offizieller Seite eingeräumt wird. Die Stadt Köln und die Bezirksregierung lassen nicht zu, dass offizielle Besucher die Bausubstanz in Augenschein nehmen. Die Redaktion muss investigativ recherchieren. So gelingt es erstmals, die Missstände in einem maroden Kölner Gymnasium zu beleuchten.

Auch Schulen und Lehrer sind aus Angst vor Sanktionen des Schulträgers meist zugeknöpft, wenn es um die Weitergabe von Informationen geht. Die Redaktion setzt deshalb auf Vertrauen. Sie stellt das Konzept der Serie offen und ausführlich vor. Wenn das Vertrauen gewonnen ist, finden die meisten Schulen Wege, um diskrete Zugänge zum Thema zu ermöglichen.

Die Reporter decken zahlreiche, teils haarsträubende Mängel an Schulen auf: Bauchaos und fehlende Ausstattung, Personalmangel und Unterrichtsausfall. Hinzu kommt ein Zuständigkeitswirrwarr in den Behörden, den die Redaktion auffächert. Sie zeigt, dass das intransparente Aufnahmesystem für Schulplätze einer Lotterie gleichkommt. Und sie legt dar, wie Schulen in sozial benachteiligten Stadtteilen vernachlässigt werden. Am Ende holt sie Schulleiter, Elternvertreter und Bildungsforscher an einen Tisch, um über die Zustände und die Zukunft des Lernens zu diskutieren. Die Leser begleiten die Serie mit großem Interesse. Viele danken der Redaktion, dass sie das Thema endlich aufgegriffen hat.

Kölner Stadt-Anzeiger

Kontakt: Christian Hümmeler,
Leitender Redakteur/
Mitglied der Chefredaktion,
Ressortleiter Lokales Köln,
T +49 221 / 224-2597,
christian.huemmeler@dumont.de

Medium: Kölner Stadt-Anzeiger

Auflage: Circa 254.000

Verbreitungsgebiet: Kölner Raum

Anzahl der Lokalteile:

7 (inklusive Köln)

Redaktionsgröße: 120 Mitarbeiter

Tipp:

„Bewährt hat sich, Konzept, Inhalte und Ziele der Serie offen vorzustellen. Damit konnten wir das Vertrauen der Schulen gewinnen.“

Verfall bei laufendem Schulbetrieb

Das Gymnasium Kreuzgasse im Inneren Grüngürtel ist wie viele Kölner Bildungsbauten in einem desolaten Zustand – Ein Rundgang

VON TIM ATTENBERGER

In Köln gibt es 296 Schulen. Viele davon befinden sich in einem beklagenswerten Zustand. Die letzte Sanierung liegt oft lange zurück, eine neue ist nicht in Sicht. Eltern und Lehrer stemmen sich mit Provisorien gegen die baulichen Mängel, damit sich die Schüler auf den Unterricht konzentrieren können. Das Gymnasium Kreuzgasse im Inneren Grüngürtel ist eine dieser maroden Schulen – und dabei dürfte es nicht einmal diejenige sein, die am schlechtesten dasteht. Ein Rundgang durch das Gebäude-

serie



ensemble zeigt höchst eindrucksvoll, in welcher Atmosphäre viele Kinder und Jugendliche lernen und ihr Abitur machen müssen.

Das Schultheater spielt am Gymnasium Kreuzgasse seit jeher eine bedeutende Rolle. Aufwendige Produktionen, in die Schüler wie Lehrer auch ihre Freizeit investieren, sind keine Seltenheit. Es existiert sogar eine Kooperation mit der Jungen Theatergemeinde Köln. Doch wer einen Abend in der Aula verbringt, sollte sich besser nicht allzu weit nach vorne setzen. Der Geruch der sanierungsbedürftigen Toiletten ist an ungünstigen Tagen bis in die sechste Reihe zu riechen.

Ein Blick hinter die Bühne verrät, dass sich nicht nur die Sanieranlagen in einem desolaten Zustand befinden. Stromleitungen liegen teilweise offen, Kabelbündel sind ineinander verschlungen – und das Notausgangsschild sieht von der Wand fallen.

Auch die Stromversorgung im Hauptgebäude bringt einen Elektriker im Jahr 2017 zur Verzweiflung. Steckdosen hängen aus der

Wand heraus, ganz so, als wollten sie so schnell wie möglich die Flucht aus der maroden Schule antreten. Eine unbedachte Berührung eines Schülers würde ausreichen, um sich lebensgefährlich zu verletzen. Denn über einen Fehlerstrom-Schutzschalter verfügt die Kreuzgasse nicht – obwohl das für Neubauten seit 2009 Vorschrift ist.

Bei älteren Gebäuden ist eine Nachrüstung nur dann Pflicht, wenn eine Sanierung stattfindet, die in die Bausubstanz eingreift. Genau darauf warten Lehrer, Schüler und Eltern allerdings bereits seit knapp zwei Jahrzehnten – und zwar vergeblich. Und das, obwohl an nahezu jeder Ecke Mängel zu finden sind.

Will jemand im Hauptgebäude eine Tafel putzen, muss er zunächst den gesamten Gang entlanglaufen, um zum einzigen Waschbecken zu gelangen, das zumal so aussieht, als stamme es noch aus der Bauzeit der Schule in den 1950er Jahren. Waschbecken in den Klassenzimmern – eigentlich in jeder Schule unabdingbar – gibt es an der Kreuzgasse nicht mehr, sie wurden bereits vor langer Zeit stillgelegt und abgebaut. Die Leitungen allerdings liegen noch in der Wand, darin steht immer noch Wasser – das gilt als der ideale Nährboden für Bakterien.

Bei einigen der in den Klassenräumen verbauten Tafeln dürfte das Putzen mit Wasser allerdings ohnehin nicht mehr helfen. Einige Exemplare sind schon so alt, dass sie selbst in den frühen 1990er Jahren nicht mehr als modern galten. Die Vorhänge, die früher vor Sonnenlicht schützten, mussten aus Brandschutzgründen abgenommen werden. Die Stadt ließ sie durch Jalousien ersetzen, die sich häufig jedoch nicht mehr bedienen lassen. So muss der erstaunte Besucher feststellen, dass mittlerweile Bettlaken diese Aufgabe übernommen haben. Viele Fenster schließen zudem nicht mehr richtig. An den Projektoren und dem Mobiliar hat ebenfalls der Zahn der Zeit genagt. Generationen von Schülern haben sich bereits in den Tischplatten verewigt. In einigen Räumen haben sich die Eltern da-



Bettlaken ersetzen die defekten Jalousien als Sonnenschutz.

Fotos: Schiffer



Viele Steckdosen befinden sich in einem desolaten Zustand.



In der Aula herrscht ein Wirrwarr an Kabeln.



Eine gesperrte Stuhlreihe in einem der Hörsäle.

ran versucht, den Zustand ein wenig zu verbessern, indem sie in Eigenregie die Wände gestrichen haben. In den Treppenhäusern entsprechen nicht alle Geländerhöhen den aktuellen Bauvorschriften.

Der Kunstraum in der obersten Etage bietet zwar einen wunderschönen Blick auf die Kölner Stadtsilhouette, bereitet ansonsten aber keine Freude. So verlaufen Stromleitungen kreuz und quer durch den Raum und zwischen

Heizkörpern hindurch. Ein Nebenraum wurde so sehr mit Papier und Kartons vollgestopft, dass es dort niemals brennen sollte – zumal es im Gebäude defekte Brandschutztüren und eine unzureichende Kennzeichnung der Fluchtwege geben soll. Auch für den Fall eines Amoklaufs existiert offenbar kein automatisches Alarmerungssystem.

Der „Neubau“, in dem die naturwissenschaftlichen Fächer unter-

richtet werden und in dem die Oberstufe untergebracht ist, hinterlässt ebenfalls alles andere als einen guten Eindruck. Das Gebäude – das mit dem Haupthaus über eine Brücke verbunden ist – wurde 1985 eröffnet. Die Bausubstanz wurde offensichtlich eingehend untersucht: Durch sämtliche Räume ziehen sich Kernbohrungen. In einem Oberstufenzimmer ist Feuchtigkeit aus einem der Löcher ausgetreten. In den Hörsälen

sperrt der Hausmeister ab und auch mal eine ganze Sitzreihe, weil diese ihre Funktion nicht mehr erfüllt. Ein handgeschriebener Zettel informiert: „Reihe gesperrt – Sicherheit ...“.

Angesichts der geschilderten Zustände muss sich der Betrachter die Augen reiben, wenn er die Schul-Cafeteria betritt, die tatsächlich ein Hingucker ist. Die Lorbeeren dafür allerdings gebühren nicht der Stadt: Eltern, die Handwerker sind, haben den Raum in Eigenregie neu gestaltet und technisch auf den neuesten Stand gebracht.

Sinnbild für den Sanierungsstau

Auf dem Schulhof läuft der Hausmeister vorbei, er schleppt einen Karton. Darin befinden sich die Überbleibsel des schmiedeeisernen Schriftzugs „Gymnasium Kreuzgasse“, der noch bis vor wenigen Wochen über dem Haupteingang angebracht war. Es wirkt sinnbildlich für den Sanierungsstau, dass an der Fassade nur die Befestigung übrig geblieben ist. Schüler eines rivalisierenden Gymnasiums sollen die Buchstaben demontiert haben. Der Hausmeister entdeckte einige im Grüngürtel, Polizisten sammelten andere am Straßenrand ein, manche sind bis heute verschwunden. Ein Ersatz für den denkmalgeschützten Schriftzug ist bislang noch nicht in Sicht.

Jenseits der Mängel im Gebäude sorgen ständige Wechsel an der Spitze des Lehrerkollegiums in den vergangenen Jahren für zusätzliche Unruhe an der Kreuzgasse. Seit August 2013 gab es sechs Schulleiter, von denen fünf kommissarisch eingesetzt waren. Zum Vergleich: Ihre drei Vorgänger bekleideten das Amt neun, zwölf und 19 Jahre lang. Lüder Ruschmeyer, hat die nun immerhin genehmigte Generalsanierung von Anfang an mit Elan vorangetrieben – es wäre die erste seit dem Schulbau 1953.

Schicken Sie uns Ihre Erfahrungen mit Kölner Schulen – Texte oder Bilder per Mail an: ksta-koeln@dumont.de

Bundespolitik unter der lokalen Lupe betrachtet

Oft wirken die in einem Bundestagswahlkampf verhandelten Themen theoretisch und abgehoben. Wahlkämpfer werden selten konkret. Doch jede Entscheidung in Berlin hat Folgen für den Alltag der Menschen. Ein Volontär der Koblenzer Rhein-Zeitung hat bundespolitische Themen unter die lokale Lupe genommen und Menschen gesucht, die davon betroffen sind.

Wie kann die Zeitung den Lesern zeigen, wo und auf welche Weise bundespolitische Themen die Menschen in und um Koblenz betreffen? Diese Frage stellt sich Andreas Egenolf vor der Bundestagswahl 2017. Der Volontär suchte nach geeigneten Themen, über die der Bundestag entscheidet, und nach Protagonisten, die direkt von diesen Entscheidungen betroffen sind. Die Ausgangsfrage wird auch zum Titel der Serie: „Wie betrifft's mich?“

Jeder Serienteil besteht aus zwei Teilen: Zunächst eine ganzseitige Reportage mit einem Betroffenen im Mittelpunkt. Darin wird ein bundespolitisches Thema oder Problem erklärt und es wird aus Sicht des Protagonisten erzählt, wie es sich in seinem Alltag für ihn auswirkt. Im zweiten Teil der Folge äußern sich die Kandidaten des Bundestagswahlkreises. Sie bekommen eine konkrete Frage zum jeweiligen Themenkomplex gestellt. Für die Antwort dürfen die Kandidaten höchstens 550 Zeichen verwenden. Das soll sicherstellen, dass die Politiker sich auf wesentliche Aussagen beschränken und nicht ausschweifen.

Zum Thema Integration wird ein Koblenzer vorgestellt, der während der Flüchtlingswelle zu einem stillen freiwilligen Helfer für arabische Flüchtlinge wurde. Das Thema Stromtrassen wird am Beispiel einer Frau erzählt, die sich gegen das Projekt Ultratnet direkt neben ihrem Wohnort zur Wehr setzt. Um das Thema Bahnlärm anschaulich zu machen, besucht der Reporter betroffene Familien im Mittelrheintal, die direkt neben einer Güterverkehrsstrecke leben und seit Jahren unter dem Lärm und den Erschütterungen leiden. Was der Schleusenausbau an der Mosel für die Schifffahrt bedeutet, beleuchtet der Autor bei einer Fahrt mit einem Binnenschiffer.

Bei der Auswahl der Protagonisten helfen Redaktionskollegen mit ihren Kontakten. Manchmal ist auch einfach Geduld gefragt. So wartet der Reporter stundenlang neben einer Schleuse, bis er ein geeignetes Binnenschiff findet. Über die anschließende Fahrt wird auch ein Video gedreht.

Kurzlink:
www.ku-rz.de/moselschiff

Rhein-Zeitung

Kontakt: Andreas Egenolf, Volontär,
T +49 177 / 89 34 683,
andreas.egenolf@rhein-zeitung.net

Medium: Rhein-Zeitung Lokalteil
Koblenz

Auflage: 27.000

Verbreitungsgebiet: 20 Kilometer breiter Streifen zwischen Koblenz (im Norden) und Macken (im Süden)

Anzahl Lokalteile: 1

Redaktionsgröße: 8

Tipp:

„Für ein solches Projekt sollten das Netzwerk und das Wissen der gesamten Lokalredaktion genutzt werden, um die passenden Protagonisten zu finden.“

Schleusenausbau - Millionen für die Mosel

Wahlserie Warum so viel Geld in die Wasserstraße investiert wird, zeigt unter anderem das Beispiel eines Binnenschiffers

Von unserem Reporter
Andreas Egenolf

■ **Region.** Anfang August 2017: Entspannt sitzt Huub Kieboom in seinem Wohnzimmer. Die Beine übereinander geschlagen, lehnt er leicht nach vorn gebeugt in seinem ledernen Chefessel, mit einem Auge stets auf das halbe Dutzend an Bildschirmen vor ihm blickend. Zwischendurch nippt er immer wieder genüsslich an einer Tasse Tee. Hier fühlt der Niederländer sich sichtbar zu Hause – und doch unterscheidet sich seine gute Stube von der vieler Menschen in der Region. Kiebooms „Wohnzimmer“ ist schließlich in Wirklichkeit der Führerstand eines Motorschiffes – seiner MS Werchina. Der 47-Jährige ist auch keine normale Landratte, er ist Schiffskapitän durch und durch. Huub Kieboom kennt dadurch auch die Vor- und Nachteile des Lebens auf dem Wasser aus dem Effeff – und damit auch die Probleme der Mosel.

Seit 30 Jahren ist der Niederländer aus Werkendam bis zu 200 Tage pro Jahr auf den Flüssen Mitteleuropas unterwegs. Egal, ob in Deutschland, der Schweiz, in Frankreich, Belgien oder in seiner niederländischen Heimat – es gibt kaum einen der großen Ströme, den der vierfache Familienvater nicht schon mit dem Schiff befahren hat. Die Faszination dafür ist ihm bereits in die Wiege gelegt worden. „Schon mein Vater war Schiffsführer. Und davor mein Großvater“, gibt der Schiffer einen Einblick in die Familiengeschichte. Die MS Werchina, mit der Kieboom seit 2007 unterwegs ist, ist sein insgesamt drittes Schiff. „Ganz früher hatte ich ein kleines Schiff. Dann verdient man gut und kauft sich ein größeres. Insgesamt sind die Schiffe in den letzten zehn, fünfzehn Jahren größer geworden“, sagt Kieboom.

Und damit sind wir bei dem Problem der Schifffahrt auf der Mosel: die Größe der Schiffe. Waren früher vermehrt sogenannte Europaschiffe mit einer Länge von 85 Metern unterwegs, so hat sich das Bild heute verändert. Fahrgast- und Frachtschiffe sind immer häufiger 110 oder sogar 135 Meter lang – meist mit 11,45 Metern Breite. Sogenannte Schubereinheiten, die aus bis zu drei Teilen bestehen können, erreichen aber schon mal eine Länge von 172 Metern. Die Mosel-



Huub Kieboom ist einer von diversen Schiffsführern, die Jahr für Jahr die Mosel mit ihren Güterschiffen befahren. Für den Niederländer ist die Binnenschifffahrt eine Passion, die sich in den letzten Jahrzehnten allerdings immer mehr gewandelt hat.

Fotos: Andreas Egenolf

schleusen, die größtenteils aus den 1960er-Jahren stammen, geraten da an ihre Kapazitätsgrenzen. Während zwei Europaschiffe mühelos in den 170 Meter langen und zwölf Meter breiten Schleusenkammern Platz finden, müssen die neuen Großfrachter allesamt einzeln geschleust werden. Bei den Schubereinheiten muss sogar schon die Pufferzone ausgenutzt werden, damit sie reinpassen.

Zu den Großfrachtern gehört auch die MS Werchina mit 110 Metern Länge. Durch die Einzelschleusungen kann es auch schon einmal zu langen Wartezeiten für die Binnenschiffer an den Schleusen kommen, wie Huub Kieboom

verrät: „Beim letzten Mal auf der Mosel habe ich bei der Bergfahrt drei Stunden vor der Schleuse in Koblenz gewartet, bis ich dran war. Wenn man an jeder Schleuse drei Stunden warten muss, dann dauert das viel länger.“ Zur längeren Wartezeit tragen unter anderem auch die Fahrgast- und Fahrgastkabinenschiffe bei. Wenn sich diese

vorab an den Schleusen melden, haben sie ein Vorschleusungsrecht zum angegebenen Zeitpunkt. 2016 waren es trotz leicht rückläufiger Zahlen gegenüber dem Vorjahr 1584 Fahrgastschiffe, die die Schleuse in Koblenz passierten. Zusammen mit den 5935 beladenen Frachtschiffen, die in der Rhein-Mosel-Stadt geschleust wurden, wird deutlich, dass eine Schleusenkammer pro Moselschleuse den Bedarf nur nach und nach decken kann.

Nicht zuletzt deswegen hat man an manchen Standorten bereits mit dem Bau einer zweiten Schleusenkammer begonnen. In Zeltingen und Fankel gibt es mittlerweile eine neue, 210 Meter lange zusätzliche Schleusenkammer, die für spürbare Entlastung und kürzere Wartezeiten sorgt. Die zweite Kammer für die Schleuse Trier befindet sich aktuell genauso im Bau wie in Lehmen. Zweite Schleusen sollen anschließend auch in Müden, Wintrich, Detzem, Enkirch, St. Aldegund folgen. Ganz zum Schluss soll die schon bestehende 122,5 Meter lange Schleuse in Koblenz durch eine größere ersetzt werden. Wann der komplette Ausbau der deutschen Moselschleusen zum Zweikammersystem komplett abgeschlossen ist, das ist noch nicht abzusehen. Der Bund, in dessen Zu-

ständigkeit die Mosel als Bundeswasserstraße fällt, nennt als frühestmöglichen Termin das Jahr 2036. Mit ein Grund dafür: die enormen Kosten, die pro neuer Schleuse anfallen. In Lehmen sind rund 60 Millionen Euro für den Schleusenausbau angesetzt, in Fankel kostet die zweite Kammer letztlich mehr als 50 statt der kalkulierten 45 Millionen Euro.

Von all dem bekommt Huub Kieboom nur am Rande etwas mit, wenn er vier- bis fünfmal im Jahr mit seinem Güterschiff auf der Mosel unterwegs ist. „Ich finde es aber gut, dass die Schleusen ausgebaut

werden, denn das spart uns wichtige Zeit, und wir sind schneller am Ziel“, findet der Niederländer, der täglich bis zu 13 Stunden mit dem Schiff unterwegs ist. Er steht letztlich im Wettbewerb zu den anderen Frachtern, die Weizen, Gerste oder wie er aktuell Kohle über die Mosel transportieren, auch wenn die Gütermengen zuletzt weniger wurden. Nachdem 1987 die Saar für die Großschifffahrt geöffnet wurde und 1988 der Hafen in Dillingen in Betrieb ging, stieg die Menge der transportierten Güter auf der Mosel sprunghaft von rund 10 auf 14 Millionen Tonnen im Jahr an. Teilweise lag die Gütermenge zwischenzeitlich sogar bei 16,4 Millionen Tonnen (1989). Von diesem Rekordwert lag die Binnenschifffahrt auf der Mosel zuletzt aber weit entfernt. 9,9 Millionen Tonnen an Gütern waren es noch 2016.

Prognosen gehen jedoch davon aus, dass bis 2030, nicht zuletzt durch den Schleusenausbau, 17,6 Millionen Tonnen an Gütern über die Mosel transportiert werden. Das entspricht rund 700 000 Lkw-Ladungen, die nicht durch Winningen, Lehmen und Co. fahren müssen.

Wie die Bundestagskandidaten zum Schleusenausbau in der Mosel und der Binnenschifffahrt allgemein stehen, lesen Sie auf Seite 26

Wahlserie



Wie betrifft's mich? -
Bundespolitik in
Koblenz und der Region
Heute: Wasserstraßen-
ausbau an der Mosel



Unterwegs mit der Werchina

Unser Reporter ist auf einem Frachtschiff auf der Mosel von Koblenz nach Lehmen mitgefahren.

➔ Das Video finden Sie unter www.ku-rz.de/moselschiff

Hintermänner und Strukturen der Reichsbürgerszene aufgedeckt

Lange wurden die sogenannten Reichsbürger für Spinner gehalten. Doch inzwischen ist klar: Viele von ihnen sind militant und gefährlich. Wer sind die Menschen, die sich dieser Szene anschließen? Nach einem Vorfall im Sauerland zeigt ein Journalist auf, wer im Hintergrund die Fäden zieht.

Februar 2017: Auf einem Bauernhof im Sauerland wird bei einem Streit mit einer Kettensäge ein Mann schwer verletzt. Erste Recherchen ergeben, dass der Verletzte zur Reichsbürgerszene gehört. Fabian Paffendorf berichtet in den Ruhr Nachrichten über den Vorfall.

In den folgenden Wochen erhält der Journalist mehrere anonyme Briefe, Faxe und E-Mails. Es sind zumeist Beleidigungen und Drohungen, aber auch interne Dienstanweisungen für den Umgang mit Reichsbürgern des Dortmunder Rathauses sind darunter. Diese eigenwilligen Leserbriefe sind der Anlass für weitere Recherchen im Reichsbürgermilieu.

Schnell wird klar, dass der verletzte Mann einer von Niedersachsen aus operierenden Organisation namens „Justiz-Opfer-Hilfe“ (JOH) angehört, deren Hintermänner aus der Neonaziszene stammen. Auf der Suche nach den Hintergründen, die zu dem Kettensägenvorfall führten, besucht Paffendorf frühere Bekannte des Verletzten und spricht mit Experten und Verwaltungsmitarbeitern in Niedersachsen, die mit der JOH Erfahrungen gesammelt haben.

Nicht zuletzt trägt auch die Zusammenarbeit über Verlagsgrenzen hinweg zum Gelingen der Geschichte bei. Paffendorf tauscht sich mit Journalisten aus anderen Häusern aus, um aus vielen Mosaiksteinen ein Bild zusammensetzen zu können.

Schließlich kann der Reporter mehrere Ereignisse im Leben des verletzten Mannes nachzeichnen. Er war Unternehmer, dessen Betrieb Pleite ging. Überschuldet und offenbar psychisch angeschlagen, suchte er Beistand bei der Reichsbürgerbewegung. Paffendorf deckt auf, dass hinter der angeblichen „Justiz-Opfer-Hilfe“ ein Geschäftsmodell von Neonazis steckt, das letztlich dazu dient, Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Die Geschichte zeigt einen exemplarischen Fall auf, wie mit Verschwörungstheorien und oft rechtsextremistischen Argumenten Menschen geködert und in die Organisationen verwickelt werden. Sie benennt verurteilte Rechtsextremisten als Hintermänner der Gruppe und erklärt, wie sie in Nordrhein-Westfalen vernetzt sind. Strukturen und Akteure der Szene werden sichtbar.

Ruhr Nachrichten

Kontakt: Fabian Paffendorf, Redakteur, Freier Journalist, T +49 234 / 937 37-27, fabian.paffendorf@mdhl.de

Medium: Ruhr Nachrichten – Dortmunder Zeitung

Auflage: 60.000 Exemplare für den Raum Dortmund, 116.000 insgesamt

Verbreitungsgebiet: Dortmund

Anzahl Lokalteile: 8, Lokalteil Dortmund Stadt mit bis zu 10 Seiten sowie 3 lokale Seiten Stadtteile

Redaktionsgröße: 20 Redakteure (Dortmund Stadt und Stadtteile)

Tipp:

„Wichtig war der Rückhalt der Dortmunder Kollegen, die mich bei dem Projekt unterstützten und eigene Netzwerke mit einbrachten.“

Sogenannte Reichsbürger bombardieren Ämter und Behörden mit Faxen, die bis zu hundert Seiten umfassen, sie stören massiv Verhandlungen an Gerichten und behaupten, dass die Bundesrepublik eine Firma sei, deren Gesetzgebung keinerlei Bestand habe. Lange Zeit haben die Innenministerien und Sicherheitsbehörden die Gefahr unterschätzt, die von Personen ausgeht, die der Reichsbürger-Bewegung zuzurechnen sind. Erst seit im vergangenen Oktober ein Reichsbürger im bayerischen Georgsmünd drei Polizisten verletzte und einen tötete, ist die Bewegung als ernst zu nehmendes Problem für die Innere Sicherheit erkannt worden. Rund 1000 Reichsbürger sollen laut Sicherheitsbehörden in Nordrhein-Westfalen aktiv sein – und sie rüsten auf. Wer sind die Menschen, die sich dieser Szene anschließen? Wie sind sie untereinander vernetzt? Anhand eines aktuellen Vorfalles aus dem Sauerland lässt sich nachzeichnen, wer wirklich im Hintergrund die Fäden zieht und wie eine dieser Organisationen Geld generiert.

Am Ende kassiert das Reich

Wie die sogenannte Justiz-Opfer-Hilfe NRW Hilfesuchende ins Elend stürzt

Man würde sagen, der Unternehmer Stefan R. aus dem sauerländischen Schalksmühle hatte mal einen richtig guten Lauf. Seit Anfang der 2000er-Jahre besaß er einen großen Bauernhof, auf dem er mit seiner Freundin wohnte und der als Betriebsgelände seines Tiefbauunternehmens genutzt wurde. R. war als Subunternehmer für die Stadtreinigungs-, Transport- und Baubetriebe Lüdenscheid (STL) tätig, bediente unter anderem die Winterdienste im südlichen Märkischen Kreis. Im Herbst 2006 gibt es dann Querelen mit Straßen.NRW. Der Landesbetrieb baut ein Sanitärager auf dem Grundstück von R. – der hat zwar eine Bauereierlaubnis erteilt, aber keinen Kaufvertrag über die Baufäche mit Straßen.NRW abgeschlossen. Den erstreckt er nachträglich vor Gericht. Geld sieht er trotzdem nicht in den nächsten zwei Jahren, denn beim Landeskulturbetrieb hat man falsch kalkuliert, streitet sich jetzt darum, aus welchen Förderpöten R. bezahlt werden soll. Während der auf sein Geld wartet, ereignet sich 2007 der nächste abrutte Knick in seinem Leben: Die STL verlängern seinen Vertrag nicht mehr. Die Auftragsvergabe wird nun europaweit alle vier Jahre neu ausgeschrieben. R. bleibt auf der Strecke. Stefan R. fährt sich von Stadt- und Landesbetrieben dransraler.

Ein ehemaliger Bekannter wird später erzählen, dass R. in dieser Zeit schon einen psychisch angeschlagenen Eindruck machte, hinter dem Ganzen eine Verschönerung gegen ihn witterte. R. muss seine Maschinen verkaufen, Mitarbeiter kann er auch nicht mehr bezahlen. Als im August 2015 die Zwangsversteigerung des Grundstücks von Stefan R. am Amtsgericht Lüdenscheid eröffnet wird, ist der 54-Jährige längst hoch verschuldet. In diesem Zeitraum muss Stefan R. auch mit den Reichsideologen in Kontakt gekommen sein. Menschen, die hinter einer Organisation stecken, die unter dem Namen WAG-Justiz-Opfer-Hilfe NRW/Deutschland der Volksgemeinschaft Germaniniten (OGH) eine fragwürdige und kostenflichtige Rechtsberatung anbietet. Betreiber der OGH sind auch nicht Juristen, sondern die bereits mehrfach verurteilten Rechtsradikale Jürgen Niemeyer und Axel Thiesmeier. Beide gehörten bis zum Verbot 2008 dem Collegium Humanum im ostwestfälischen Vlotho an, einem Sammelbecken von Holocaustleugnern, Rechtsradikalen und radikalen. Ursprünglich 1963 als Studienwerk für Ökologie und Umwelt aktiv, wandte sich das Collegium Humanum in den 80er-Jahren dem Rechts-

extremismus zu. Unter dem Vorsitz von Ursula Meta Hedwig Haberbeck-Wetzler referierte hier regelmäßig der Holocaustleugner Horst Mahler. Dass Mahlers ideologische Ansätze sich auch im Weltbild von Jürgen Niemeyer und Axel Thiesmeier wiederfinden, daran macht man auch auf der Homepage der JOH bei deren Selbstbeschreibung keinen Hehl. Dort wird behauptet, die Bundesrepublik Deutschland existiere nicht als souveräner Staat. Zudem sei die BRD nur eine Firma, die von den alliierten Besatzungskräften geführt werde. Die Schlussfolgerung daraus: Das Deutsche Reich bestehe fort, einen Friedensvertrag mit den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs gebe es nicht. Auf dieser Behauptung aufbauend beruft man sich auf die Reichsgrenzen von 1937. Stefan R. muss diese Reichs-ideologie in seiner Notlage als rettenden Strohhalm angesehen haben. Im Dezember 2015 kam unter seinem starken Protest der Hof unter den Hammer. Eine Familie aus Werdohl kaufte das Grundstück. Im Februar 2016 taucht dann eine Vielzahl von persönlichen Dokumenten von Stefan R. als Scans auf der Internetseite der JOH auf.

Der Weg des 54-jährigen Sauerländers in die Reichsbürgerbewegung steht der Rechtsradikale Experte Oliver Gotwald als exemplarisch an. „Hinter der JOH steckt ein Geschäftsmodell von Neonazis, das Menschen, die es schon mit dem Rücken an der Wand stehen, Hilfe verspricht, aber ihnen tatsächlich nur das Geld aus der Tasche zieht“, erklärt Gotwald.

Menschen, die mit Behörden in Konflikt geraten sind – zum Beispiel wegen nicht bezahlter Straftaten oder ähnlicher Dinge – seien genauso Zielgruppe für das Modell wie Leute, die ihr Hab und Gut akut in Gefahr sehen. Oftmals handele es sich bei dieser zweiten Gruppe um Unternehmer, die durch wirtschaftliches Mismanagement einen Schuldenberg angehäuft haben. „Der Hilfesuchende muss königliches Kabinett entsagen, Fantasie-Pässe, Präsenz- und Reiseausweise, Führerscheine, Urkunden oder Kennzeichen bei der JOH kaufen. Außerdem bietet die JOH auch zweiwöchige Seminare und Schulungen an, die man sich gut bezahlen lässt“, sagt Oliver Gotwald. Einen bunten Fantasie-Ausweis, der auf dem Namen Stefan R. lautet, präsentiert die JOH auch bald im Netz – ausgestellt am 14. Februar 2016. Längst schon haben da die neuen Eigentümer seines Hofes eine Vollstreckung der Zwangsäumung auf den Weg gebracht. Denn R. und seine Freundin wüßten sich, die Immobilie zu räumen.

Die Lebensgefährtin von R. bringt mit ihrem Anwalt am Amtsgericht Lüdenscheid eine Vollstreckungsabwehrklage gegen den Räumungsbescheid ein. Als diese abgewiesen wird, startet ein Berufungsverfahren am Landgericht Hagen. Jens Berndt, Richter am Landgericht Hagen: „In dem Zivilprozess ging es um einen Mietvertrag, den Herr R. angeblich 2004 mit der Klägerin geschlossen haben soll. Darin ist jedoch ein Mietzins von null Euro ausgewiesen und daher erklärte das Gericht den Vertrag als unzulässig. Weiterhin erklärte die Klägerin, dass es eine mündliche Absprache mit Herrn R. gegeben hätte: Sie habe bei ihrem Einzug eine hohe Summe an Renovierungskosten selbst eingebracht, weshalb R. ihr ein unbefristetes Wohnrecht eingeräumt hätte.“

Die Vollstreckung der Zwangsäumung lag während der Zeit des Verfahrens um die Abwehrklage auf Eis – über ein Jahr lang. Wie Jens Berndt bestätigt, habe die Lebensgefährtin von R. während des Verfahrens auch einmal eine Vollmacht einbringen wollen, in der es heißt, dass sie sich vor Gericht durch die JOH vertreten lassen wolle. Dieses Papier sei allerdings vom Gericht als Unfug abgebeten worden. Im Hintergrund des Zivilstreits um den Hof machte Stefan R. derweil eine zweifelhafte Karriere innerhalb der JOH. Anhand eines Rechtschreibfehlers in einem alten Dokument aus seinem Besitz konstruierte man bei der JOH einen wirren Familienstammbaum für das Neumitglied.

Letztlich attestierte die JOH Stefan R., dass er der Nachfahre von Friedrich Karl von Preußen sei. Die Schlussfolgerung der Reichsbürger: Da sich das nun versteigerte Grundstück von R. auf ehemaligen preußischen Boden befindet, sei es weiterhin in seinem Besitz. Auf der Homepage der JOH erklärt man ab sofort Stefan R. zum König von Preußen und gibt bekannt, dass der neue Regent des Staates Germaniniten sein königliches Kabinett besetzt hätte. Der selbst ernannte König Stefan von Preußen habe auch ein JOH-Mitglied namens „Der Honigmann“ zu seinem Konsul und Staatsrichter ernannt. „Der Honigmann“ alias Ernst Köwing ist kein unbekanntes Blatt in der Reichsbürgerszene. Der 70-jährige Mann aus dem niedersächsischen Varel vertritt rezentierend eine Verschwörungstheorie und volksverhetzende Inhalte in seinem Internet-Blog. Wegen Holocaustleugnung wurde er bereits 2012 vom Amtsgericht Varel zu sechs Monaten Haft auf Bewährung verurteilt. Ende Februar 2017 verurteilt dann das Landgericht

Oldenburg den Mann zu einer achtmonatigen Haftstrafe wegen der Verwendungs von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen und dem Verbreiten von Texten, die den Holocaust infrage stellen. Im Sommer 2016 wird über Köwings Seite auch ein bizarres Video verbreitet, das am Hermannsdenkmal in Detmold aufgenommen wurde. Unter dem Titel „Proklamation König Stefan I“ zeigt es Stefan R., der Stempel und Unterschrift auf ein buntes Fantasie-Papier setzt, umringt von mehreren mutmaßlichen Akteuren aus dem JOH-Umfeld.

Am Landgericht Hagen, wo nun der Zivilstreit um den Schalksmühler Bauernhof zu Ende geht, gehen fortan jetzt auch Briefe und Faxe ein, die R. als König von Preußen unterzeichnet, wie Richter Jens Berndt bestätigt. Am Mittag des 23. Februars 2017 sollen R. und seine Freundin beim letzten Verhandlungsgang noch mal aussagen. Auch die neue Hofbesitzerin ist geladen. Neben den Juristen ist die Werdohlerin dann auch die Einzige, die tatsächlich im Saal erscheint. Der Anwalt von R.s Lebensgefährtin legt ein ärztliches Attest vor, aus dem hervorgeht, dass seine Mandantin verhandlungsfähig sei. Der selbst ernannte König von Preußen fehlt unentschuldig, so Richter Berndt. Die Abwehrklage der vermeintlichen Mieter von Stefan R. wird endgültig abgewiesen. Zur selben Zeit steuert das Drama um Stefan R. auf dem Schalksmühler Hof dann seinem vorläufigen Höhepunkt zu. Während die Neueigentümerin in Hagen ankam, fährt ihr 37-jähriger Ehemann gemeinsam mit seinem Vater sowie dem elfjährigen Sohn der Familie am Hof vor.

Im Auto befindet sich eine Kettensäge. Was dann passiert, konnte die Staatsanwaltschaft Hagen bisher nur durch die Aussagen bei der späteren Vernehmung des 37-Jährigen rekonstruieren. „Der Mann hatte für die Mittagszeit damit gerechnet, dass sich die beiden Personen, die sich gegen den Auszug weigerten, bei Gericht aufhalten würden und glaubte, in Ruhe arbeiten zu können“, sagt Oberstaatsanwalt Gerhard Pauli. Arbeiten will der Werdohler mit der Kettensäge am Zaun, den Stefan R. um den Hof errichtet hat. Der soll nun fallen, die rechtsfähigen Käufer des Grundstücks wollen ihr Eigentum endlich betreten. Während der Eljähre im Auto geblieben sein soll, seien der 37-Jährige und sein Vater zum Zaun gegangen. Zunächst bemerkte laut Staatsanwaltschaft die Mieterin, dass am Zaun eine Motorsäge angesetzt wurde. Sie habe daraufhin Stefan R.

informiert. „Dieser kam nach Aussage des Werdohlers schreiend auf die beiden Männer zu und soll mit einem massiven, 80 Zentimeter langen, Plastikrohr auf den 37-Jährigen eingeschlagen haben“, sagt Pauli.

Der Werdohler habe sich in einer beengten Position in der Hocke befunden. Als die Schläge auf ihn niedergingen, habe er sich mit der laufenden Säge erhoben, nennt die Staatsanwaltschaft die Details. Dabei schneidet die Säge einen Unterarm von Stefan R. bis auf den Knochen, der andere wird annähernd komplett amputiert. Die Verletzungen von R. sind so schwer, dass er zu verbluten droht. Als die Rettungskräfte vor Ort eintreffen, muss ein Hubschrauber angefordert werden, um den Verletzten schnell in ein Dortmunder Krankenhaus zu fliegen. Dort wird dem 54-Jährigen in einer No-OP das Leben gerettet. Der Werdohler ließ sich von der Polizei in unmittelbarer Tatortnähe widerstandlos festnehmen, wurde aber bereits nach einigen Stunden wieder aus der Untersuchungshaft entlassen. Auch mehrere Wochen nach dem Vorfall ist Stefan R. noch nicht vernehmungsfähig, wie es von Seite der Staatsanwaltschaft Hagen heißt.

Gerhard Pauli werde die Ermittlung gegen den 37-Jährigen wegen Körperverletzung ermittelt, allerdings räume man ein, dass es sich um Notwehr gehandelt haben könnte. Ein Verfahren gegen Stefan R. wegen des Angriffs sei derzeit auch nicht ausgeschlossen. Obschon bei den Ermittlungen die Akte zum Verfahren um die Immobilie anhängend sei, weigert sich die Staatsanwaltschaft, mit einem „Reichsbürgervorfall“ zu sprechen. Ob der 54-Jährige nun der Kaiser von Preußen oder der Kaiser von China ist, ist derzeit für die Ermittlungen nicht von Belang“, sagt der Oberstaatsanwalt.

Was aber kurz nach Bekanntwerden des Zwischenfalls in den Sozialen Netzwerken passiert, ist bemerkenswert. Bei Facebook poltert eine Person unter dem Nutzernamen „Tinka Fotia“ zum Beispiel gegen Journalisten, die über den Fall berichten: „Wird es nicht langsam Zeit, dass den Menschen die Wahrheit erzählt wird? Das ist jetzt eure Chance! Die Menschen haben ein Recht darauf [...] fragt mal nach, um wen es sich handelt, wer da schwer verletzt wurde, nicht nur nach dem Namen fragen! Sondern wer es ist [...] Aber ihr dürft nicht weh sein, weil ihr dann die Nächsten seid! Ihr werdet euch noch alle wundern! Die Liste wird immer länger.“

Wie Jakob Gokl von der Schaumburger Zeitung im nieder-



Gegen die Reichsbürger regt sich Protest.



Die Namen von fast 30 Unternehmen aus ganz Deutschland befinden sich an dem Briefkasten einer angeltlichen Freikirche in Löhne.

sächsischen Rinteln unserer Zeitung erklärt, handelt es sich bei der Person hinter den Facebook-Beiträgen um eine Frau, die ebenfalls aus dem Umfeld der JOH stammt – Tina K. Eine gebürtige Dortmunderin, die 2009 im Extertaler Ortsteil Nösingfeld einen alten Hof mietete, um daraus laut eigener Aussage eine Kultur- und Bildungsstätte zu machen. Das 14.500-Quadratmeter-Grundstück wurde jedoch für esoterische Seminare und Treffen der JOH genutzt, wie sich später herausstellte. Im März 2016 wurde der Hof zwangsgeräumt – Tina K. und andere Reichsbürger hatten das Haus runtergeräumt und vermillt zurückgelassen.

Nicht der einzige Fall in der 27.000-Einwohner-Stadt, bei dem die JOH verbrannte Erde hinterließ. Im Ortsteil Goldbeck wird offensichtlich auch noch eine weitere Immobilie, die seit 2015 zwangsversteigert werden soll, von der Organisation genutzt. Am Briefkasten des abgelegenen Bauernhauses finden sich neben den Namen Jürgen Niemeyer und Axel Thiesmeier eine ganze Reihe weiterer Aufschriften: Freikirche Volksgemeinschaft Germaniniten, Menschenrechtsorganisation Justizopferhilfe, Kanzlei WAG JOH, Justiz-Opfer-Hilfe NRW/Deutschland, Freikirche WAG-

ACID, Büro Axel Thiesmeier. Nicht nur mit einer Vielzahl von Namen, sondern auch mit einer Unmenge an Papierverschwendung macht die JOH der Person hinter dem Briefkasten, nachts lassen die Reichsbürger die Faxgeräte von Ämtern und Behörden heiläufen. Da laufen Hunderte Seiten – manche davon auch unterzeichnet von Stefan R. – auf. Nicht nur eigene Pamphlete, auch ganze Bücher werden von der JOH verschickt.

Der Papierstapel, der sich im Ordnungsräum der Stadtverwaltung innerhalb eines Jahres angesammelt hat, führt beim Amtsleiter Ulrich Kipp längst ein halbes Fach des Aktenschanks. „Das meiste Zeug ist nicht mal ein uns adressiert, geht über einen Verteiler wohl an Hunderte von Adressen gleichzeitig“, sagt Kipp. Mit dem Papierkrieg versuchen die Reichsbürger wohl, die Verwaltungen lahmzulegen. Auch in der Lokalfredaktion der Schaumburger Zeitung rattert das Faxgerät nahezu ununterbrochen. Redakteur Jakob Gokl hat hier aufgeschlagen, sie kamen zum regelmäßigen den Karton unter dem Gerat leeren, weil ihr dann kollektive ungewollte Post der JOH einläuft. „Das ging los, als ich über die Reichsbürger berichtet habe. Da sind wir wohl in deren Verteiler gelangt“, sagt Gokl. Das ist aber nicht die einzige Reak-

tion der JOH auf kritische Berichterstattungen geblieben. „Vor der Redaktion standen sie auch mal den ganzen Tag und haben rumgepöbelt. Auf der JOH-Homepage wurde ich auch namentlich als BRD-Nazi diffamiert“, erzählt Jakob Gokl. Einen anderen Mitarbeiter der Zeitung bezeichnet die JOH im virtuellen Raum sogar als Kinderschänder, veröffentlichte seine Adresse und rief dazu auf, ihn über Weihnachten zu besuchen.“ Jakob Gokl:

„Gegen die Hetze auf der Homepage vorzugehen, ist auch für die Polizei schwierig, auf dem Server, auf dem die Seite liegt, in Hong Kong steht.“ In Opfer des Rufmords durch die JOH ist auch Volker Hegemann geworden. Vorsitzender im Bündnis „Gemeinsam für Vielfalt“ in Löhne. Im Sommer 2012 sind die Reichsbürger hier aufgeschlagen, sie kamen im Schleppzug eines Löhner Unternehmers in die Stadt“, erzählt Hegemann. Der Unternehmer Ralf W. betrieb lange Zeit einen Baummaschinenverleih in der Stadt. Als im Stadtzentrum die Räume eines ehemaligen Autohauses kaufte und mit seinem Betrieb bezog, richteten sich auch Jürgen Niemeyer und Axel Thiesmeier hier ein Büro ein. Plötzlich wurden die Schaufenster von

Eine Chronik des baulichen und politischen Scheiterns

Seit die Eröffnung des Flughafens Berlin Brandenburg (BER) im Juni 2012 abgesagt wurde, ist die Baustelle in Schönefeld das wichtigste Recherche-thema der Berlin-Redaktion des Tagesspiegels. 2.000 Tage später fasst die Redakteurin die Fakten zusammen – kritisch und humorvoll.

Fast täglich berichten die Experten im Tagesspiegel über neue Skandale und Enthüllungen rund um den Flughafen. Täglich zählt die Redaktion die Tage seit der Nichteröffnung: 2.000 Tage waren es am 23. November 2017 – ein Grund für eine Sonderausgabe.

Auf sechs Seiten bieten die Redakteure eine Chronik des baulichen und politischen Scheiterns. Dabei geht es nicht nur um den Imageschaden, sondern vor allem auch um verschwendete öffentliche Gelder und verblende politische Verantwortung.

Das Dossier ist das Ergebnis langfristiger Planung, bei der auch die auffallende Optik stets mitbedacht wird. Die Redaktion macht eine aktuelle Bestandsaufnahme. Sie berichtet über das Kommen und Gehen von Verantwortlichen und gibt eine Übersicht der Probleme, vom Brandschutz bis zur Verkehrsanbindung, vom Lärmschutz bis zum Taxistreit.

Und die Reporter fügen der langen Liste der Skandale neue hinzu: Veröffentlicht wird ein exklusiver Bericht des TÜV, der beweist, dass nach fünfjähriger Sanierung des BER-Terminals selbst Systeme nicht richtig funktionieren, die bereits fertig schienen.

Anhand interner Vertrags- und Rechnungsunterlagen zeigt die Redaktion zudem, wie sich beteiligte Firmen an der Dauerbaustelle bereichern. Sie belegt, dass zum Beispiel ein Auftrag für Siemens von ursprünglich 9,7 auf inzwischen über 95 Millionen Euro gestiegen ist.

Das Dossier zeigt auch erstmals den internen Bauplan mit dem Brandschutzkonzept des Flughafens. Daran lässt sich erklären, warum die Mängelliste stetig länger wird – und der BER immer teurer.

Die Redaktion präsentiert nicht nur harte Fakten, sondern geht auch humorvoll mit dem Thema um. Zum Beispiel in einem Interview mit der fünfjährigen Flora, die genauso alt ist wie der Flughafen sein sollte.

Nach den Recherchen, deren Ergebnisse deutschlandweit zitiert wurden, hat die Redaktion wenig Hoffnung, dass der BER bald in Betrieb geht. Wenige Tage nach der Veröffentlichung bestätigt der Flughafenchef zentrale Teile der Recherche und verschiebt die Eröffnung auf Oktober 2020.

TAGESSPIEGEL
REBUN. CAUSAS. COGNOSCERE.

Kontakt: Anke Myrrhe, Stv. Ressortleiterin Berlin/Brandenburg, T +49 30 / 290 21-14 930, anke.myrrhe@tagesspiegel.de

Medium: Der Tagesspiegel
 Auflage: 111.000

Verbreitungsgebiet:

Deutschlandweit mit Fokus auf Berlin/Brandenburg

Anzahl Lokalteile: 1

Redaktionsgröße: Insgesamt: 150, Lokalredaktion: 31

Tipp:

„Das Besondere in diesem Projekt ist die Mischung aus harten Fakten und spielerischen Elementen. Dafür braucht man bei der Ideenfindung ein möglichst großes Team, in dem es keine Denkverbote gibt.“

Ein Kommen und Gehen

DAS PERSONAL
Als die Eröffnung 2012
platzte, war klar: Irgendwer
müßte jetzt, Seither herrscht
ein murres Kommen und
Gehen von Politikern und
Managern am Flughafen.



Der Erste, den es nach der geplätzten BER-Eröffnung erwischt, war
Technik-Chef Manfred Körtgen. Ihm
wurde auch übel genommen, dass
er neben dem Job seine Doktorarbeit
schrieb. Erst ein Jahr später
musste der Flughafen-Geschäftsführer
Rainer Schwarz (im
Bild) gehen, der jetzt dem
Airport Münster betreut.



Neues Personal kam zum Einsatz, aber nur
befristet. Der neue BER-Chef Hartmut
Mehdom stieg 2013 ein und zwei Jahre später
wieder aus. Für die Baustelle wurde Horst
Amman zuständig, der es mit Mehdom
aber nur ein paar Monate aushält. Ammans
Nachfolger Jochen Großmann wurde
straffällig, und musste 2014 gehen.



Auch Politiker kamen und
gingen. Der Regierende
Bürgermeister Klaus
Wewerelt (SPD) überließ
den Posten des BER-Aufsichtsratschefs
2013 kurzzeitig
dem Brandenburger
Landesdescher Matthias
Platzsch (SPD) und verabschiedete
sich ein Jahr später
aus der Politik.



Mit Karsten Mühlenfeld als
neuem Mann an der Spitze
der Flughafengesellschaft
setzte sich das Drama fort.
Auch der frühere Industrie-
manager hatte keine glückliche
Hand. Mühlenfeld
stieg 2015 ein – und
Anfang 2017 wieder aus.

Auch das noch

LÄRMSCHUTZ
Theoretisch haben die BER-Anwohner den wohl besten
Lärmschutz an einem Flughafen weltweit. Erfreut
sich allerdings erst nach einem Richterspruch. Die
Flughafengesellschaft hatte den Planfeststellungsbeschluss
zum Lärmschutz zunächst für sich
ausgelegt, dass sie glimpflicher davongekommen
und der Krach tagsüber dafür lauter geworden wäre.
Inzwischen nimmt man an, dass der bei Gericht
durchgesetzte Lärmschutz insgesamt rund 750 Millionen
Euro kosten wird. Veranschlagt war ursprünglich
weit weniger als die Hälfte der Summe.
Anspruchsberechtigt sind rund 26.000 Wohnheiten.
Im Tag- und Nachtfluggebiet liegen etwa
14.250 Wohnheiten, im reinen Nachtfluggebiet
weitere 11.750. Von 12.953 eingereichten Anträgen
für das Tag- und Nachtfluggebiet waren Ende Oktober
nach Angaben der Flughafengesellschaft 89 Prozent
abgearbeitet; im ausschließlichen Nachtfluggebiet
waren 96 Prozent der 8108 Anträge erledigt.
Nicht jeder Raum eines Hauses oder einer Wohnung
ist dabei nach den Vorgaben schützenswert. Anwohner
wollen hier in weiteren Klagen erreichen, dass
alle Wohnräume – unabhängig von der Höhe oder
Größe – schallschluckende Einbauten erhalten.
Den Einbau müssen die Eigentümer nach dem
Okay der Flughafengesellschaft selbst beauftragen.
Im Tag- und Nachtfluggebiet waren am Stichtag
31. Oktober allerdings nur bei 177 Einheiten die
Einbauten erfolgt. Dagegen gab es 5645 Entschädigungszahlungen, die fällig werden, wenn die Kosten
des Lärmschutzes 30 Prozent des Verkehrswertes
des Hauses übersteigen. Die Flughafengesellschaft
appelliert an die Betroffenen, sich mit dem Geld
trotzdem den Schutz einbauen zu lassen. Im Nachtfluggebiet
waren immerhin 1694 Maßnahmen
komplett umgesetzt.

Der Lärmschutz ist erst
in wenigen Häusern eingebaut.
Die Bahn kann nicht fahren,
wie sie soll – und
der Taxi-Streit bleibt ungelöst.
Nur das Hotel funktioniert,
allerdings ohne Gäste.
Eine Übersicht der Probleme
abseits der Baustelle

VON KLAUS KURPUJEWITZ

Auch die Wirtschaft spricht sich dagegen aus, weil
Flüge in den sogenannten Randzeiten für Interkontinentalstrecken
unerlässlich seien. Allerdings hat
Berlin zuletzt signalisiert, eine Ausdehnung des
Flugverbots auf 6 Uhr prüfen zu wollen.

TEGEL
Unklar ist derzeit nach dem erfolgreichen Volksentscheid
zum Weiterbetrieb von Tegel, ob der BER
Alteinstandort für den Linienflugverkehr der Region
Berlin-Brandenburg bleibt. Nach wie vor gibt es
unterschiedliche Auslegungen, ob – bei entsprechendem
politischen Willen – ein Offenhalten auch rechtlich
möglich ist. Nach derzeitiger Stand müsste der
Flugverkehr spätestens ein halbes Jahr nach der
vollständigen Inbetriebnahme der beiden Start- und
Landebahnen am BER geschlossen werden – unabhängig
von der Eröffnung des neuen Terminals.
Um keine Lex Tegel zu schaffen, hat man bei den
vorherrschenden Nutzungen der neuen Südbahn
die Piste nicht in der vollen Länge von vier Kilometern
freigegeben. Ob man mit diesem Trick auf
Dauer – oder zumindest die nächsten Jahre – Tegel
in Betrieb lassen könnte, ist allerdings fraglich. Da

so oder so schon Klagen angekündigt sind, dürfte
sich die Sache wieder erst vor Gericht entscheiden.
Und das kann dauern.

Den Weiterbetrieben von Tegel begründen die
Befürworter mit der ihrer Ansicht nach unzureichenden
Kapazität am BER. Die Flughafengesellschaft hat
aber inzwischen einen „Masterplan“ für den weiteren
Ausbau vorgelegt, der dazu führen soll, dass
auch bei einem weiteren Anstieg der Passagierzahlen
alle Flüge über den BER laufen können.

AIR BERLIN
Die Platte von Air Berlin hatte bei den Planern
niemand auf dem Schirm. Der BER sollte zum
Drehkreuz des Berliner Unternehmens werden – mit
Flügen nach Schönefeld bringen, umgekehrt sind
nur Taxis aus dem Landkreis Dahme-Spreewald für
Fahrten alle Flüge über den BER laufen können.

Aus dem Drehkreuz wird nun
nichts mehr werden. Air
Berlin hatte beispielsweise
mehrere Ziele in
den USA angezogen. Luft-
verkehrsministerin
Gabi Rittig (CDU)
hatte sich für eine
Verbindung
nach New York an.
Der Billigflieger
EasyJet, der 25
Air-Berlin-Flüge
übernehmen will,
plant zwar von
Januar an
regelmäßige
Flüge von
Tegel aus,
hat sich zu
Zielen aber
noch nicht
geäußert.

ANBINDUNGEN
Kernprojekt beim BER ist die schnelle Fahrt auf
der Schiene. Alle 15 Minuten in 20 Minuten vom
Hauptbahnhof zum BER – mit Halt am Potsdamer
Platz und in Südkreuz – ist das Ziel. Erreicht wird
es aber nicht vor 2026, denn erst dann ist
frühstens der Ausbau der Dresdener Bahn
abgeschlossen, auf der der Flughafen-Express,
FEX genannt, entlangrauschen soll. Der
Ausbau hat sich um Jahre verzögert, weil
Anwohner einen Tunnel durch Lichtenrade
gefordert hatten. Ihre Klage war vor dem
Bundesverwaltungsgericht am Ende
abgeschiedert.

Die Dresdener Bahn fertig ist, muss der FEX
andere Wege nehmen. Ein Zwischenziel kann
er aber wenigstens erreichen: Die Fahrt vom
Hauptbahnhof über Gesundbrunnen und am
Ostkreuz vorbei zum Flughafen. Weil eine fehlende
Brücke am Wiesenweg zwischen
Frankfurter Allee und Ostkreuz
den direkten Weg verbinde, wollten die
Planer den Airport-Express als Ringlinie
betreiben: zum BER vom Hauptbahnhof über
Südkreuz und zurück zum Hauptbahnhof
über Lichtenberg und Gesundbrunnen.
Die Fahrten der S-Bahn über die
Hilf- und Rückfahrt. Weil das Eisenbahn-
Bundesamt nicht den Einbau der neuen
Brücke nach jahrelangen Verzögerungen
genehmigt hat, könnten die
Angehörigen des BER auf dem
Tegel aus. Zwei Züge pro Stunde sollen
zunächst als Airport-Express fahren.
Hinzu kommen die stündlich
verkehrenden Linien RE7 (Dessau-Winsdorf-
Waldstadt) und RE14 (Neuen-
Flughafen) sowie die Fahrten der
S-Bahn im zehn-Minuten-Takt. Mehr als die
Hälfte der Passagiere und Beschäftigten
am Flughafen soll, so sehen es die
Pläne vor, mit dem Zug ihr Ziel
erreichen.

Auf der Straße erwarten Planer dagegen
einen hüfartigen Status. Anders als Tegel ist
der BER zwar nicht nur über lediglich
eine Zufahrt zu erreichen, die wird
auch teurer, und auf dem
Schönefeld-Zubringer A 113 gibt es
Riesenstau wegen der vielen
Polizeiautos, die im April zu einer
Anti-Flugzeugentführungs-
Übung auf dem BER anrückten.
Der Luftpatriot wird planmäßig
überwältigt, die Parlamentspiraten
erfreuen sich großer Beliebtheit. Das
gilt auch für Jan Stöb, der Michael
Müller als SPD-Landeschef
herausforderte.

Im Mai droht der Brexit, aber Berlin
hat andere Sorgen, nachdem am
9. Mai überraschend die BER-Eröffnung
abgesagt wurde. Der Alternativtermin
im August scheint fraglich; Experten
halten eher das Jahresende für
realistisch. Verkehrsminister Peter
Ramsauer (CSU) erklärt die
BER-Fertigstellung zur
Chefsache. 50.000
Menschen besichtigen die
Baustelle bei einem
Tag der offenen Tür.

Wenige Tage danach werden die
Hells Angels verboten und
Flüge nach 23 Uhr
in Tegel erlaubt. Stöb stürzt
Müller als SPD-Chef und
schwaicht damit auch
Wähler. Immerhin zeichnet
sich die Re-kommunalisierung
der Wasserbetriebe
samt Tarifregelung ab. Als
Eröffnungstermin für den
BER wird der 17. März 2018
gehandelt.

Im Juli besteht der
Neubau einen
Entscheidungstest.
Beim Mediapark
sind Nokia-Handys im
Angebot, bei der
Bahnhofen die
Klimaanlagen sind.
In Berlin die
Schulen auswandern.
Die Griechen
verkaufen
unbewegte Inseln,
in Syrien
artet der Kampf
der Regierung
gegen die

Rebellen in
Krieg
aus.
Stadentwickler
Jonny K.
aus
nichtigem
Anlass
totgeprügelt.
Der
BER
fordert
erst
Opfer:
Immer
wieder
prallen
Vögel
gegen
die
Glasfassade.
Im
November
mach
Air
Berlin
Schlagzeilen:
Die
Fluglinie
will
Daten
ihrer
Vollflieger
zu
Geld
machen
– und
millionenschweren
Schadensersatz
von
der
Flughafengesellschaft.
Immerhin
mach
das
Unternehmen
erstmals
nach
vier
Jahren
wieder
Gewinn.
In
den
USA
wird
Präsident
Barack
Obama
wiedergewählt.
Zum
Jahresende
gibt
es
schlechte
Nachrichten
für
SPD
und
Bahn:
An
der
Friedrichstraße
stürzen
Deckenteile
ab,
bei
der
S-Bahn
häufen
sich
die
Ausfälle,
und
Peer
Steinbrück
hat
Ärger
wegen
exorbitanter
Redehorizonte.
An
den
Berliner
Flughäfen
wurden
übers
Jahr
erstmals
mehr
als
25
Millionen
Passagiere
abgefertigt.
Wenn
das
so
weitergeht,
näher
sich
der
BER
schon
zur
Eröffnung
der
Kapazitätsgrenze.

weichtrecken
quilt
sich
der
Verkehr
durch
Wohngebiete
– zulasten
auch
der
Anwohner.

TAXIS
Als
dicker
Brocken
erweist
sich
immer
noch
ein
Problem,
das
vermeintlich
leicht
zu
lösen
ist:
Fahrten
mit
dem
Taxi
zum
und
vom
BER.
Derzeit
dürfen
nur
Berliner
Unternehmen
Fahrgäste
aus
der
Stadt
zum
Flughafen
nach
Schönefeld
bringen,
umgekehrt
sind
nur
Taxis
aus
dem
Landkreis
Dahme-Spreewald
für
Fahrten
vom
Flughafen
in
die
Stadt
zugelassen.
Die
jeweiligen
Rückfahrten
müssen
ohne
Fahrgäste
erfolgen.
Das
macht
die
Fahrten
betriebswirtschaftlich
teuer
– und
die
Leerfahrten
belasten
die
Umwelt
zusätzlich.
Eine
Vereinbarung,
die
Fahrgastfahrten
in
beide
Richtungen
zugelassen
hatte,
war
gekündigt
worden,
weil
man
sich
nicht
über
die
Modalitäten
einigen
konnte.
Inzwischen
gibt
es
den
Berliner
Vorschlag,
das
Taxi
aus
dem
Landkreis
an
fünf
vorgegebenen
Stellen,
etwa
an
Bahnhöfen
und
in
der
Stadt
Passagiere
bei
der
Rückfahrt
einsteigen
lassen
können,
wenn
dies
im
Gegenzug
auch
für
Berliner
am
Flughafen
gilt.
Dem
Landkreis
reicht
dies
aber
noch
nicht,
und
auch
beim
Preis
muss
man
sich
einigen.
Fahrten
mit
Taxis
aus
dem
Landkreis
sind
deutlich
teurer
als
bei
den
Berliner
Kollegen.
Und
im
Dezember
sollen
die
Preise
erhöht
werden.

GEWERBE
Die
Vermarkung
von
Flächen
für
Gewerbe,
Büros
und
Hotels
hatte
schon
vor
dem
geplanten
BER-Start
2012
begonnen.
Und
war
zum
Teil
erfolgreich
abgeschlossen.
So
sind
im
Segro
Airport
Park
an
der
Bundesstraße
B 96a
in
Schönefeld
nach
Angaben
des
Betreibers
die
ersten
erschlossenen
Flächen
voll
vermietet,
bis
Anfang
2018
werden
nun
erweitert.
Woanders
tat
man
sich
noch
schwer.
Auch
die
vom
Flughafen
geplante
Airport
City
vor
dem
Terminal
ist
noch
nicht
fertig.
Es
gebe
aber
ein
„lebhaftes
Interesse“
an
den
Flächen,
heißt
es
beim
Flughafen.
Kein
Glück
hatte
auch
die
Steigenberger-Kette.
Ihr
Hotel
am
Flughafen
ist
zwar
längst
fertig,
befindet
sich
aber
im
„Stillstandsbetrieb“.
Es
wurde
so
gepflegt
und
gewartet,
dass
es
jederzeit
kurzfristig
eröffnet
kann,
sagte
eine
Sprecherin.
Um
das
Haus
instand
zu
halten,
müssen
unter
anderem
regelmäßig
die
Wasserhähne
aufgedreht
und
die
Leitungen
gespült
werden.
Das
Licht
wird
ein-
und
ausgeschaltet,
die
Zimmer
geputzt.
Rund
um
die
Uhr
ist
Security
im
Haus
– auch
als
Brandschutz.
Auch
die
Rezeption
ist
stets
besetzt.
Zusätzlich
arbeiten
vier
Techniker
und
vier
Housekeeper
im
Hotel.
Nur
die
Gäste
fehlen
weiter.



TAGESSPIEGEL.DE

IM ANFLUG
Alles zum BER online
Auf unseren Online-Sonderseiten
finden Sie viele weitere Berichte,
Analysen und Fotoarbeiten zum
künftigen
Hauptstadt-Flughafen.
www.tagesspiegel.de/ber

IM ABFLUG
Alles zu Tegel online
Auch zum Flughafen Tegel haben
wir Sonderseiten. Hier können Sie
über die Frage abstimmen: Soll Tegel
nach Eröffnung des BER in Betrieb
bleiben?
www.tagesspiegel.de/txl

BER ups and downs

2000 Tage seit
Nichteröffnung*
22 + X Tage bis zur
Eröffnung**

* Der Flugbetrieb sollte ursprünglich am 3. Juni 2012 starten.
** Am 15. Dezember 2017 soll ein neuer Eröffnungstermin genannt werden. Bis dahin rechnen wir plus x.



Tegel und kein Ende. Mein Airport hat sechs Ecken, sechs Ecken hat mein Airport ... noch. Foto: Ralf Hirschberger/dpa

Grexit, Gauck und Giglio

Was im Jahr 2012 noch
alles geschah – auf dem
Boden der Tatsachen
Überschüssigen rechnen kann. Die neuerdings
mitregierende CDU schlägt den
Werbepflicht Thomas Heilmann als
Nachfolger für den kurz nach Amtsantritt –
zu Unrecht, wie sich später herausstellte
– havierten Justizsenator Michael
Braun vor. Innenminister Frank
Kenkel bringt seinen Parteifreund Klaus
Kandt als Polizeipräsidenten ins Gespräch.
Regiereminister Klaus Wewerelt formuliert
die Kernanliegen fürs Jahr. BER an den
Start bringen. A 100 weiterbauen,
S-Bahn flott kriegen. Im Überhigen mögen
die Fluglärmbetroffenen bitte endlich
Ruhe geben.
Im Bund ankert ein gewisser Philipp
Rösler gegen Pläne für eine Börsen-
steuer. Kanzlerin Angela Merkel wettet
ihm ab. Auf Usedom werden während
einer wochenlangen Kältewelle im Februar
min 29 Grad gemessen. Und der Liter
Benzin kostet mit 1,67 Euro (Diesel:
1,53) so viel wie nie. Dafür gibt's bei Lidl
Mangos für 79 Cent.

Kaum taut das Land wieder auf, streikt
die BVG und Joachim Gauck wird Bundes-
präsident. Das BKA stuft die Mordserie
des NSU nun offiziell als rechtsextrém
ein. Die Linksradiokanal treiben das
Guggenheim Lab durch Berlin, der
BNF-Neubau wird teurer, der Senat
forciert den
Neubau der
Landesbibliothek
am Tempelhofer
Feld. Schlecker
geht pleite,
Leiser
ebenso, während
die CSU immer
lauter für ihr
Betreuungsgeld
kämpft. Die A 100
wird auch teurer,
und auf dem
Schönefeld-Zubringer
A 113 gibt es
Riesenstau wegen
der vielen
Polizeiautos, die
im April zu einer
Anti-Flugzeugentführungs-
Übung auf dem
BER anrückten.
Der Luftpatriot
wird planmäßig
überwältigt, die
Parlamentspiraten
erfreuen sich großer
Beliebtheit. Das
gilt auch für Jan
Stöb, der Michael
Müller als SPD-
Landeschef
herausforderte.

Rebellen in
Krieg
aus.
Stadentwickler
Jonny K.
aus
nichtigem
Anlass
totgeprügelt.
Der
BER
fordert
erst
Opfer:
Immer
wieder
prallen
Vögel
gegen
die
Glasfassade.
Im
November
mach
Air
Berlin
Schlagzeilen:
Die
Fluglinie
will
Daten
ihrer
Vollflieger
zu
Geld
machen
– und
millionenschweren
Schadensersatz
von
der
Flughafengesellschaft.
Immerhin
mach
das
Unternehmen
erstmals
nach
vier
Jahren
wieder
Gewinn.
In
den
USA
wird
Präsident
Barack
Obama
wiedergewählt.
Zum
Jahresende
gibt
es
schlechte
Nachrichten
für
SPD
und
Bahn:
An
der
Friedrichstraße
stürzen
Deckenteile
ab,
bei
der
S-Bahn
häufen
sich
die
Ausfälle,
und
Peer
Steinbrück
hat
Ärger
wegen
exorbitanter
Redehorizonte.
An
den
Berliner
Flughäfen
wurden
übers
Jahr
erstmals
mehr
als
25
Millionen
Passagiere
abgefertigt.
Wenn
das
so
weitergeht,
näher
sich
der
BER
schon
zur
Eröffnung
der
Kapazitätsgrenze.

Wohnungen
verkauft, die
Mieten steigen.
Am
Alexanderplatz
wird der
Jugendliche
Jonny K.
aus
nichtigem
Anlass
totgeprügelt.
Der
BER
fordert
erst
Opfer:
Immer
wieder
prallen
Vögel
gegen
die
Glasfassade.
Im
November
mach
Air
Berlin
Schlagzeilen:
Die
Fluglinie
will
Daten
ihrer
Vollflieger
zu
Geld
machen
– und
millionenschweren
Schadensersatz
von
der
Flughafengesellschaft.
Immerhin
mach
das
Unternehmen
erstmals
nach
vier
Jahren
wieder
Gewinn.
In
den
USA
wird
Präsident
Barack
Obama
wiedergewählt.
Zum
Jahresende
gibt
es
schlechte
Nachrichten
für
SPD
und
Bahn:
An
der
Friedrichstraße
stürzen
Deckenteile
ab,
bei
der
S-Bahn
häufen
sich
die
Ausfälle,
und
Peer
Steinbrück
hat
Ärger
wegen
exorbitanter
Redehorizonte.
An
den
Berliner
Flughäfen
wurden
übers
Jahr
erstmals
mehr
als
25
Millionen
Passagiere
abgefertigt.
Wenn
das
so
weitergeht,
näher
sich
der
BER
schon
zur
Eröffnung
der
Kapazitätsgrenze.

Partnerschaften im Libanon intensiv und kritisch begleitet

Fünf Gemeinden im Westallgäu planen Projektpartnerschaften mit Kommunen im Libanon. Es sind die ersten Vorhaben dieser Art in Deutschland. Eine Journalistin berichtet engagiert und kritisch und begleitet die Delegation in den Libanon. Ein schmaler Grat zwischen Nähe und Distanz, der gelingt.

Städte- und Ortspartnerschaften gibt es vielerorts. Dass sich aber kleine Landgemeinden entwicklungspolitisch engagieren, ist ungewöhnlich. Ein Projekt des Entwicklungsministeriums regt genau das an – und ausgerechnet fünf kleine Gemeinden im Westallgäu haben sich als erste in Deutschland bereit erklärt, Projektpartnerschaften mit Kommunen im Libanon zu begründen. Ziel des Programms ist es, Gemeinden in den Nachbarländern Syriens, die Flüchtlinge in großer Zahl aufnehmen und versorgen, bei dieser Aufgabe zu unterstützen.

Als die ersten zwei Dorfbürgermeister im Westallgäu ihr Interesse an der Initiative bekunden, löst dies intensive Diskussionen aus – in den Gemeinderatsgremien und in der Bevölkerung. Das Projekt ist deshalb besonders interessant, weil es – nach der Ankunft und Unterbringung vieler Flüchtlinge in den vergangenen Jahren – der zweite Themenbereich ist, bei dem die große Politik direkt in die Kommunen ausstrahlt.

Lokalredakteurin Ingrid Grohe begleitet die Initiative von Beginn an. Sie will die Leser und Leserinnen unmittelbar an dem Prozess teilhaben lassen. Als eine Sondierungsreise von Kom-

munalvertretern ansteht, dringt sie darauf, mitzufahren. Hartnäckig besteht sie auf ihrem Plan und überzeugt schließlich die beteiligten Behörden und Organisationen sowie das eigene Haus.

Durch ihre Teilnahme an der Reise gerät die Journalistin in ungewohnte Nähe zu denjenigen, über die sie berichtet. Sie schafft es, Distanz zu halten – durch kritische Fragen und größtmögliche Transparenz ihrer Arbeit.

Die kleine Lokalredaktion gibt der Redakteurin den Freiraum für diese intensive Begleitung. Aus dem Libanon schickt Ingrid Grohe Texte und Fotos an ihre Redaktion, die Kolleginnen und Kollegen kümmern sich um eine ansprechende Aufmachung im Blatt.

Die Leserinnen und Leser verfolgen die Berichte aus dem Libanon aufmerksam. Bei anschließenden Informationsveranstaltungen und in Gemeinderatssitzungen beziehen sich viele Äußerungen auf die Artikel. Ein komplexes Thema wird verständlich gemacht und die öffentliche Diskussion mit Informationen und Eindrücken bereichert.

Der Westallgäuer

Kontakt: Ingrid Grohe, stv. Leiterin Lokalredaktion Weiler, T +49 8387 / 39928, grohe@azv.de

Medium: Der Westallgäuer

Auflage: Knapp 8.000, Reichweite 22.000

Verbreitungsgebiet: Landkreis Lindau mit angrenzenden Orten in Württemberg

Anzahl Lokalteile: Der Westallgäuer ist einer von 8 Lokalteilen der Allgäuer Zeitung Kempten.

Redaktionsgröße: 4,5 Redakteurstellen

Tipp:

„Wichtig für diese Berichterstattung ist ein enger Kontakt zu den beteiligten Kommunalpolitikern und ein offener Umgang mit ihnen. Dennoch muss man immer wieder auf die eigene Rolle und entsprechende Distanz verweisen.“

So geht es weiter

- Vom 5. bis 12. November bereist die 15-köpfige Delegation den Libanon.
- Vorbereitet und begleitet wird die Sondierungsreise von Mitarbeitern der Organisation „Engagement Global“ sowie zwei Fachleuten, die aus dem Libanon stammen und für internationale Initiativen tätig sind.
- Im Verlauf der Woche besucht die Delegation einige Gemeinden, beziehungsweise Gemeindeverbände, im Norden und Osten des Landes.
- Die Delegation trifft in Beirut auch Vertreter der deutschen Botschaft und von einigen Nichtregierungsorganisationen.
- Nach ihrer Rückkehr informieren die Delegationen ihre jeweiligen Gemeinden über ihre Begegnungen und mögliche Ideen zu Projektpartnerschaften.
- Um solche Partnerschaften zu realisieren, bedarf es weiterer Beschlüsse der Gemeinderäte. (ins)

Geografische Lage



In Gruppen erarbeiteten die Workshop-Teilnehmer verschiedene Themen – und Fachleute aus dem Libanon erläuterten ihnen ihr Land.

Fotos: Ingrid Grohe

Ein erster Schritt in Richtung Nahost

Projekt Die Delegierten von fünf Gemeinden bereiten sich in einem dreitägigen Seminar auf ihre Reise in den Libanon vor. Sie erfahren von befremdlichen Strukturen und erstaunlichen Leistungen der dortigen Gesellschaft

VON INGRID GROHE

Westallgäu/Wohlbrechts Fünf Westallgäuer Gemeinden machen sich auf in den Nahen Osten, um zu erkunden, ob sie dort helfen und was sie dort lernen können. Nachdem die Gemeinderäte von Heimenkirch, Gestraz, Hergatz, Offenbach und Amtzell per Beschluss eine Sondierungsreise in den Libanon befürwortet hatten, um dort die Möglichkeit von Projektpartnerschaften auszutloten, traf sich in dieser Woche die Delegation, die Anfang November die Fahrt antritt, zu einem Vorbereitungsseminar in Wohlbrechts. Das zuvor eher diffuse Bild des Libanon wurde in diesen drei Tagen konkreter, und die Überzeugung verfestigte sich bei den Teilnehmern, dass Austausch auf kommunaler Ebene für beide Seiten gewinnbringend sein kann.

Es ist ungewöhnlich, dass kleine Gemeinden Entwicklungsprojekte auf anderen Kontinenten starten. Wie unmittelbar sie vom weltpolitischen Geschehen betroffen sind, haben die Kommunen indes deutlich erlebt, als im Zuge der weltweiten Fluchtbewegungen auch Hunderttausende Menschen nach Deutschland kamen, deren Aufnahme und Versorgung letztlich die Gemeinden zu stemmen haben.

Libanesischen Gemeinden stehen vor den gleichen Problemen – in ganz anderen Dimensionen: „Wenn ein 6000-Einwohner-Ort 36000 Flüchtlinge unterbringt, dann weiß man, warum man das Flüchtlingskrisen nennt“, verdeutlichte der Referent André Sleiman die Situation in seinem Heimatland. Solche Kommunen bei der Bewältigung alltäglicher Aufgaben zu unterstützen, ist der Ursprungsgedanke des vom Entwicklungsministerium gestarte-

ten Projekts „Kommunales Know-how für Nahost“, an dem die Westallgäuer teilnehmen. Begleitet werden sie dabei von der Organisation „Engagement Global“, die auch das Seminar gestaltete.

Geschichte, geopolitische Lage, politisches System, Verwaltungs- und Bevölkerungsstruktur waren Themen der aus dem Libanon stammenden Referenten, die international tätig sind und teilweise in Deutschland studierten und leben. Das Bild, das sie von ihrem Land zeichnen, hat viele Brüche und Widersprüche, die den Allgäuern befremdlich erschienen. So ist Korruption im Libanon ebenso gängig wie großzügiges soziales Engagement. Der Proporz in den Machtpositionen, der zwischen

Christen und Moslems ungeschrieben vereinbart ist und seit dem blutigen Bürgerkrieg (1975 bis 1990) den Frieden sichern soll, lässt sich offenbar nur durch das Festhalten an überkommenen Wahlgesetzen und Machterhalt der alten Eliten garantieren. Die Hisbollah, von Teilen der westlichen Welt als Terrororganisation geächtet, fungiert im Libanon als Teil der Regierung und erfüllt auch gesellschaftliche Funktionen.

Die Strukturen im Libanon und deren Funktionieren zu verstehen, ist für Europäer nicht leicht. Den Referenten des Seminars gelang es jedoch, den Blickwinkel der Delegationsmitglieder zu weiten und Zusammenhänge darzulegen. Die Tatsache etwa, dass der libanesischen

Zentralstaat bei Aufgaben der Grundversorgung wie Energie oder Rettungsdienst unzuverlässig ist und teilweise versagt, führt zu starken bürgerschaftlichen Initiativen in den Gemeinden.

Parallel zum dichten Informationsfluss machten sich die Seminar Teilnehmer Gedanken über mögliche Projekte. Als erste Ansatzpunkte fielen die Begriffe Bildung, Jugendarbeit, regenerative Energien, Organisation von Ehrenamt, Wasserversorgung, Verwaltungsorganisation, Abwasser- und Müllentsorgung. Darüber hinaus formulierten Gemeindevertreter wiederholt Völkerverständigung und Horizonterweiterung als Ziel ihrer Mission. Kontakte in Herkunftsregionen der Flüchtlinge könnte das Verstehen

dieser Menschen, ihrer Situation und Mentalität erleichtern, so die Hoffnung.

Als Projektpartner kommen im Libanon nur Gemeinden in Frage, deren Leitung gut funktioniert und das Leben ihrer Bevölkerung verbessern will. Eine Zusammenarbeit mit dem alleinigen Fokus der Flüchtlingsversorgung werde auf wenig Resonanz stoßen, machten die Referenten deutlich. Wie in Deutschland berge auch dort die einseitige Unterstützung der Geflüchteten die Gefahr von Ressentiments – zumal die Zahl der Schutzsuchenden unvergleichlich größer ist. Die Stärkung einer bei der Flüchtlingsversorgung engagierten Gemeinde werde letztlich gerade den Flüchtlingen zugute kommen.

Die Delegationsteilnehmer und ihre Beweggründe

GEMEINDE HEIMENKIRCH

● **Georg Lindl**, 51 Jahre alt, Umweltpädagoge und Landwirt, sieht in einer Projektpartnerschaft die Möglichkeit, Verantwortung zu übernehmen für Prozesse im globalen Kontext. Er hofft, auch vom Libanon lernen zu können und möchte seine Fähigkeiten in Umweltpädagogik und Jugendarbeit einbringen.

● **Sölve Kanetzki**, 54, Betriebswirtin im Handwerk, findet es besser, Regionen zu unterstützen, die aktuell viele Flüchtlinge beherbergen, anstatt zu sagen: „Wir machen die Tür zu“.

● **Markus Reichart**, 43, Bürgermeister, will das Engagement der Westallgäuer im Libanon nicht als „Hilfskonvoi“ verstanden wissen. Er glaubt vielmehr, sie könnten von der anderen Seite profitieren, weil der Austausch für die Flüchtlingsproblematik und weltweite Zusammenhänge sensibilisiere.

GEMEINDE GESTRAZ

● **Bettina Ostrowski**, 46, Grafikerin, möchte sich ein Bild von einem Nahost-Land machen, das eine enorme Misse zu bewältigen hat. Ihre Eindrücke will sie ihrer Heimatgemeinde vermitteln.

● **Johannes Buhmann**, 64, Bürgermeister, möchte helfen, Flüchtlingen in ihren Herkunftsregionen ein lebenswertes Leben zu ermöglichen – „bis dieser Wahnsinnskrieg zu Ende ist“.

GEMEINDE HERGATZ

● **Christian Renn**, 44, Betriebswirt, Dritter Bürgermeister, hält den Ansatz, Hilfe vor Ort zu leisten, für richtig.

● **Karl Laukel**, 69, Betriebswirt, war als Industriekaufmann und IT-Fachmann im Gesundheitswesen viel im Nahen Osten unterwegs und hat mit den Menschen dort zusammengearbeitet. Er möchte seine Erfahrung einbringen.

● **Heike Kirchmann**, 49, Sozialwirtin,

glaubt, eine Projektpartnerschaft könnte in den Allgäuer Kommunen Bewusstsein schaffen für die Situation in der Herkunftsregion der Flüchtlinge – und umgekehrt.

GEMEINDE OFFENBACH

● **Stefan Straub**, 45, Wirtschaftsingenieur, glaubt, dass die weltweite Migration auch mit dem Allgäu zu tun hat. Er ist in der Flüchtlingsarbeit am Ort engagiert und will für diese Aufgabe neue Perspektiven gewinnen.

● **Herbert Bader**, 60, Mairemeister, möchte vor Ort helfen und dabei seine Erfahrungen bei der Nepal-Hilfe einbringen. In dem Himalaya-Staat hat er erfahren, dass Direkthilfe viel bewirken kann.

● **Werner Fehr**, 58, pensionierter Berufssoldat, hat auf Urlaubsreisen viele sinnvolle Hilfsprojekte gesehen. Sie vor Ort ein Bild zu machen und Hilfe

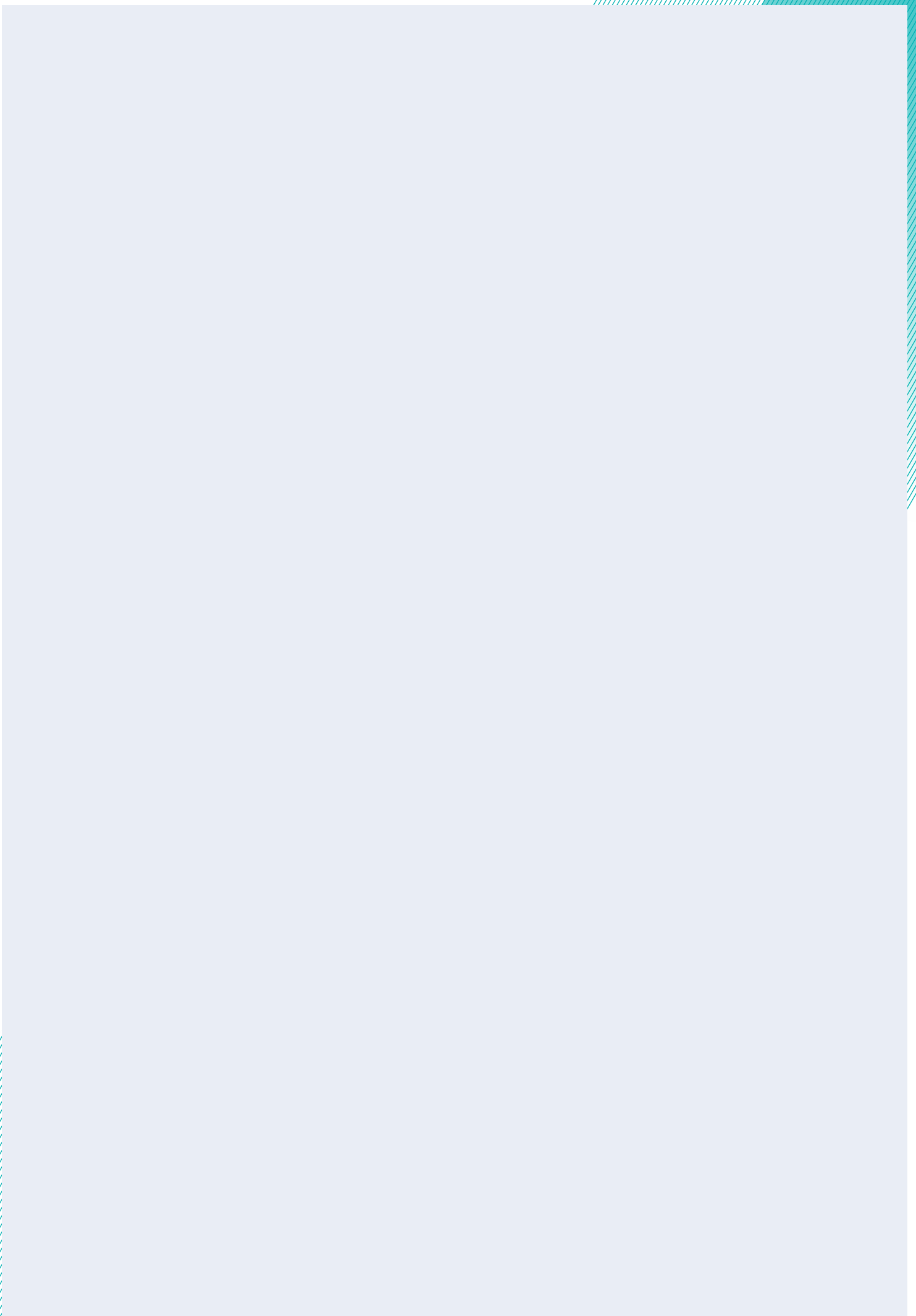
zu begleiten, hält er für wesentlich für den Erfolg.

GEMEINDE AMTZELL

● **Arno Leisen**, 66, Informatiker, beherbergt einen syrischen Flüchtling. Für die Projektzusammenarbeit mit libanesischen Gemeinden ist es ihm wichtig, dass die Allgäuer nicht als Lehmschleifer auftreten.

● **Paul Locherer**, 62, ehemaliger Bürgermeister und Landtagsabgeordneter, war viel international unterwegs und engagiert sich in der Flüchtlingshilfe. Die Fluchtursachen anzuschauen und einen Beitrag zur Linderung zu leisten, ist in seinen Augen erforderlich für sinnvolle Flüchtlingsarbeit.

● **Verena Mayer**, 52, Lehrerin, engagiert sich in der Flüchtlingsarbeit. Ihren Einsatz möchte sie auch über die kommunale Ebene hinaus, in einem größeren Zusammenhang leisten. (ins)



Wirtschaft lokal

Kritischer und kompetenter Blick auf Arbeit, Geld und Geschäftsleben

All business is local. Hier vor Ort arbeiten die Menschen, hier wird das Geld verdient, hier wird es ausgegeben. Wirtschaftsthemen im Lokalen betreffen alle Bürger und sind bester Lesestoff. Allerdings nur, wenn die Redaktion über die standardisierten Antworten auf Bilanzpressekonferenzen und das von den Unternehmen gelieferte PR-Material hinausdenkt. Gute Lokalredaktionen orientieren sich an den Anforderungen der Gesellschaft und der Lebenswelt der Menschen, liefern Hintergrund und Analyse. Kritisch und kompetent gehen sie Tipps und Gerüchten nach. Und sie entwickeln eigene Ideen, mit denen sie die Wirtschaftswelt für die Leser transparent machen.

Auch ohne Abitur gibt es gute Job- und Karrierechancen

Einerseits herrscht ein starker Trend zur Akademisierung, andererseits fehlen in vielen Branchen Fachkräfte. Auch ohne Abitur können junge Leute gute Jobs bekommen und Karriere machen. Dafür gibt eine Serie der Braunschweiger Zeitung Beispiele. Zugleich stellt die Zeitung Berufe vor, für die Auszubildende gesucht werden.

Die Idee zur Serie „Karriere ohne Abitur“ hat Andreas Schweiger, der Leiter des Wirtschaftsressorts, entwickelt. Er will unter anderem zeigen, welche Karrierechancen auch ohne Abitur bestehen. Dafür werden positive Beispiele aus dem Verbreitungsgebiet der Braunschweiger Zeitung gezeigt. Parallel zur Serie werden Berufe vorgestellt, bei denen es in der Region die höchsten Zahlen an noch unbesetzten Lehrstellen gibt. Die Präsentation der Berufe hat stets dasselbe Schema: Vorstellung, Voraussetzungen, Bezahlung.

Die Serie, umgesetzt von Wirtschaftsredakteurin Hannah Schmitz, hat vier Folgen. Der erste Teil geht der Frage nach: Macht nur das Abitur glücklich? Zum einen in einer Hintergrundgeschichte, die die steigenden Abiturientenzahlen dem Fachkräftemangel in Industrie, Handel und Handwerk gegenüberstellt. Zum anderen in einem Porträt über einen Ausbilder bei einem Mittelständler, der erklärt, warum er am liebsten Hauptschüler als Auszubildende einstellen würde.

Die zweite Folge zeigt, dass Bewerber ohne Abitur auf dem Arbeitsmarkt sehr gefragt sind, insofern sie gute Noten haben. Dazu wird ein Glas- und Gebäudereiniger porträtiert, der sich mit Hauptschulabschluss zum Betriebsleiter hochgearbeitet hat.

Im dritten Teil bekommen Schüler Tipps und Informationen, damit sie herausfinden können, welcher Beruf zu ihnen passt. Ein Auszubildender in einer Eisengießerei erzählt zudem, wie seine Berufswahl abgelaufen ist.

Die letzte Folge widmet sich dem Fachkräftemangel und zeigt auf: Wo die Lehrbedingungen schwierig sind, sind Azubis besonders rar. Von schlechten Arbeitsbedingungen in der Gastronomie berichtet zum Beispiel ein Jugendgewerkschafter. Ein Porträt einer Auszubildenden in der Pflege stellt auch die positiven Seiten des Berufs heraus.

Die Resonanz auf die Serie ist sehr erfreulich. Leser berichten von eigenen Erfahrungen. Betriebe melden sich, weil ihnen das Thema Fachkräftemangel unter den Nägeln brennt.

Tipp:

„Die Serie sollte verschiedene Perspektiven berücksichtigen: der Auszubildenden mit und ohne Abitur, der Vermittler von Ausbildungsstellen, Pädagogen, ausbildenden Unternehmen oder der Industrie- und Handelskammern.“

Kontakt: Armin Maus, Chefredakteur, T +49 531 / 39 00 301, chefredaktion@bzv.de

Medium: Braunschweiger Zeitung
Auflage: Circa 103.000

Verbreitungsgebiet: Braunschweig, Wolfsburg, Salzgitter, Kreis Peine, Kreis Wolfenbüttel, Kreis Helmstedt, Kreis Gifhorn

Anzahl Lokalteile: 7

Redaktionsgröße: 85 Redakteure

Mittwoch, 12. Juli 2017

WIRTSCHAFT

Serie: Karriere ohne Abitur

Alle wollen Abi machen

Die Handwerkskammern fordern, die Berufsorientierung an Gymnasien auszuweiten – damit mehr Schüler Lehrlinge werden.

Von Hannah Schmitz

Braunschweig. Die Pressemitteilung der Industriegewerkschaft Bauen-Agrar-Umwelt (IG Bau) klingt wie ein Hilferuf. „Zahl der Gesellenprüfungen geht um 22 Prozent zurück“ schrieb im Februar der Bezirksverband Braunschweig-Goslar in fetten Lettern. Vom Gesellen-Schwund ist die Rede und von einem „besorgniserregenden Trend“. Statt zum Bau oder in andere Gewerke zu gehen, machten immer mehr potenzielle Lehrlinge Abitur und gingen dann an die Universität.

Tim Hennecke von der Agentur für Arbeit in Braunschweig kam diesen Hang zum Abitur bestätigen. In seiner Berufsberatung für Haupt-, Real- und IGS-Schüler betreut er Schüler ab der achten Klasse. „Gefühlt sind es erst einmal rund 70 Prozent der Schüler, die nach der zehnten Klasse weitermachen wollen.“ Manche von ihnen seien noch nicht reif für eine Ausbildung, andere hätten Sorge, dass sie nach einer Ausbildung für immer und ewig in dem einen Beruf hängen bleiben.

„Wir versuchen, den Jugendlichen aufzuzeigen, dass diese Ängste unbegründet sind. Es gibt immer Perspektiven und die Möglichkeit, weiter aufzusteigen, sogar noch einen höheren Abschluss zu erwerben und studieren zu gehen“, sagt Hennecke. Bei vielen der Schüler beobachte er jedoch die Überzeugung: Mit Abitur komme ich weiter und verdiene später mehr.



Dachdecker bei der Arbeit – den Handwerkern in Niedersachsen fehlen zunehmend die Fachkräfte. Foto: Reichel/dpa



„Wir haben den Wert der mittleren Bildung aus den Augen verloren.“

Jürgen Böhm, Bundesvorsitzender des Verbands der Realschullehrer

Genau hier müsse die Politik ansetzen, sagen die niedersächsischen Handwerkskammern sowie die Industrie- und Handelskammern in Niedersachsen (IHKN). Man müsse mehr Schüler für die duale Ausbildung begeistern, et-

wa durch Partnerschaften zwischen Unternehmen und Schulen. Die Kammern nehmen besonders die allgemeinbildenden Schulen ins Visier: „Wir fordern den systematischen und qualitativ hochwertigen Ausbau der Berufsorientierung

an allen allgemeinbildenden Schulen“, erklärt Frank Hesse von der IHKN. Auch die Handwerkskammern sehen in den Orientierungsangeboten an Gymnasien einen Schlüssel für Erfolg. Dadurch könnten junge Menschen ohne überflüssige Umwege und Schleifen direkt nach dem Abschluss an den allgemeinbildenden Schulen in eine duale Berufsausbildung starten.

Die IG Bau Braunschweig-Goslar übt hingegen auch Selbstkritik: Die Bau-Branche werde nur mehr Schulabgänger gewinnen, wenn sich neben dem Einkommen

REGIONALER AUSBILDUNGSMARKT
Wie viele Bewerber suchen noch eine Stelle?
2757 Bewerber*

Wie viele Lehrstellen sind noch unbesetzt?
3293 offene Stellen*

Die Top 5 der noch offenen Ausbildungsplätze:
1. Verkäufer/in
2. Altenpfleger/in
3. Kaufmann/-frau für Versicherungen und Finanzen, Fachrichtung Versicherung
4. Kaufmann/-frau für Einzelhandel
5. Koch/Köchin Stand: 11. Juli

*Stand: Juni 2017, Quelle: Arbeitsagentur Braunschweig-Goslar, Helmstedt, Hildesheim

zünftig eine Ausbildung. Ein halbes Jahr nach Verlassen der Hochschule haben 43 Prozent von ihnen eine Berufsausbildung aufgenommen, rund 31 Prozent sind erwerbstätig.

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat eigens dazu ein Internetportal angelegt mit dem Namen „Studienabbruch – und dann?“. Dort beantwortet es Fragen und bildet Berufswege von Studienabbrechern ab.

Hildegard Sander, Geschäftsführerin der Handwerkskammer Niedersachsen kritisiert die „einseitige, vielfach vorschnelle Ausrichtung auf das Studium“ in Schulen. „Es sollte stärker darauf geachtet werden, dass die jungen Menschen nicht ins Studium gelenkt werden, wenn dieses eigentlich nicht ihren Fähigkeiten und Talenten entspricht“, sagt sie. Auch der Bundesvorsitzende des Verbands der Realschullehrer, Jürgen Böhm, bedauert solche Lebensläufe: „Sie haben zwei bis drei Jahre ihres Lebens nicht genutzt.“

Der Schulleiter einer Realschule in Bayern glaubt, dass die Gesellschaft und die Wirtschaft „den Wert mittlerer Bildung aus den Augen verloren“ hätten. Leidtragende der Entwicklung sei auch die Realschule. Allerdings, glaubt er, finde inzwischen eine Art „Renaissance“ des Realschulabslusses statt. „Ich höre immer häufiger von Unternehmen und Verbänden, dass sie Auszubildende mit einem Realschulabschluss wollen“, sagt er.

auch die Arbeitsbedingungen und das Image der Branche verbessern würden.

Jeder Dritte bricht sein Studium in den ersten Semestern ab

Der Wunsch nach mehr Berufsorientierung an allgemeinbildenden Schulen begründet sich auch mit der hohen Zahl an Studienabbrechern. Nach einer aktuellen Studie des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung brechen 29 Prozent der Studierenden ihr Studium zu einem frühen Zeitpunkt ab. Die Mehrheit der Abbrecher beginnt

„Ich würde lieber Hauptschüler als Abiturienten einstellen“

Sören Pape ist Ausbilder bei Braunschweiger Flammenfilter. Er selbst hat die Realschule abgeschlossen.

Von Hannah Schmitz

Braunschweig. Sören Pape ist seit 2016 Leiter der gewerblichen Ausbildung bei dem Unternehmen Braunschweiger Flammenfilter. Der mittelständische Betrieb liegt in einem Braunschweiger Industriegebiet und stellt Filter und Ventile her, die in Tanks und Leitungen vor Explosionen schützen. Pape bildet Industrie- und Zerspanungsmechaniker aus. Am liebsten würde er nur Real- und Hauptschüler anlernen. „Abiturienten nutzen eine Ausbildung häufig nur als Sprungbrett, die halten wir nicht hier“, sagt er.

Einer seiner Auszubildenden ist Jannis Mahler, 20. Er lernt im zweiten Jahr Zerspanungsmechaniker und will nach seiner Ausbildung im Betrieb bleiben – „erstmal“. Damit beschäftigt er vielleicht die Befürchtungen von Pape – Mahler ist Abiturient.

Pape selbst hat einen Realschulabschluss und eine beachtliche Karriere hingelegt. Der 48-Jährige hat bei MAN-Nutzfahrzeuge Industrie-mechaniker gelernt. Anderthalb Jahre arbeitete er dort nach Ausbildungsende im Schichtbetrieb in der Produktion. „Das war

mir nicht anspruchsvoll genug. Eigentlich wollte ich Maschinen instand halten“, erzählt er. Was tun? Meister zu werden war für ihn keine Alternative – „dafür war ich viel zu frisch da“. Er entschloss sich, den staatlich geprüften Techniker im Maschinenbau oben aufzusetzen – und kündigte. Pape finanzierte sich die berufliche Weiterbildung durch Ersparnisse, zusätzlich bezog er Bafög.

1994 kam er dann zu Bühler in Braunschweig. Das Unternehmen produziert unter anderem Maschinen zur Herstellung von Nahrungsmitteln wie Schokolade oder Pasta. Was als Maßnahme des damaligen Arbeitsamtes begann, führte ihn schließlich zu einer unbefristeten Stelle als Ausbilder. Mit einem Kollegen betreute er dort mehr als 17 Jahre lang bis zu 20 Auszubildende pro Jahrgang.

Zeugnissnoten und persönlicher Eindruck zählen

Mit Mitte 40 war es dann Zeit für ihn für einen Wechsel. „Jetzt geht es noch einmal los“, habe er gedacht. Bei Braunschweiger Flammenfilter ging Anfang 2016

Ein Filter, der als Explosionsschutz zum Beispiel in Leitungen eingesetzt wird.



Ausbilder Sören Pape (Mitte) mit Lisa Brandes und Jannis Mahler an der Drehmaschine. Die Auszubildenden sind im zweiten Lehrjahr bei Flammenfilter und werden Zerspanungsmechaniker. Fotos: Schmitz

ein Ausbilder in Rente, Pape kam. Hier betreut er maximal neun Auszubildende, doch seine Auswahlkriterien sind die gleichen geblieben. „Ich möchte Leute ausbilden, die ich auch hierherhalten kann“, sagt er. Gerne würde er auch Hauptschüler nehmen. „Das ist die Chance noch höher, dass sie bleiben“, glaubt er. Aber er müsse nun einmal auch auf die Zeugnisnoten achten. Zusätzlich zählt für ihn sein persönlicher Eindruck: Passt der Bewerber gut in unser Unternehmen?

Laut Pape sind die Anforderungen an den Berufsschulen und in den Prüfungen in den letzten Jahren gestiegen. So müssten Lehrlinge heute Maschinen mit fünf Achsen programmieren können, vorher waren es maximal drei. Das verlange ein ganz anderes räumliches Vorstellungsvermögen. „Da brauche ich jemanden mit guten Mathe-Noten“, sagt er.

In seinem Ausbildungsbereich sieht die Realität derzeit sowieso anders aus: Von den sieben Auszubildenden, die hier lernen, haben vier die Allgemeine Hoch-

schulreife (Abitur) oder die Fachhochschulreife (Fach-Abitur). Keiner hat einen Hauptschulabschluss. Allerdings: Diese Auszubildenden hat noch sein Vorgänger eingestellt. Im August kommen zwei neue Lehrlinge in den Betrieb. Beide haben ihren Realschulabschluss an der IGS gemacht.

Pape, der seit zwölf Jahren auch im Prüfungsausschuss der IHK sitzt, ist es wichtig, dass sich seine Auszubildenden schon einmal die Hände schmutzig gemacht haben: „Und sei es nur bei einer Woche

Praktikum in einer Werkstatt – sie müssen ein Bild davon haben, was auf sie zukommt.“ Trotzdem bleibt ein Dilemma in Bezug auf den Schulabschluss: „Einerseits will man die sehr guten Leute haben, andererseits will man, dass die Auszubildenden im Unternehmen bleiben.“

Auszubildende fertigen Produkte in Präzisionsarbeit

Das hat einen Grund: Pape bildet Spezialisten aus. Jannis Mahler und seine Kollegin Lisa Brandes etwa lernen als Zerspanungsmechaniker nach Konstruktionszeichnungen Einzelteile herzustellen, die streng nach Kundenwunsch angefertigt werden. Dafür arbeiten sie im Tausendstel-Millimeter-Bereich.

Braunschweiger Flammenfilter verkauft seine Produkte unter dem Markennamen Protogo an BASF, Exxon, Bayer und andere. Der Betrieb ist im Bereich Flammenfilter Weltmarktführer, sein größter auslieferter Filter hatte einen Durchmesser von zwei Metern. In den letzten Jahren konnte das Unternehmen seine Mitarbeiterzahl am Standort Braunschweig auf 300 Mitarbeiter verdoppeln.

Für Sören Pape ist es ein Traum, wenn davon zukünftig möglichst viele ihre Ausbildung schon bei Flammenfilter absolviert haben.

Pioniere für zukünftiges Leben und Arbeiten



Mitten unter uns sind Menschen, die anders leben und wirtschaften, als es der Standard ist. Auf den ersten Blick wirken sie wie Spinner. Aber vielleicht sind sie Pioniere eines zukünftigen Lebens. Die Elbe-Jeetzel-Zeitung stellt solche Menschen vor und holt Themen wie Klimawandel oder Kapitalismusfolgen ins Lokale.

Es wird viel berichtet über den Klimawandel, über Ressourcenverschwendung, wirtschaftliche Maßlosigkeit, die Schere zwischen Arm und Reich und andere Probleme, vor denen die Welt steht. Doch kaum jemand redet darüber, was ganz normale Menschen tun, um sich mit anderen Lebensstilen den gängigen Trends zu widersetzen. Die Elbe-Jeetzel-Zeitung rückt diese Menschen in den Mittelpunkt einer Serie mit dem Titel „Anders leben“.

Über alternative Lebensentwürfe wird im Landkreis Lüchow-Dannenberg schon lange nachgedacht. Der Protest gegen die Atomanlagen von Gorleben, der vor 40 Jahren begann, hat die Menschen dort geprägt und verändert. Das Wendland ist eine gute Gegend für Pioniere, doch sie wirken oft im Verborgenen. Es sind Menschen, die sich dem Immer-mehr-Wachstum entgegenstellen. Menschen, die sich viele Gedanken um das Leben und die Zukunft des Planeten machen und dabei oft selbstlos und beharrlich wirken. Oder wie es im Serien-Teaser heißt: Menschen, die ihre Arbeit, ihren Konsum und ihre Häuser enkeltauglich machen. Sie brechen aus dem Gewohnten aus und zeigen, wie Leben und Arbeiten Zukunft haben könnten.

Die Serie erscheint in loser Reihenfolge. Sie berichtet über solidarische Landwirtschaft, neues Wohnen in alten Dörfern, ökologische Saatgutzüchtung, über einen Schüler, der ein Tiny House gebaut hat. Sie stellt lokale Initiativen vor, die geldfrei wirtschaften, mit dem Elektrolastenrad anstatt dem Auto fahren, Komposttoiletten bauen, Fahrdienste für Senioren übernehmen, dem maßlosen Konsum oder dem Verpackungswahn entgegentreten, sich für ein Grundeinkommen engagieren, regionale Produkte wiederbeleben oder Sensekurse für Urlauber anbieten.

Auf die Geschichten bekommt die Redaktion viel Resonanz, manchmal erhält sie auch Tipps aus der Leserschaft. So wird die Serie mit Open End weitergeführt. Die meisten Texte stammen von der freien Umweltjournalistin Anja Marwege. Sie und die Redaktion halten die Augen offen, tauschen sich aus, um ständig neue Themen und verborgene Pioniere zu finden.

Kontakt: Christiane Beyer,
Lokalredakteurin,
T +49 5841 / 127-162,
beyer@ejz.de

Medium: Elbe-Jeetzel-Zeitung

Auflage: 11.500

Verbreitungsgebiet: Landkreis
Lüchow-Dannenberg (Niedersachsen)

Anzahl Lokalteile: 1

Redaktionsgröße: 12 Redakteure

Tipp:

„Wichtig ist, dass es jemand gibt, die/der sich verantwortlich fühlt – und im allgemeinen Lokal-Alltag immer die Augen und Ohren dafür offen hält, ob ein Thema auch für die Serie geeignet sein könnte.“

6 Dienstag, 13. Dezember 2016

LOKALES

EJZ

Freiluftlabor für anderes Wirtschaften

Zu Weihnachten gibt es Geschenke – aber jeden Tag? Die Lüchow-Dannenberg Tauschbewegung „Freier Fluss“ geht neue Wege

Anders leben

VON ANJA HUMBURG

Lüchow-Dannenberg ist eine gute Gegend für Pioniere. In der neuen Serie „Anders leben“ stellt die EJZ in loser Folge Menschen vor, die angefangen haben, für ein gutes Leben zu sorgen. Statt zuzusehen, wie Weltmarktkrisen, Ressourcenhungern und Klimawandel um sich greifen, machen sie ihre Arbeit, ihren Konsum und ihre Häuser enkeltauglich. Sie brechen aus dem Gewohnten aus und zeigen, wie Leben und Arbeiten Zukunft haben könnten. Teil 1: Die Tauschbewegung „Freier Fluss“.

Karmitz/Volzendorf. Im Spätsommer füllten die Karmitzer wieder Flaschen im Akkord. Viele Menschen aus Lüchow-Dannenberg brachten Äpfel aus ihren Gärten, von Straßenrändern und Streuobstwiesen und nahmen Kostbares mit nach Hause: den Saft ihrer eigenen Äpfel. Dafür zahlten sie am Ende einen fairen Preis.

Die Karmitzer Mosterei ist aber viel mehr als ein kleiner Ökobetrieb. Aus den Karotten, der Rote Beete und den Pastinaken der Karmitzer Kommune und den Äpfeln der Volzendorfer Kommune „Aufbruchlandung“ pressen Jonas, Peter und die anderen Helfer einen Saft, der keinen Preis hat. Sie schreiben weder ihre Stunden auf, noch rechnen sie später den Saftanteil für die Volzendorfer aus. In Volzendorf ist das nicht anders. „Als wir im März eingezogen sind, haben wir mit der Hilfe und den Geräten der anderen ruckzuck das Haus renoviert“, erzählt Bascha von einer der beiden



Köstlich und etwas Besonderes: Christiane Körger aus Prisser hält ihren eigenen Saft in den Händen. Sie ist eine von vielen Lüchow-Dannenbergern, die ihr Obst in die Karmitzer Mosterei bringen. Aufn.: A. Humberg

Kommunen in Volzendorf, während sie Tomaten für die Freitagspizza der Nachbarkommune einkocht.

Unter den hiesigen Kommunen ist ein Wirtschaften ohne Geld und ohne Gegenwert möglich, im Grunde so wie es früher üblich war – unter den Bauern, den Handwerkern und den anderen Dorfbewohnern. „Wie hoch soll die Rechnung sein?“ – „Warum soll alles untereinander verrechnet werden?“ Auf Fragen wie diese wussten die Kommunarden, wie sich die Bewohner nennen, immer seltener eine plausible Antwort. Bis einige schließlich ganz aufhörten, sich Geld hin und her zu schieben. Sie nennen es den Freien Fluss.

Sie lassen ihre Arbeit, ihre Dienstleistungen, ihr Wissen und ihre Produkte frei fließen. Neben der Kommune Karmitz und den beiden Volzendorfer Kommunen gehören auch der Gasthof Meuchefitz, die Kommu-

ne Krumme Eiche in Krummase, die Güstritzer Kommune „Leinen los“ und die Kommune Kommmurage in Meuchefitz dazu. Zusammen bilden sie das regionale Netzwerk Interkomm. Hinter ihnen stehen etwa 70 Menschen, die sich auf das soziale Experiment eingelassen haben.

Seit es Kommunen im Kreisgebiet gibt – die ersten entstanden Mitte der 1970er-Jahre – steht eine gemeinsame Ökonomie auf ihrer Agenda. Schon bevor sie den „Freien Fluss“ ins Leben riefen, gab es einen geldfreien Tausch. Doch was sich heute im Freien Fluss abspielt, hebt ein neues Wirtschaften aus der Taufe. Es widersetzt sich dem Credo „Ich verkaufe und kaufe, also bin ich“.

Es fließt kein Geld

Es ist viel mehr als Saft im Spiel. Die Kommunarden helfen sich bei Baustellen auf dem eigenen Hof oder beim Pizzabacken während der Kulturellen Landpartie (KLP), sie pulen Erbsen und machen Kneipendienst. Die einen kochen im Gasthof, die anderen schlagen Holz im Wald. Sie reparieren Autos und Computer und teilen ihr Wissen über die Vereinsbuchführung. Baumpfleger sorgen für einen professionellen Obstbaumschnitt und die Heilpraktikerin behandelt Rückenleiden. Auf dem Frühstücksteller von Hans Wenk, Bewohner der Kommune Kommmurage in Meuchefitz, liegen zwei Scheiben

Brot, das in Karmitz gebacken wurde. Jeden Donnerstag wird eine Brotladung in den Gasthof Meuchefitz geliefert, um sie an die Kommunen zu verteilen. Vom Acker der Kommune Güstritz stammt die Rote Beete in Wenks Apfel-Gemüse-Saft, natürlich gepresst in Karmitz. „Am Donnerstag gehen wir in den Gasthof zum Essen und Trinken, mal wird bezahlt, mal wird umsonst gegessen. Das bleibt die Entscheidung von jeder und jedem“, sagt Wenk.

Mit dem Auto der anderen

„Es wäre ja auch denkbar, dass wir uns zumindest an Kosten wie zum Beispiel für das Mehl beim Brotbacken beteiligen. Aber wir schreiben keine Arbeitsstunden auf, wir halten nicht fest, wie viele Produkte jede Kommune verbraucht, und es fließt auch kein Geld“, sagt der 62-jährige Betriebswirt, der für Fahrten nach Berlin ein Auto der Karmitzer leiht, auf deren Tankkarte volltankt, seine Sachen in Berlin erledigt und ein paar Kisten Saft ausliefert. „Plötzlich bin ich ein Teil der Karmitzer Alltagsökonomie, ich bezahle mit ihrem Geld. Wir reden gar nicht darüber“, stellt er fest. Die Schenkerin mache „gefühlte die Hälfte“ seines Konsums aus, sagt er. Immer öfter ist er ohne Portemonnaie in Lüchow-Dannenberg unterwegs.

Zwei Dutzend Menschen aus dem ganzen Bundesgebiet sind vor einiger Zeit zu Wenks Workshop in das kleine Zelt hinter

dem Meuchefitzer Gasthof gekommen. Die meisten leben selbst in Gemeinschaften, viele berichten – im Rahmen des „Rebellischen Zusammentreffens“ – von enttäuschenden Erlebnissen, etwa als sie gemeinsame Kasse machten und sich fortan dabei erwischten, dem einen den Kurs oder der anderen das extravaganste Kleid nicht mehr zu gönnen. Wenk erzählt: Beim „Freien Fluss“ folgen sie keinem bestimmten Konzept. Sie geben das, was sie im Überfluss haben. Das Prinzip ist denkbar einfach, aber doch ungewöhnlich: „Was ich brauche, ist entkoppelt von dem, was ich rein tue“, sagt er.

Auch unter den Kommunarden gibt es immer mal ein schlechtes Gewissen, Gemüse zu essen und dafür nicht auf dem Acker mitgeholfen zu haben. Und ganz ohne Planung geht es auch nicht. Die Güstritzer Gemüseanbauerinnen bedenken den Verbrauch in den Kommunen, die benötigte Portmenge wird bestellt, der Saftbedarf abgefragt. Zur besseren Koordination gibt es eine Habe-Brauche-Liste und monatliche Treffen des Netzwerks Interkomm.

Fast alles passiert offline. Man greift zum Telefon, wenn Bohnen geerntet werden können, fragt, welche Kommune Bedarf hat und organisiert das Einmachen. Die meisten gehen zumindest teilweise noch einer bezahlten Arbeit nach, sind auf diese Weise krankens- und rentenversichert.

Doch einen Vollzeitjob hat in den Kommunen fast niemand mehr. Das Vertrauen zwischen den Kommunen ist offenbar groß und über Jahre gewachsen. Der „Freie Fluss“ ist zu einem stabilen System des Miteinander-Wirtschaftens geworden.

Systemwandel statt Kürbistausch

Dass Hans Wenk all das erzählt, hat mit dem vorsichtigen Versuch zu tun, den „Freien Fluss“ auch jenseits der Kommunen zu öffnen. Einige wünschen sich „aus dem Insel-dasein herauszukommen“ und zumindest in einer Region wie Lüchow-Dannenberg ein anderes Wirtschaften möglich zu machen. Seit einiger Zeit ist auch die Schwieper Dorfgemeinschaft (EJZ berichtete) mit von der Partie. An Interessierten mangelt es nicht, immer wieder wollen auch Einzelpersonen beim „Freien Fluss“ mitmachen. Die Zusammenarbeit steht und fällt mit dem gemeinsamen Werteverständnis.

Die Kommunarden sind Teil des bundesweiten Netzwerks Kommuja, in dem sich etwa 30 Kommunen auf grundlegende Prinzipien des Zusammenlebens geeinigt haben. „Wir wollen ein gleichberechtigtes Miteinander, Machtstrukturen lehnen wir ab. Wir wollen die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern und uns vom herrschenden Verrechnungs- und Besitzstanddenken lösen.“ So heißt es im gemeinsamen Statut. „In der Kommune leben wir das im Alltag. Das schafft Vertrauen, damit wir nach diesen Prinzipien auch über die eigene Kommune hinaus so arbeiten und leben können“, sagt eine Karmitzer Kommunardin.

Im „Freien Fluss“ geht es nicht darum, ein paar Kürbisse zu verschenken, sondern eine andere, verlässliche Versorgungsstruktur in der Region aufzubauen – in einer Zeit, in der der Leistungsdruck immer höher wird, der Lohn trotzdem vielen nicht zum Leben reicht, Saatgut patentiert und mit Nahrungsmitteln spekuliert wird. Dorfgemeinschaften oder anderen informellen Gruppen, die dieses Grundverständnis teilen, stehen die Kommunarden offen gegenüber. „Wir wollen nicht einfach nur eine Kommune auf dem Lande gründen“, erzählt Bascha aus Volzendorf, „sondern wir sind auch ins Wendland gekommen, weil es hier den ‚Freien Fluss‘ gibt. Der erleichtert uns das Leben sehr.“

Gemeinsam besitzen in Kassel

Bislang gibt es nur einen weiteren Ort in Deutschland, an dem die solidarische Ökonomie so weit gediehen ist wie in Lüchow-Dannenberg. Vor fünf Jahren fanden sich fünf Kommunen im Raum Kassel zusammen, um einander Dinge und Dienste zu schenken. Neben einer gemeinsamen Zeitung, einem Pflegedienst und den Gärtnereien kauften sie erst vor Kurzem gemeinsam vier Hektar Land. Ein erster Schritt, nicht nur die Alltagsökonomie, sondern auch die Vermögensökonomie zu teilen. Zwischen Wendland und Kassel gibt es einen regen Erfahrungsaustausch. Offenbar ist ein System des Gebens nicht nur im Umkreis weniger Kilometer, sondern auch über Distanzen von 500 Kilometern und über Landesgrenzen hinweg möglich.

Lokale Seite 3 schafft Platz für Hintergrund und Einordnung

Mehr Einordnung und Erklärung. Das wünschen sich Leser auch im Lokalteil. Der Bonner General-Anzeiger nimmt sich die Zeit und den Raum dafür. Auf der lokalen Seite 3 wird täglich ein Thema ausführlich behandelt, das die Stadt bewegt. Hier setzt die Redaktion auch eigene Themen und stößt Debatten an.

Für viele Redaktionen ist es ein Dilemma: Einerseits wünschen die Menschen mehr Hintergrundgeschichten, andererseits lässt der hohe Arbeitsdruck zu wenig Zeit für aufwendige Recherche und den ausgeruhten Text. Der General-Anzeiger Bonn hat sich vorgenommen, es nicht dabei zu belassen. Im Herbst 2017 führt er die lokale Seite 3 ein und schafft dort einen festen Platz für Erklärstücke, große Interviews, Hintergrundberichte. Eine tägliche Seite, um wichtige lokale und regionale Themen abseits des Nachrichtendrucks ausführlich zu behandeln. Hier ist auch der Platz, um selbst Themen zu setzen und Debatten anzustoßen. Die Redaktion achtet auf einen ausgewogenen Themen- und Stilmix. Sie bringt viele verschiedene Elemente ein, ohne den Roten Faden zu vernachlässigen.

Und sie schafft Zeitfenster. Die Redaktion organisiert den Alltag so, dass immer ein Kollege den Freiraum bekommt, die Seite 3 zu erarbeiten. Das funktioniert auch bei hoher Arbeitsbelastung, weil es der Redaktion Spaß macht, mehr zu tun als Routinen abzuliefern.

Bei den Lesern kommt das neue Format gut an, wie die Rückmeldungen zeigen. Viele komplexe Debatten lassen sich auf ihren Kern reduzieren und damit wieder verständlich machen. Die Seite ist ein echter Gewinn. Fazit: Es lohnt sich, auch eine komplexe Aufgabe beherzt anzugehen und den Lesern die Qualität zu liefern, die sich die Redaktion auch selbst wünscht.

Die lokale Seite 3 gibt nicht nur Einzelthemen Raum. Sie schafft auch Platz für Serien. So für die Reihe mit dem Titel „Neue Nachbarn“, in der Schicksale von Flüchtlingen sowie die Chancen und Folgen der Zuwanderung thematisiert werden. Zum Beispiel die Frage, ob Flüchtlinge auch auf dem Arbeitsmarkt ankommen. Die Antwort: Nicht nur mangelnde Sprachkenntnisse behindern die Jobsuche, auch bürokratische Hürden machen es Flüchtlingen und Arbeitgebern schwer. In einer Reportage wird der Einzelfall beleuchtet, dazu die Statistik und die Rechtslage erklärt. Ein Interview mit dem IHK-Geschäftsführer gibt ergänzende Informationen.

General-Anzeiger

Kontakt: Andreas Baumann,
Lokalchef Bonn,
T +49 228 / 66 88-456,
a.baumann@ga-bonn.de

Medium: General-Anzeiger Bonn

Auflage: Circa 64.000

Verbreitungsgebiet: Bonn, Rhein-Sieg-Kreis, Teile Kreis Ahrweiler

Anzahl Lokalteile: 7

Redaktionsgröße: 90 Redakteure

Tipp:

„Das Konzept bedeutet hohen Ressourcenaufwand. Fallhöhe und Recherchetiefe müssen stimmen – deshalb am besten immer mit zwei bis drei Wochen Vorlauf planen, aber aus aktuellem Anlass natürlich auch schnell umplanen.“

NEUE NACHBARN Bürokratische Hürden machen es Flüchtlingen und Arbeitgebern schwer, zueinander zu finden. Aber auch mangelnde Sprachkenntnisse behindern die Jobsuche. Warum der Bonner Syrer Mustafa Shekho trotz Zusage seine Lehre noch nicht beginnen kann

Wer arbeiten will, braucht einen langen Atem

VON DELPHINE SACHSENRODER

BONN. Ungeduld kann sich Mustafa Shekho nicht leisten. „Man muss warten. Das ist Deutschland“, sagt der 32-jährige Syrer, lächelt schüchtern und zuckt mit den Schultern. Dabei hätte alles eigentlich viel schneller gehen können. Der Ausbildungsplatz zum Altenpfleger in der Bonner Nova Vita Seniorenresidenz ist ihm sicher. Die Bewohner begrüßen den ehemaligen Praktikanten und jetzigen Minijobber bereits mit Namen, und Shekho, der in seiner Heimat Jura studiert hat, weiß: Als Altenpfleger sind seine Chancen in Deutschland gut. Und der Beruf passt zu ihm.

Trotzdem kann der kurdische Syrer noch nicht durchstarten mit seiner Ausbildung in einer Branche, die in Deutschland dringend Fachkräfte sucht. Sein Abiturzeugnis liegt seit etwa einem halben Jahr bei den Behörden zur Anerkennung. Und auch die Altenpflegeschule hat trotz frühzeitiger Anmeldung durch das Seniorenheim derzeit keine Plätze frei.

„Man braucht einen langen Atem, wenn man Flüchtlinge einstellen möchte“, kommentiert Shekhos Chef Ruth van den Elzen, Direktorin des Seniorenzentrums und des Hotels Leoninum die bürokratischen Anforderungen.

„Für jedes Praktikum, auch wenn es nur um einen einzigen Tag geht, brauchen wir eine Genehmigung vom Ausländeramt.“ Auch wenn die Zusammenarbeit mit den offiziellen Stellen wie Arbeitsagentur oder Industrie- und Handelskammer in Bonn gut laufe: „Es ist zusätzlicher Aufwand, der im Betrieb geleistet werden muss.“

Doch der Aufwand lohnt sich, ist van den Elzen überzeugt. Zum einen sieht die Hoteldirektorin die



Warten auf die Ausbildung: Noch kann Mustafa Shekho nur als Minijobber im Leoninum bei der Betreuung der Bewohner helfen. FOTO: WESTHOFF

Die Serie

Im Frühjahr 2016 beleuchtete der General-Anzeiger mit der Serie „Neue Nachbarn“ die Folgen der Flüchtlingskrise vor Ort. Die Schicksale der Menschen, die Anstrengungen der Stadt und freiwilliger Helfer, die Chancen, die Zuwanderung imnewohnen, die Folgen für den städtischen Haushalt – all das waren Themen. Jetzt setzt die Redaktion die Reihe „Neue Nachbarn“ fort, um zu analysieren, wie es weitergegangen ist.

Alle bisherigen Folgen der Serie
auf www.ga-bonn.de/neuenachbarn

Integration der Flüchtlinge als gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Zum anderen ist sie auf neue Wege bei der schwierigen Personalsuche für Hotel und Seniorenzentrum angewiesen. Unter den insgesamt 18 Auszubildenden im Hotel- und Seniorenheimkomplex Leoninum seien zwei Flüchtlinge. „Die Persönlichkeit der Bewerber ist für uns längst wichtiger als Zeugnisnoten“, sagt sie.

Doch nicht jeder ist nach der Flucht fit für den Berufseinstieg. Angela Büren unterstützt bei der Volkshochschule (VHS) Bonn die Teilnehmer der Sprachkurse bei der Jobsuche. „Viele Flüchtlinge sind traumatisiert“, hat sie in ihrer Arbeitspraxis festgestellt. „In diesen Fällen ist eine Therapie erst einmal sinnvoller als eine Berufsplanung.“ In Bonn würden außerdem vorwiegend Stellen für hoch qualifizierte Fachkräfte angeboten. „Die einfacheren gewerblich-technischen Jobs sind schwer zu bekommen.“ Flüchtlinge bräuchten für den Berufsstart in der Regel Deutschkenntnisse auf dem Niveau B2, was mindestens 1000 Un-

terrichtsstunden entspreche. Vor allem in der Berufsschule zählten die Sprachkenntnisse. „Bei den schriftlichen Ausdrucksfähigkeiten und Fachausdrücken für den Beruf wird es für viele Flüchtlinge schwierig“, sagt die Expertin.

Einige Arbeitgeber haben aus

„Die Persönlichkeit der Bewerber ist für uns längst wichtiger als Zeugnisnoten“

Ruth van den Elzen
Direktorin Leoninum Bonn

dieser Tatsache Konsequenzen gezogen – zum Beispiel die Telekom. „Wir haben in den vergangenen Monaten gelernt, dass unsere Standard-Bewerbungsverfahren für Flüchtlinge nicht sinnvoll sind“, sagt Projektleiterin Barbara Costanzo. „Nur wenige haben die Möglichkeit, eine Onlinebewerbung nach deutschen Standards einzureichen.“ Deshalb zählte der persönliche Eindruck, und auch „das Facebook-Selfie statt Bewerbungsbild ist kein Ausschlusskri-

terium“. Drei bis sechs Monate dauert ein Praktikum bei der Telekom in allen Konzernbereichen. „Für viele Flüchtlinge ist das ein wertvoller Einstieg in den deutschen Berufsalltag“, so Costanzo. „Manchen bringt es auch die schmerzhafteste Erkenntnis, dass sie keine Chance haben, hier in ihrem alten Beruf Fuß zu fassen, und dass sie sich umorientieren müssen.“

Auch für die Telekom erschweren die bürokratischen Hürden die Beschäftigung von Flüchtlingen. Soll etwa ein Flüchtling für einen Job den Wohnort wechseln, sei das „ganz besonders schwierig“, so die Projektleiterin. Probleme bereite dem Arbeitgeber auch, dass viele Maßgaben von Behörden Einzelentscheidungen und damit schwer vorhersehbar seien. „Da ist oft persönlicher Einsatz von Arbeitgebern oder Ehrenamtlichen gefragt“, so Costanzo.

Rund 300 geflüchtete Menschen habe der Konzern seit 2015 beschäftigt, die meisten in Praktika, einige in Ausbildungen. Deutlich stärker engagiert ist die Post: Seit September 2015 haben 778 Ge-

flüchtete Praktika bei der Deutsche Post DHL Group absolviert. Vor allem in den Paketzentren sucht der Bonner Logistikkonzern Helfer.

Angesichts des oft steinigen Wegs in den Beruf sucht die Arbeitsagentur Bonn/Rhein-Sieg so früh wie möglich Kontakt zu Flüchtlingen. „Oft besteht noch das

Wer darf arbeiten? Die Rechtslage

Flüchtlinge dürfen in Deutschland ohne Einschränkung arbeiten, Praktika oder eine Ausbildung machen – allerdings nur dann, wenn ihr Asylantrag anerkannt worden ist. Wurde der Antrag abgelehnt oder ist er noch in der Schwebe, können etwa Gewerbetreibende oder Selbstständige Flüchtlinge zwar beschäftigen, diese brauchen dann aber eine **Genehmigung**.

Die durchschnittliche Dauer eines Asylverfahrens lag Anfang des Jahres laut Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) bei 10,4 Monaten. Wurde ein Antrag auf Asyl abgelehnt, die Abschiebung aber ausgesetzt, gel-

ten Flüchtlinge als geduldet. Sie dürfen dann arbeiten, aber **nur mit Zustimmung der lokalen Ausländerbehörde und der Bundesagentur für Arbeit**.

Gleiches gilt für **Asylbewerber**, deren Verfahren noch läuft. Arbeitgeber dürfen sie zudem erst nach drei Monaten Wartezeit beschäftigen.

Ansonsten sind die Regeln für Flüchtlinge auf dem Arbeitsmarkt dieselben wie bei Einheimischen. Sie haben etwa den gleichen Anspruch auf den Mindestlohn, sind gesetzlich unfallversichert und dürfen auch ein Bankkonto für das Gehalt eröffnen. *dpa/sd*

ten Flüchtlinge als geduldet. Sie dürfen dann arbeiten, aber **nur mit Zustimmung der lokalen Ausländerbehörde und der Bundesagentur für Arbeit**.

Gleiches gilt für **Asylbewerber**, deren Verfahren noch läuft. Arbeitgeber dürfen sie zudem erst nach drei Monaten Wartezeit beschäftigen.

Ansonsten sind die Regeln für Flüchtlinge auf dem Arbeitsmarkt dieselben wie bei Einheimischen. Sie haben etwa den gleichen Anspruch auf den Mindestlohn, sind gesetzlich unfallversichert und dürfen auch ein Bankkonto für das Gehalt eröffnen. *dpa/sd*

7000 Flüchtlinge sind auf Jobsuche

Statistik der Arbeitsagentur: Fast jeder Dritte hat Abitur

BONN. Fast jeder zehnte Arbeitslose in der Region ist ein Flüchtling. Das geht aus den aktuellen Zahlen der Arbeitsagentur Bonn/Rhein-Sieg für den Monat Oktober hervor. In diesem Monat stufte die Behörde von insgesamt 27 158 Arbeitslosen in Bonn und im Rhein-Sieg-Kreis 2296 als „Arbeitslose im Kontext von Fluchtmigration“ ein. Dazu zählt die Behörde alle Menschen, deren Aufenthalt in Deutschland im Zusammenhang mit Asylverfahren steht.

Deutlich größer ist die Gruppe der sogenannten Arbeitsuchenden. Darunter zählt die Agentur Arbeitslose und Menschen, die sich in Kursen wie zum Beispiel Sprachunterricht auf den Jobeinstieg vorbereiten. Unter den rund 49 000 Arbeitsuchenden in der Region waren im Oktober knapp 7000 Flüchtlinge.

Unter diesen arbeitssuchenden Flüchtlingen stammte im Oktober die überwiegende Mehrheit mit rund 4100 Menschen aus Syrien. Auf Platz zwei der Herkunftsländer stand der Irak mit 762 Menschen gefolgt von Afghanistan, Iran, Eritrea und Somalia. Die wenigsten arbeitssuchenden Flüchtlinge stammen laut Statistik der

Arbeitsagentur aus Nigeria (75) und Pakistan (40).

Die Behörde stufte die Qualifikation von rund 17 Prozent der arbeitssuchenden Flüchtlinge als Fachkraft oder Experte ein, etwas mehr als die Hälfte als Helfer. Bei mehr als 2000 Menschen war die Qualifikation für die Arbeitsagentur nicht zuzuordnen. Fast 30 Prozent der Flüchtlinge konnten einen dem Abitur ähnlichen Schulabschluss vorweisen, etwa jeder zweite hatte keinen nachweisbaren Schulabschluss. Vor allem jüngere Leute sind auf Jobsuche: 56 Prozent der arbeitssuchenden Flüchtlinge in der Region sind zwischen 15 und 35 Jahre alt. Weitere 24 Prozent sind jünger als 45 Jahre.

Offenbar ist der Wechsel zwischen Arbeitslosigkeit und Teilnahme an Kursen bei den Flüchtlingen weiterhin hoch. Vom Jahresbeginn bis Ende Oktober haben sich bei der Behörde rund 6000 Flüchtlinge aus der Arbeitslosigkeit abgemeldet. Davon haben rund 700 einen Arbeitsplatz oder eine Ausbildungsstelle angetreten oder sich selbstständig gemacht. Rund 3850 sind in eine sogenannte Maßnahme eingetreten, dazu zäh-

len bei der Arbeitsagentur Kurse zur Berufswahl und Weiterbildungen.

Bei den Ausbildungsstellen hat die Arbeitsagentur bis Oktober 662 Bewerber mit Flüchtlingsstatus verzeichnet. 219 von ihnen hätten in diesem Jahr eine Ausbildung begonnen. 64 junge Asylsuchende haben sich mit einem von der Arbeitsagentur geförderten Langzeitpraktikum („Einstiegsqualifizierung“) auf die Ausbildung vorbereitet.

Andere Institutionen wie die Industrie und Handelskammer (IHK) erfassen Flüchtlinge nicht über ihren Aufenthaltsstatus, sondern über die wichtigsten Herkunftsländer. Die Kammer hat nach eigenen Angaben in diesem Ausbildungsjahr 89 Verträge mit Flüchtlingen für die Ausbildung in Industrie und Handel geschlossen. Die Bonner Kammer hat zudem ein Regelsystem entwickelt, wie Flüchtlinge besser auf eine Ausbildung vorbereitet werden können. Dabei wird ein einjähriges Langzeitpraktikum mit dem Besuch einer Fachklasse im Berufskolleg verknüpft. So will die IHK steigender Jugendarbeitslosigkeit entgegenwirken. *sd*

KURZ GEFRAGT

Mehr berufs begleitende Deutsche für Flüchtlinge fordert **Jürgen Hindenberg**, Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer Bonn/Rhein-Sieg, im Gespräch mit Delphine Sachsenroder.

Was müssen Flüchtlinge mitbringen, um hier in der Region einen Job zu finden?

Jürgen Hindenberg: Am wichtigsten sind die deutschen Sprachkenntnisse. Selbst wer sich im betrieblichen Alltag verständigen kann, bekommt oft Schwierigkeiten mit dem Schriftdeutsch an der Berufsschule. Daher brauchen wir dringend mehr berufs begleitende Sprachförderung für Flüchtlinge, wie sie zum Beispiel das Bonner Robert-Weitzlar-Berufskolleg anbietet.

Welche Branchen und Betriebsgrößen sind als Arbeitgeber besonders interessiert?

Hindenberg: Besonders viele Arbeitskräfte werden im Hotel- und Gaststätten-gewerbe und in der Pflege gesucht, aber für diese Bereiche sieht sich nicht jeder geeignet. Auch die IT-Branche sucht in der Region. Wenn ein Flüchtling programmieren kann, hat er gute Chancen. Da ist Englisch sogar oft ausreichend, wenn

Deutschkenntnisse fehlen.

Woran scheitert die Einstellung von Flüchtlingen?

Hindenberg: Neben Sprachkenntnissen zählt für die Arbeitgeber, dass alle bürokratischen Voraussetzungen zur Arbeitsaufnahme vorliegen. Das ist nicht immer einfach. Ohne ehrenamtliche oder hauptamtliche Helfer hätten die meisten Flüchtlinge keine Chance.

Vendringen die Flüchtlinge Deutsche aus einfachen Tätigkeiten?

Hindenberg: Das Risiko besteht dem Grunde nach, denn die Nachfrage nach Stellen für niedrig qualifizierte Bewerber steigt durch die Flüchtlinge. Heute gibt es jedoch keine Erkenntnisse, dass hier schon ein Wettbewerb eingesetzt hat, da den Flüchtlingen auch hier häufig noch die notwendigen Kompetenzen fehlen. Daher müssen die Anstrengungen generell fortgesetzt werden, Geringqualifizierte und damit

nicht nur Flüchtlinge zukünftig in ihrer beruflichen Entwicklung zu fördern. Und das kostet Geld.

Wo sehen Sie erste Erfolge?

Hindenberg: Es gibt in der Region einige Pilotprojekte. So hat die Kreishandwerkerschaft Bewerber für Friseurberuf und Baubranche ausgewählt und qualifiziert. Die Zahlen der Flüchtlinge in Arbeit und Ausbildung sind etwas besser als 2016, aber die ganz überwiegende Mehrheit ist noch nicht in den Arbeitsmarkt integriert.

Welche Gefahren sehen Sie?

Hindenberg: Es ist aufwendig, die beruflichen Qualifikationen jedes Einzelnen zu ermitteln. Aber wenn das nicht gelingt, besteht die Gefahr, dass die Flüchtlinge von einer Maßnahme in die nächste wechseln und eine Perspektive ausbleibt.

Gibt es Schwarzarbeit?

Hindenberg: Es ist davon auszugehen, dass das gleiche Risiko für Schwarzarbeit bei Flüchtlingen besteht wie bei anderen Bevölkerungsgruppen. Wer Schwierigkeiten hat, eine reguläre Arbeitsstelle zu finden, da mag die Abgrenzung von Gelegenheitsjobs und Schwarzarbeit manchmal schwierig sein.



J. Hindenberg

Blick durch die Schlüssellöcher der heimischen Unternehmen

Fast wöchentlich bringen Firmen aus der Metropolregion Hamburg neue Produkte auf den Markt. Sind sie alltagstauglich? Gut zu bedienen? Was kosten sie? Und was hat sich die Firma dabei gedacht? Die Redaktion des Hamburger Abendblatts testet die Dinge für ihre Leser – und erzählt die Geschichten dahinter.

Produkttests finden sich seit Langem, vor allem in Zeitschriften und Fernsehsendungen. Und sie sind beliebt beim Publikum. Das könnte doch auch im Lokalen funktionieren, denkt sich die Wirtschaftsredaktion des Hamburger Abendblatts. Sie entwickelt die Idee, eine Testserie mit lokalem Bezug zu starten. An Themen dafür herrscht kein Mangel. Denn nahezu jede Woche stellen Unternehmen aus dem Verbreitungsgebiet ein neues Produkt oder eine neue Dienstleistung vor.

Die Redaktion will damit Leserservice mit Hintergrundgeschichten aus der regionalen Wirtschaft verbinden. In der Serie werden in einer Geschichte die Ideen und ihre Macher vorgestellt, dazu gibt es einen kleinen Produkttest der Redaktion. Denn schließlich wollen die Leser auch wissen, ob es sich lohnt, das vorgestellte Produkt zu kaufen.

Anfang 2017 beginnt das Hamburger Abendblatt mit der Serie – und seitdem erscheint wöchentlich ein Beitrag mit immer wieder neuen Produkten und Dienstleistungen. Die Tests sind

ein guter Anlass, Macher und Ideengeber, kreative Start-ups und innovative Traditionalisten zu porträtieren. Interessant ist zu lesen, wie die Idee für die Produktneuheit entstanden ist.

Der danebenstehende Test ist übersichtlich gehalten. Die Neuheit wird kurz erklärt, Anwendung, Preis und Service erläutert, bei Lebensmitteln Geschmack und Aussehen beurteilt. Am Ende stehen ein Fazit und eine Bewertung mit einem bis fünf Sternen.

Die Themen sind breit gefächert, von der Grapefruit-Brause bis zum Elektro-Skateboard, vom Silikonpflaster bis zu Klebeschrauben, vom Paketroboter bis zum Rückentraining, vom Fruchtaufstrich bis zum Nagellack.

Die Artikel und Tests sind nicht nur auf Papier, sondern auch online abrufbar. Die Resonanz der Leser ist durchweg positiv. Die Redaktion hat ihr Ziel erreicht. Sie bietet spannende Blicke durch die Schlüssellöcher der heimischen Unternehmen und stärkt die Leser-Blatt-Bindung.

Kontakt: Oliver Schade,
Ressortleiter Wirtschaft,
T +49 40 / 55 44 711 05,
oliver.schade@abendblatt.de
Medium: Hamburger Abendblatt
Auflage: Circa 150.000
Verbreitungsgebiet:
Metropolregion Hamburg
Anzahl Lokalteile: 4
Redaktionsgröße: 80 bis 100

Tipp:

„Bei den Tests ist es besonders wichtig, dass man sein Urteil unabhängig fällt. Die zum Teil guten Kontakte zu den Firmen dürfen bei der Benotung keine Rolle spielen.“

Der Abendblatt-Test

Skateboard mit Elektromotor



Johannes Schewe auf dem Mellow Board in Pflanzen und Blumen. Selbst erfahrene Skater sollten auf dem Brett unbedingt Helm tragen
Mark Sandten

Der Abendblatt-Test Firmen in der Metropolregion überraschen mit neuen Produkten und Diensten. Wir erzählen die Geschichte dahinter – und prüfen, wie gut sie sind. Heute: Das Mellow Board

HEINER SCHMIDT

Wann ist der richtige Zeitpunkt, ein neues Produkt auf den Markt zu bringen? Wann ist es „time to market“, wie es im Marketing-Sprech heißt? Sollte man zu den Ersten gehören, die mit einem innovativen Konzept in den Handel gehen, obwohl das Produkt womöglich noch nicht den eigenen allerhöchsten technischen Ansprüchen genügt? Oder überlässt man das Geschäft erst einmal anderen Anbietern und kommt zwar später, aber dafür mit einem voll ausgereiften Produkt auf den Markt, das neue technische Maßstäbe setzt?

Johannes Schewe (33) und Kilian Green (34) haben sich für den zweiten Weg entschieden. Ursprünglich wollten der Hamburger und der Münchner ihr Mellow Board, ein Skateboard mit Elektroantrieb, im Mai 2016 auf den Markt bringen. Bei einer Crowdfunding-Kampagne auf der Plattform Kickstarter im Herbst 2015 sammelten sie mehr als 300.000 Euro und mehrere Hundert Vorbestellungen für das erste in Deutschland entwickelte und produzierte E-Board ein. Die Prototypen waren da längst fertig, die Macher wollten aber noch an technischen Details feilen.

Unter anderem weil die Zertifizierung länger dauerte als kalkuliert, wurde die Auslieferung erst auf den September 2016 verschoben, dann auf den März dieses Jahres. „Derzeit läuft der Versand an unsere Kickstarter-Unterstützer“, sagt Schewe. Zuletzt wurde noch mal nachgebessert, weil der unter

dem Deck des Skateboards angebrachte Akku auf unebener Fahrbahn etwas klapperte.

So etwas widerspricht dem Streben nach Perfektion der Mellow-Board-Macher. „Die Kunden sollen keine Versuchskaninchen sein“, sagt Co-Gründer Schewe, der die Geschäfte von Hamburg aus führt. Wer derzeit auf der Internetseite des Unternehmens (www.mellowboards.com) bestellt, erfährt dort, dass er im Juli beliefert wird. Und bei Skateboard-Fachhändlern wie Mantis an der Großen Theaterstraße in der Hamburger City soll das Elektroboard ebenfalls vom nächsten Monat an im Laden sein. „Wir nähern uns der Zahl von 1000 verkauften Stück“, sagt Schewe. Konkret will er zum bisherigen Absatz nicht werden.

Mellow Board im Test: Viel Fahrspaß für viel Geld

Das Produkt: Skateboards mit E-Motor sind seit einigen Jahren auf dem Markt, sie kommen ganz überwiegend aus China. Das Mellow Board unterscheidet sich von ihnen unter anderem dadurch, dass die Motoren in den Antriebsrädern sitzen, die Kraft also nicht per Getriebe übertragen wird. Beschleunigt und gebremst wird per Handfernsteuerung. Eine Smartphone-App, die es für alle gängigen Betriebssysteme geben soll, zeigt Standort, Reichweite, Ladestand und erfasst die wesentlichen Fahrdaten.

Der Preis: Ist ebenfalls Premium und deutlich höher als der von einfacheren Konkurrenzmodellen. Der Bausatz zur Umrüstung eines Longboards kostet in-



Der Akku unter dem Board gibt den Motoren in den Rädern Energie
Sandten

Verkauft wird das Mellow Board zu Preisen ab 1700 Euro ganz überwiegend als Bausatz zur Umrüstung eines vorhandenen Longboards, nur etwa 30 Prozent der Kunden bestellen inklusive des Decks, auf dem der Fahrer steht. Bis zu 15 Kilometer Reichweite mit einer Batterieladung versprechen die Macher und bis zu Tempo 40. Und das ist nicht zu viel versprochen, zeigt das vierminütige Video zum Test auf abendblatt.de (www.abendblatt.de/mellow)

Beschleunigt und gebremst wird mit einer Hand-Fernbedienung. An ihr lassen sich verschiedene Fahrmodi einstellen. Eine Beschleunigung auf Höchsttempo erlaubt sie erst, wenn der Fahrer bereits mehrere Dutzend Kilometer Erfahrung mit dem Antrieb gesammelt hat. Und Schewe empfiehlt

ausdrücklich, sich nur mit Schutzhelmding auf das Elektroboard zu stellen.

Anfänger auf dem Rollbrett mit vier Rädern gehören denn auch nicht zur Zielgruppe. Schewe beschreibt die potenziellen Mellow-Board-Käufer so: „Young Professionals im Alter von 25 bis 45, die früher ein bisschen wild waren und heute High-End-Qualität und das beste Material auf dem Markt wollen, die was Sportliches anstellen und vielleicht auch mal statt mit dem Porsche auf dem Mellow Board ins Büro fahren wollen.“

Eine gewisse Bereitschaft zur Grenzüberschreitung muss dafür allerdings gegeben sein. Denn: Elektro-Skateboards sind auf öffentlichen Straßen und Wegen in Deutschland und den meisten anderen europäischen Staaten derzeit schlicht nicht zugelassen. Wie die Hersteller von Elektro-Scootern (Tretroller mit E-Motor) muss die E-Board-Szene darauf hoffen, dass die rechtlichen Voraussetzungen dafür schnell geschaffen werden. Erst danach dürften auch Versicherungen bereit sein, Schutzpakete anzubieten.

Die Entwicklung kostete mehr als 1,5 Millionen Euro

Trotz dieser ungeklärten Fragen seien in die Entwicklung des Mellow Boards bislang „deutlich mehr als 1,5 Millionen Euro“ geflossen, sagt Schewe. Für die beiden Gründer war das auch mit den Einnahmen aus der Crowdfunding-Kampagne nicht zu finanzieren. Sie haben mit dem Elektronik-Mittelsändler TQ Systems aus dem bayerischen See-Field einen strategischen Partner ins Unternehmen geholt. Dort wird der Antrieb auch gefertigt. Der Preis ist Premium, die Technik sei es auch, sagt Schewe. Er ist überzeugt, dass „made in Germany“ weltweit ein sehr gutes Verkaufsargument ist. Die Reaktion der ersten Kunden auf die Verzögerungen bei der Auslieferung scheint ihm recht zu geben. „Nur einige wenige“ diejenigen, die schon im Herbst 2015 bestellt hatten, sagt Schewe, seien abgesprungen.

Jeden Dienstag im Wirtschaftsteil. Lesen Sie am 13. Juni: Kokoswasser mit Espresso von Farmind. Alle bisherigen Tests finden Sie online unter www.abendblatt.de/testserie



Niedriger Ölpreis – Mieter können auf Rückzahlung hoffen

BERLIN: Zahlreiche Mieter in Deutschland können nach der Betriebskostenabrechnung für das vergangene Jahr nach Einschätzung des Deutschen Mieterbundes mit einer Rückzahlung rechnen. „Es gibt keine bösen Überraschungen“, sagte Geschäftsführer Ulrich Ropertz. „Die Frage ist eher: Wie viel Geld bekomme ich zurück aufgrund der gesunkenen Heizkosten?“ Während die Ausgaben für Heizung und Warmwasser 2016 zurückgingen, hätten sich die übrigen Betriebskosten im Durchschnitt nicht gravierend verändert – wobei es jedoch regionale Unterschiede geben könne.

Nebenkosten für Heizen, Wasser und Abwasser, den Hausmeister oder die Müllabfuhr machen in Deutschland im Durchschnitt etwa ein Viertel der Wohnkosten aus. Der größte Posten ist das Heizen. Hier sind die Kosten in den vergangenen Jahren aber deutlich gesunken. Wer eine 70-Quadratmeter-Wohnung mit Öl heizt, musste dafür im Jahr 2013 noch 1085 Euro bezahlen, wie aus Mieterbund-Berechnungen hervorgeht. Im vergangenen Jahr waren es demnach nur noch 649 Euro.

Alein gegenüber 2015 schmolz die Brennstoffrechnung für Mieter in überheizten Häusern um 14 Prozent – je nachdem, zu welchem Preis der Vermieter getankt hat. Bei Fernwärme lag die Ersparnis bei 6 Prozent: 907 Euro schlugen bei einer 70-Quadratmeter-Wohnung noch zu Buche. Bei Gas blieb der Wert bei etwa 830 Euro. „Bei Gas und Fernwärme kann es allerdings lokale Preisunterschiede geben“, sagte Ropertz. Viele Mieter erhalten nun nach Ende der Heizperiode ihre Nebenkostenabrechnung. Oft müssen sie aber auch deutlich länger darauf warten. „Der Vermieter hat bis Ende des Jahres Zeit, das Vorjahr abzurechnen“, heißt es beim Mieterbund. (dpa)

NACHRICHTEN

LOHNVERHANDLUNGEN

Tarifruhe bei Versicherungen gescheitert – neue Streiks

HAMBURG: Nach dem Scheitern der Tarifverhandlungen in der Versicherungsbranche will die Gewerkschaft Verdi mit mehr Streiks den Druck auf die Arbeitgeber erhöhen. Man werde die Streikmaßnahmen spürbar verstärken“, sagte Verdi-Verhandlungsführer Christoph Meister am Wochenende nach dem dritten ergebnislosen Gespräch in Hamburg. Die Gewerkschaft erklärte die Verhandlungen für die bundesweit 170.000 Versicherungsangestellten danach für gescheitert.

UMFRAGE

Viele Elektrogeräte landen im Müll statt in der Werkstatt

BERLIN: Obwohl viele defekte Elektrogeräte repariert werden können, landen sie auf dem Müll. 74 Prozent der Bundesbürger werfen kaputte Elektrogeräte weg, weil ihnen eine Reparatur zu teuer ist, ergab eine repräsentative Umfrage im Auftrag der Verbraucherzentrale Bundesverband (vzbv), die den Zeitungen der Funke-Mediengruppe vorliegt. In vielen Fällen ist eine Reparatur fast so teuer wie ein neues Gerät. Das ist weder ökologisch noch wirtschaftlich“, kritisiert Ingmar Streese vom vzbv.

ERNEUERBARE ENERGIE

Nordsee-Windpark Sandbank geht im Juli offiziell in Betrieb

HAMBURG/SYLT: Der Nordsee-Windpark Sandbank nimmt am 23. Juli offiziell seinen Betrieb auf. Die 72 Windkraftanlagen mit einer Leistung von 288 Megawatt stehen rund 90 Kilometer vor Sylt in der Nachbarschaft des Windparks Dan Tysk, der bereits seit mehr als zwei Jahren Strom liefert, teilen die Betreiber Vattenfall und Stadtwerke München mit. Sandbank könnte rein rechnerisch den Strombedarf von 400.000 Haushalten decken, wenn die Anlagen stets mit voller Last laufen würden.

Welche Bioprodukte werden in der Region erzeugt?

Der Biomarkt boomt. Mehr denn je achten Verbraucher auf gesunde Ernährung und Nachhaltigkeit. Die Redaktion des Obernburger Main-Echos zeigt, welche Bioprodukte in der Region erzeugt werden, und stellt zertifizierte Betriebe vor. Und sie beantwortet die wichtigsten Fragen zu diesem Thema.

Produkte mit der Aufschrift „Bio“ finden sich inzwischen in jedem Discounter. Der Anteil von Biowaren im Lebensmittelmarkt steigt. Doch Erzeugung und Kontrollmechanismen sind für den Verbraucher nicht transparent.

Die Redaktion greift den Trend auf und stellt Bioprodukte aus der Region vor. Sie informiert die Leser und Verbraucher, woher die Waren stammen und auf welchen Wegen man sie beziehen kann. Eine große Rolle spielt die Überprüfbarkeit: In den vorgestellten Betrieben kann sich jeder selbst informieren, ob tatsächlich so gearbeitet wird wie beschrieben.

Zum Auftakt gibt es einen Überblick über die Entwicklung des Biosegments in der Region. Die wichtigsten Unterschiede zwischen den verschiedenen Biosiegeln werden ebenso erklärt wie der Gedanken der Serie.

Ihre Folgen stellen jeweils einen bio-zertifizierten Betrieb im Landkreis Miltenberg vor. Berücksichtigt werden in erster Linie Betriebe mit dem Siegel eines der drei großen Verbände Bioland, Naturland und Demeter. Zum einen wegen der strengen Maßstäbe für die Erzeugnisse, zum anderen, um das Thema einzugrenzen.

Daneben werden wichtige Fragen beantwortet: Wie viele und welche Biobetriebe gibt es im Kreis? Warum und seit wann produzieren sie biologisch? Welche Überzeugungen vertreten die Inhaber? Wie sind die Vertriebswege? Wo können Verbraucher einkaufen?

Die Betriebe werden nicht nur in Print- und Online-Artikeln vorgestellt, sondern auch mit einem begleitenden Video. Aus den Beiträgen entsteht ein Online-Dossier, in dem die Leser einen Überblick bekommen.

Schwierig ist die Suche nach den Betrieben. Die Redaktion durchforstet verschiedene Datenbanken und nutzt eigene Kontakte. Der multimediale Ansatz erfordert einen hohen Aufwand. Für Text, Bild und Video sind manchmal mehrere Besuche in den Betrieben erforderlich.

Während viele Leser die Informationen nützlich finden, reagiert der Bauernverband kritisch. Er startet eine Informationsoffensive zu konventionell erzeugten Produkten und übt darin auch Kritik an ökologischer Landwirtschaft.

Link zum Dossier:
www.main-echo.de/dossiers/Bio-Regio+Miltenberg.

Tipp:

„Bei der Orientierung hilft der Blick in das Verzeichnis der kontrollierten Biounternehmen unter www.oeko-kontrollstellen.de. Dort findet man Infos über die Betriebe und ihre Erzeugnisse.“

Kontakt: Sabine Balleier, Redakteurin,
T +49 9371 / 97 57-31,
sabine.balleier@main-echo.de.
Medium: Main-Echo Obernburg/
Bote vom Untermain (2 Lokalausgaben Main-Echo)
Auflage: Insgesamt circa 71.000,
Lokalausgaben circa 21.000
Verbreitungsgebiet: Landkreis Miltenberg

Wo Hühner auf grünen Wiesen gackern

Birkenhof Kleinwallstadt: Stefan Pfeifer zeigt uns Betrieb, Stall und Felder – Landwirt plant kleinen Hofladen

Von unserer Redakteurin
NICOLE KOLLER

KLEINWALLSTADT. Der Verkaufsschrank der Familie Pfeifer ist eines der kleinsten Geschäfte der Region und doch hat es rund um die Uhr geöffnet. Wann immer jemand frisch gelegte Eier, Hausmacher Wurst, Bionudeln, Kartoffeln oder selbst gemachtes



Bio
aus der Region

Bärlauchsatz braucht, kann er sich am Schrank des Kleinwallstädter Bio-Bauernhofs bedienen und das Geld in die Kasse legen. Ein Modell, dem Landwirt Stefan Pfeifer zunächst skeptisch gegenüberstand, doch habe es sich mittlerweile bewährt.

Von Anfang an überzeugt war der Kleinwallstädter hingegen von der Umstellung auf Bio-Produktion, die er 2009 anpackte. Auf den Feldern des zertifizierten Bio-Bauernhofs wachsen Brotgetreide wie Weizen, Roggen und Dinkel, Mais, Ackerbohnen, Soja, Erbsen – zum Teil für die Tiere – und seit 2012 auch Kartoffeln, die schnell zum Verkaufsschlager avancierten. Zu den Großabnehmern zählen die Braunwarthmühle in Sulzbach und der Bio-Catering-service Vitaminreich in Aschafenburg.

Schafe als »Rasenmäher«

Neben dem Ackerbau konzentriert sich Pfeifer auf Schweine- und Mutterkuhhaltung. Außerdem leben auf dem Birkenhof Pferde, Ziegen und Schafe – letztere sind hauptsächlich als Rasenmäher im Einsatz. Seit 2014 hält Pfeifer Hühner auf der grünen Wiese. 150 sind es aktuell, doch geben sie nie so viele Eier, wie es die Kunden wünschen. »Was gestern Morgen gelegt wurde, war gestern Abend verkauft«, sagt der Landwirt, der aufgrund steigender Nachfrage über ein zweites Hühnermobil nachdenkt. Überhaupt steige das Interesse an Bio. Vielen Menschen sei es wichtig zu wissen, woher ihre Lebensmittel stammen, besonders bei tierischen Produkten.

Traum vom richtigen Hofladen

So erfolgreich der Verkauf aus dem Schrank läuft – Pfeifer träumt schon lange von einem richtigen Hofladen. Den idealen Standort haben seine Frau und er schon gefunden: zwischen Schafweide, Obst- und Gemüsebeeten des ehemaligen Ausflugslokals Walddeck, das direkt an den Birkenhof grenzt und seit einigen Jahren Teil davon ist.

Hier pflegen die beiden Kinder ihre Blumenbeete, während die Eltern saisonales Obst und Gemü-



Stefan Pfeifers Hühner scheinen sich auf der grünen Wiese wohl zu fühlen. Der Landwirt denkt über ein weiteres Hühnermobil nach, da die Nachfrage der Kunden immer die Zahl der gelegten Eier übersteigt.

Foto: Nicole Koller

Zahlen und Fakten: Birkenhof Kleinwallstadt

Seit 2009 ist der Kleinwallstädter **Birkenhof ökozertifiziert** und darf sich nach zweijähriger Umstellungsphase Naturland-Biobauernhof nennen. Zwei Jahre lang musste Landwirt Stefan Pfeifer zwar nach Bio-Richtlinien produzieren, doch die Produkte noch nicht als Bio verkaufen. Pfeifer hat einen Bullen, **17 Mutterkühe** und einige Kälber, zwölf Zuchtsauen und einen Eber, zwölf Pferde, sechs Schafe mit Lämmern, **150 Hühner** und ein **Bienenvolk**. Der Betrieb produziert Weizen, Dinkel, Hafer, Roggen, Gerste,



Rinder auf dem Kleinwallstädter Biohof Birkenhof. Foto: Nicole Koller

Mais, Erbsen, Ackerbohnen, Soja und Kartoffeln. Außerdem wachsen im **Gemüsebeet** mehrere Kohlsorten, Salat, Spinat, Tomaten, Karotten, Paprika, Brokkoli, Zucchini, Kürbisse, Radieschen. Pfeifer plant einen Hofladen, verkauft aber schon jetzt einige Produkte im Schrank in der Hofeinfahrt. (nico)



Oberhauserweg, Kleinwallstadt,
www.sp-biobirkenhof.de

E-Mail: sp-birkenhof@online.de,
06022/4064980, 0160/7208421;

se ernten – sogar Süßkartoffeln wachsen in kleinen Mengen. Dieses Jahr haben Pfeifers mit dem Imkern begonnen, entnehmen aber nur so viel Honig, dass die Bienen gut über den Winter kommen.

Im Hofladen, den Pfeifer in ein, zwei Jahren eröffnen möchte, wird es Produkte aus eigenem Anbau und aus der Region geben. Schöne Idee von Pfeifers Frau Petra Schneider: Wer will, soll Salatköpfe direkt aus dem Beet kaufen können. Schon jetzt erhalten Schrank-Kunden viel Frisches, doch stößt der Mini-Laden häufig an seine Grenzen. Etwa wenn Kunden nach Fleisch verlangen, das Pfeifer nur aus der Kühltheke verkaufen kann.

Warum Pfeifer sich für Bio entschieden hat? »Ich habe schon immer Wert auf ungespritzte Le-

bensmittel gelegt«, nennt er einen Grund. Ebenso wichtig sei ihm, dass es seinen Tieren gut geht. Von der artgerechten Haltung können sich auch Besucher überzeugen, die der Landwirt regelmäßig auf seinen Hof einlädt. Vor

» Was gestern Morgen gelegt wurde, war gestern Abend verkauft. «

Stefan Pfeifer, Bio-Landwirt

allem Kindern will er die Bedeutung der Landwirtschaft näherbringen. Aktuell ist er damit beschäftigt, einen Schulungsraum zu bauen, in dem hauptsächlich Aktionen für Schulen und Kindergärten stattfinden sollen.

Die Umstellung auf Bio sei nur durch einen Umzug aus der Ortsmitte möglich gewesen. Pro Huhn

seien etwa in der Bio-Haltung vier Quadratmeter Auslauf vorgeschrieben.

Macht 600 Quadratmetern bei 150 Hühnern, die häufig die Grasfläche wechseln. Der Pfeifersche Hof befindet sich seit rund zehn Jahren am Rande der Kleinwallstädter Streuobstwiesen, umgeben von 60 Hektar Land.

Robuster und seltener krank

30 Hektar davon sind Wiesen, die Pfeifer den Tieren zur Verfügung stellt. Doch hält er Schwein, Kuh und Co. auch im Stall mit Auslauf, weshalb sie »fitter, robuster und seltener krank« seien. »Und es entspricht unserer Vorstellung von Tierhaltung, auch wenn der Arbeitsaufwand höher ist.«



Dossier unter
www.main-echo.de

Wirtschaftsthemen an den Menschen erzählt

Wirtschaft ist dröge? Von wegen. Hinter Unternehmen und Bilanzen, Produkten und Dienstleistungen stehen stets Menschen. Eine Redakteurin der Süddeutschen Zeitung macht sich auf die Suche nach ihnen. Es sind Menschen, die nicht in der ersten Reihe stehen. Und die spannende Geschichten erzählen.

Viele denken bei Wirtschaftsberichterstattung an Börsendaten und Managerfloskeln, dabei betrifft Wirtschaft alle. Jeder hat jeden Tag mit Ökonomie zu tun, oftmals ohne sich dessen bewusst zu sein. Pia Ratzesberger, zunächst Volontärin, inzwischen Redakteurin im München-Ressort der Süddeutschen Zeitung, will wirtschaftliche Zusammenhänge lebendig und damit besonders auch für junge Leute interessant machen.

Sie sucht Menschen, bei denen sich Wirtschaftsthemen mit einer persönlichen Geschichte verbinden lassen. Ratzesberger trifft einen Mann, der mit einer Firma im Rechtsstreit liegt, die sich das „@“ als Marke eintragen ließ. Sie spricht mit einer Managerin, die lieber Tausende Kilometer am Stück wandert als Unternehmen zu sanieren. Sie besucht bei einem morgendlichen Rundgang Münchner Bäcker, die Brot und Semmeln noch handwerklich backen, und lässt sich erzählen, wie sie im harten Konkurrenzkampf überleben. Oder sie schreibt über eine Bankmitarbeiterin,

die für die Schließfächer der Stadtsparkasse zuständig ist und keines mehr frei hat – weil wegen der niedrigen Zinsen so viele ihr Geld in den Keller der Bank bringen.

Ihr Augenmerk richtet die Reporterin weniger auf die Bosse und Manager als vielmehr auf die leisen, unauffälligeren Menschen im Hintergrund. Hier findet sie interessante Protagonisten. Die Bankmitarbeiterin zum Beispiel arbeitet seit vier Jahren bei den Schließfächern und kann viel darüber erzählen, wer bei ihr ein Fach mietet und warum sich plötzlich so viele dafür interessieren. So gewährt sie nicht nur Einblick in einen streng gesicherten Raum, der vielen Lesern sonst verschlossen bleibt – sondern erzählt ganz nebenbei auch noch, wie sich das subjektive Sicherheitsempfinden der Menschen in München verändert hat.

Die Resonanz auf diese Geschichten ist gerade vonseiten des jungen Publikums sehr gut, die Beiträge gehören stets zu den am meisten gelesenen Texten auf der Website der Zeitung.

Süddeutsche Zeitung

Kontakt: Pia Ratzesberger, Redakteurin im München-Ressort, T +49 177 / 8951442, pia.ratzesberger@sueddeutsche.de

Medium: Süddeutsche Zeitung
Auflage: In München circa 120.000
Verbreitungsgebiet: Der München-Teil erscheint in der Stadt und in Bayern.

Anzahl Lokalteile: 10

Redaktionsgröße: Im München-Ressort circa 20

Tipp:

„Sich nicht von vermeintlich drögen Wirtschaftsthemen abschrecken lassen – denn sie haben viel mehr mit dem wahren Leben zu tun, als man vielleicht zu Beginn vermuten würde.“



Als Ramona Sorge die Zuständigkeit für die Schließfächer übernahm, dachte sie erst: „Wie langweilig.“ Dann merkte sie: „Ich bekomme das ganze Leben mit.“ Denn zu ihr kommt die geschiedene Ehefrau, die dem Mann die Vollmacht entziehen will. Oder der Sohn, der das Fach des verstorbenen Vaters auflösen muss.

FOTO: STEPHAN RUMPF

Fach- und Schließgesellschaft

Ramona Sorge ist in der Zentrale der Stadtparkasse für die Schließfächer zuständig. Diese sind derzeit begehrt wie lange nicht – von den 5000 Safes ist keiner mehr frei. Das hat mit den niedrigen Zinsen zu tun, aber auch mit der Angst vor Einbrechern

VON PIA RATZESBERGER

Sie darf so manches nicht erzählen. Wie sie am Morgen aufsperrt zum Beispiel. Am Abend zu sperrt. Wo die Kameras überwachen und auch nicht, wie die Alarmanlage funktioniert. Sie darf so manches nicht erzählen, der Sicherheit wegen. Denn darum geht es ja den Menschen, die zu ihr kommen. Um die Sicherheit.

Ramona Sorge, 43, geht die Treppe hinunter, der Baum ist schon offen. Die Wände mit Holz vertäfelt. Links die Séparées, rechts die Tür aus Beton. 40 Zentimeter dick. Und wüsste man nicht, dass man gerade in der Münchner Innenstadt steht, könnte das auch die Kulis eines Agentenfilms sein. Man steht aber im Keller der Stadtparkasse, der ist so stark gesichert wie kein anderer Raum in der Zentrale der Bank. Der Raum mit den 5000 Safes. Alle sind belegt, eine Warteliste führt Ramona Sorge erst gar nicht. „Was bringt es den Leuten, wenn ich sage: Sie sind die Nummer 2843. Sie können also in acht Jahren ein Fach haben?“

Es ist schon ein paar Monate her, da war in der Stadt plötzlich überall von den Schließfächern zu hören. Von den fehlenden Schließfächern. Nicht nur die Stadtparkasse meldete eine größere Nachfrage, auch die Hypovereinsbank, die Commerzbank. Immer mehr Menschen wollten Schließfächer mieten, hieß es auch beim Bayerischen Bankenverband, die Wartelisten in manchen Orten seien lang. Die Stadtparkasse hat in ihren 77 Filialen heute 25.660 Schließfächer, nicht einmal drei Prozent sind noch frei, und die Bank hat jetzt als erste in der Stadt angekündigt, noch mehr Schließfächer zu bauen – wie viele, will man noch nicht sagen, nur dass es eine „nennenswerte Zahl“ sei.

Die Frage ist nur: Warum mieten überhaupt so viele Münchner ein Schließfach an? Um das zu erfahren, geht man also in

den Keller mit Ramona Sorge, die jeden Tag vor den wuchtigen Regalen steht, in dem vor ihr befinden sich 23 schmale Fächer. Das Standard-Schließfach, mindestens fünf Zentimeter hoch, kostet 70 Euro im Jahr. „Früher haben wir Safes noch an Kunden anderer Banken gegeben, das geht heute nicht mehr.“ Es sind ja manchmal schon für die eigenen Kunden zu wenige da. Gerade nimmt eine ältere Dame ihre Blechbox aus dem Fach, trägt sie nach hinten in das Séparée. Türe zu.

Der Job von Ramona Sorge ist es, die Menschen in diesen Raum zu lassen und ihnen beim Öffnen zu helfen, jedes Fach braucht zwei Schlüssel, den eigenen und einen zweiten von der Bank. Was die Menschen in ihren grauen Blechkassetten lagern, erfährt Ramona Sorge aber nur, wenn sie es ihr erzählen, wenn sie oben bei ihr am Schalter stehen und sagen: „Wir haben geheiratet und wollen das geschenkte Goldjetzt einlagern.“ Das Bargeld. Das Testament. Die Hausschlüssel. Vor vier Jahren kam Ramona Sorge zu den Schließfächern, da war sie schon mehr als zehn Jahre bei der Bank und dachte erst: „Wie langweilig.“ Dann merkte sie: „Ich bekomme das ganze Leben mit.“ Zu ihr kommt die geschiedene Ehefrau, die dem Mann die Vollmacht entziehen will. Der Sohn, dessen Vater gestorben ist und der das Fach auflöst. Mit ihren 5000 Schließfächern bekommt Ramona Sorge immer auch mit, wie es den Menschen geht. Sie sagt: Die Menschen haben heute mehr Angst.

Erst Ende Oktober hat die Polizei in München eine Pressekonferenz gegeben, die Zahl der Einbrüche sinke stetig, hieß es da, im vergangenen Jahr habe die Polizei in der Stadt 1220 Einbrüche gezählt. Absolute Zahlen zu vergleichen ist schwierig, denn die Stadt wächst. Bezogen auf je 100.000 Einwohner waren es im vergangenen Jahr also 84 Einbrüche – vor 20 Jahren waren es mehr als doppelt so viele. In Hamburg zum Beispiel ist die Wahrschein-

lichkeit, dass jemand ins Haus eindringt, fünf Mal so hoch wie in München. Aber wenn es um ihre Sicherheit geht, verlassen sich die meisten Menschen auf ihr Gefühl statt auf Fakten. Mehr Menschen haben Angst, bei einem Terroranschlag zu sterben, als an einer Fischgräte zu erstickern. Wobei letzteres wahrscheinlicher ist.

Da sei also die Angst vor den Einbrüchen. Ramona Sorge steht vor den grauen Schränken, im fahlen Licht, eine Reihe an der nächsten, kleine Nummernschilder weisen den Weg. Manche Menschen hätten selbst hier unten Angst, in einem der am besten gesicherten Räume der Bank. Angst sich zu verlaufen. Aber Ramona Sorge ist ja da. „Vor sechs Jahren war hier auch mal nur die Hälfte der Schließfächer belegt.“ Vor vier Jahren fing sie in der Abteilung an, damals waren es schon um die 65 Prozent. Und dann fielen die Zinsen, auch deshalb hat Ramona Sorge heute kein Schließfach mehr zu vermieten. Da ist auch noch die Angst ums Geld.

Schon in der Zeit der Finanzkrise merkten die Bankiers an den Schaltern oben in der Halle das, die Menschen standen bis zum Eingang, um Gold abzuholen. Es waren die Jahre 2009 und 2010, die Zentralbanken senkten die Leitzinsen, die Europäische Zentralbank belässt ihren heute bei null. Wer sein Geld auf die Bank bringt, kriegt also kaum Geld für sein Geld und deshalb investiert man in vieles andere: in Aktien und Fonds zum Beispiel, auch in Immobilien und Edelmetalle – und deshalb rufen bei Ramona Sorge in der Woche zwar manchmal drei Kunden an, um ihr Schließfach aufzulösen. Aber eben auch zehn andere, um ein neues anzumieten.

Ramona Sorge geht die Regale entlang, nur in einem klappt ein Loch. „Ach das“, sagt Sorge, das sei kaputt, aufbrechen müssen habe man das nicht. Wobei das vor- komme, wenn die Kunden ihre Schlüssel verlieren, wenn sie ihre Miete nicht mehr zahlen. Und so erzählt man sich in der

Bank über diesen Raum und seine Fächer natürlich auch den ein oder anderen Mythos, einen toten Kanarienvogel soll man schon gefunden haben. Unterwäsche und Drogen und Waffen und Urnen. Bestätigen aber will das keiner. Bankgeheimnis.

Viele Banken in der Stadt machen ein Geheimnis daraus, wie viele Schließfächer sie besitzen, wie viele es in München gibt, lässt sich deshalb nicht herausfinden. Die Commerzbank gibt an, über mehr als 10.000 Schließfächer in der Stadt zu verfügen, die Hypovereinsbank aber will keine Zahl nennen, nur dass noch welche frei seien. Auch wenn die Nachfrage nach wie vor „sehr hoch“ sei. Ein Sprecher der Deutschen Bank sagt, Zahlen könne man nicht öffentlich machen, „der Sicherheit wegen“. Beim Bayerischen Bankenverband heißt es: „Besser geworden ist die Situation seit Beginn des Jahres auf jeden Fall nicht.“ Eher schlechter.

Wenn die eigene Bank kein Schließfach hat, kaufen sich manche sogar ihr eigenes. Ruft man bei Hartmann Tresore an, einer Firma aus Paderborn, die auch in München ein Geschäft hat, heißt es dort, man verkaufe in der Stadt deutlich mehr Tresore – die gleiche Antwort erhält man bei Eisenbach Tresore, einer Firma aus Feldafing, die ebenfalls in München verkauft.

Ramona Sorge lächelt dann nur. Sie weiß, das es nicht nur an der Angst vor den Einbrüchen liegt, dass all ihre Fächer vermietet sind, nicht nur an der Angst ums Geld. Sondern auch an der Konkurrenz. Viele Banken haben Filialen aufgegeben, mit ihnen die Schließfächer, die Kunden standen oben bei ihr am Schalter und sagten: „Ich brauche einen neuen Platz.“ Ramona Sorge sagt: „Manche haben nicht einmal eine Alternative angeboten.“ Zwar wird die Stadtparkasse im nächsten Jahr 17 Filialen zumachen, die Schließfächer aber werden sie in andere Filialen umziehen. Weniger werden sollen es nicht. Sondern mehr.

SICHER IST SICHER

25 660

Schließfächer besitzt die Münchner Stadtparkasse momentan, wenn man die Safes in all ihren 77 Filialen in der Stadt zusammenzählt. Bei der Bank heißt es zu wenige.

5000

Schließfächer stehen im Keller der Zentrale der Bank, von denen kein einziges frei ist.

Zwar lösen manchmal drei Kunden in der Woche ihr Fach auf – dafür aber rufen zehn andere an, die ein neues mieten möchten.

701

Schließfächer waren bei der Stadtparkasse in der vergangenen Woche insgesamt frei. Das sind nicht einmal drei Prozent.

Das abstrakte Thema Rente bekommt ein Gesicht

Für die meisten Menschen ist das Thema Rente ungeliebt und abstrakt. Der Südkurier in Konstanz lässt es konkret werden, indem er mit Menschen aus der Region Kassensturz macht. Anhand der Beispiele wird erläutert, was jeder Einzelne tun kann, um im Alter abgesichert zu sein. Das abstrakte Thema bekommt ein Gesicht.

Die Altersvorsorge ist eines der wichtigsten innenpolitischen Themen. Finanzielle Lücken sind absehbar, wenn nicht früh genug gegengesteuert wird. Denn: Bald versorgen in der staatlichen Rente zwei Arbeitnehmer einen Rentner.

Der Südkurier will Nutzwert bieten, damit sich die Leser zum einen ein Bild machen und zum anderen selbst finanziell aktiv werden können. Dafür sucht die Redaktion typische Lebensentwürfe – beispielsweise von Auszubildenden, Selbstständigen, Rentnern, Beamten, Alleinerziehenden, Landwirten, Handwerkern, Alten in Armut. Für diese Fallbeispiele findet sie die passenden Menschen aus dem Verbreitungsgebiet.

In zehn Folgen machen Leser aus allen Schichten öffentlich Kassensturz und erzählen, wie sie fürs Alter sparen – oder warum sie es nicht können oder müssen. Die Geschichten drehen sich darum, was man in der Vorsorge beachten sollte, als junger Mensch oder als Familie, als Landwirt oder Handwerker. Sie fragen, warum Frauen im Alter oft zu wenig bekom-

men, ob es Beamte wirklich besser haben, warum Rentner dazuverdienen (müssen). Sie geben Beispiele, mit welchen Abschlägen bei Frührente zu rechnen ist oder wie es aussieht, wenn die Rente nicht zum Leben reicht.

Zu jeder Geschichte gibt es Erklärtexte und Nutzwert-Informationen, abgestimmt auf die jeweilige Lebensgruppe: Was ist bei Frührente zu beachten, was bei einem Nebenjob, was wird angerechnet, wie wirkt sich frühes Sparen aus, welche Förderungen gibt es?

Zum Abschluss lädt die Redaktion die Leser ein zu einem Rentencheck. Berater helfen, Rentenbescheide zu analysieren. Die Resonanz ist riesig – und die Überraschung bei vielen Betroffenen groß, wenn sie sehen, welche tatsächliche Rente für sie errechnet wurde.

Die Serie erscheint auch als E-Book im Netz. Und sie wird flankiert von einem 80-seitigen Sonderprodukt, einem Ratgeber zur Serie, der sich viele Tausend Mal verkauft.

SÜDKURIER

Kontakt: Simone Ise, Projektredakteurin in der Chefredaktion, T +49 7531 / 999-1335, simone.ise@suedkurier.de

Medium: Südkurier

Auflage: Circa 119.000

Verbreitungsgebiet: Bodensee, Schwarzwald und Hochrhein

Anzahl der Lokalteile: 15 plus Alb-Bote

Redaktionsgröße: 100 Redakteure

Tipp:

„Für uns war wichtig, von den Menschen nicht allein eine Rentenhöhe zu erfahren, sondern zu erklären, wie diese Summe zustande kommt und welche Ausgaben jetzt zu schultern sind, damit der Leser ermessen kann, wie es ihm später einmal gehen könnte.“

13 Dinge, die Sie über die Rente wissen sollten

Die Rente ist sicher? Von wegen! Auf dem Weg in den Ruhestand lauert so manche Falle. So können Sie diese umgehen

1 Antrag her: Die Zahlung der Altersrente beginnt nicht automatisch. Versicherte müssen einen Antrag stellen. Damit die Zahlung pünktlich beginnt, beantragt man sie am besten drei Monate vor dem Rentenbeginn. Wer das nicht getan hat, wird spätestens im Monat vor Erreichen der Regelaltersgrenze über den Antrag informiert. Die Regelaltersgrenze steigt bis 2031 schrittweise von 65 auf 67 Jahre. Den Antrag nehmen die Versicherungsämter der Städte und Gemeinden sowie die gesetzlichen Krankenkassen an. Mit einem Personalausweis inklusive elektronischem Identitätsnachweis oder Signatürkarte ist es auch möglich, den Antrag online unter www.deutsche-rentenversicherung.de zu stellen.

2 Nix wie weg: Bis 67 arbeiten – so stellen sich viele ihre Zukunft nicht vor. Zwei von drei Berufstätigen (67,2 Prozent) wollen vor dem gesetzlichen Renteneintrittsalter in den Ruhestand gehen, wenn sie es sich leisten können. Viele setzen ihre Hoffnung auf die Rente mit 63, die von der Bundesregierung eingeführt worden ist. Doch Vorsicht, die gibt es nicht für jeden! Nur wer 45 Jahre rentenversichert ist, kann schon mit 63 Jahren den Ruhestand antreten. Frauen mit Kindern und Akademiker schaffen das in der Regel nicht. Und: Rente mit 63 heißt nicht exakt Rente mit 63. Auch hier steigen die Altersgrenzen. Wer 2017 diese Rente beziehen möchte, muss schon 63 Jahre und 4 Monate alt sein.

3 Ein schwieriger Rekord: Ruhestandler in Deutschland beziehen so lange Rente wie nie zuvor. Im vergangenen Jahr ist die durchschnittliche Bezugsdauer bei Frauen auf 22,8 Jahre (reguläre Altersrente), bei Männern auf 18,78 Jahre gestiegen. 2010 erhielten Frauen im Durchschnitt noch 22,09 Jahre Rente, Männer 17,51 Jahre. Das hängt mit der zunehmenden Lebenserwartung zusammen. Hinzu kommt ein anderer Trend: Das Eintrittsalter sank von 64,1 Jahren im Jahr 2014 auf 64,0 Jahre im Jahr 2015. Denn Arbeitnehmer gehen verstärkt mit 63 Jahren in den Ruhestand. In den Jahren zuvor war das Renteneintrittsalter unter anderem durch die Anhebung der Altersgrenzen für den Rentenbeginn kontinuierlich gestiegen.

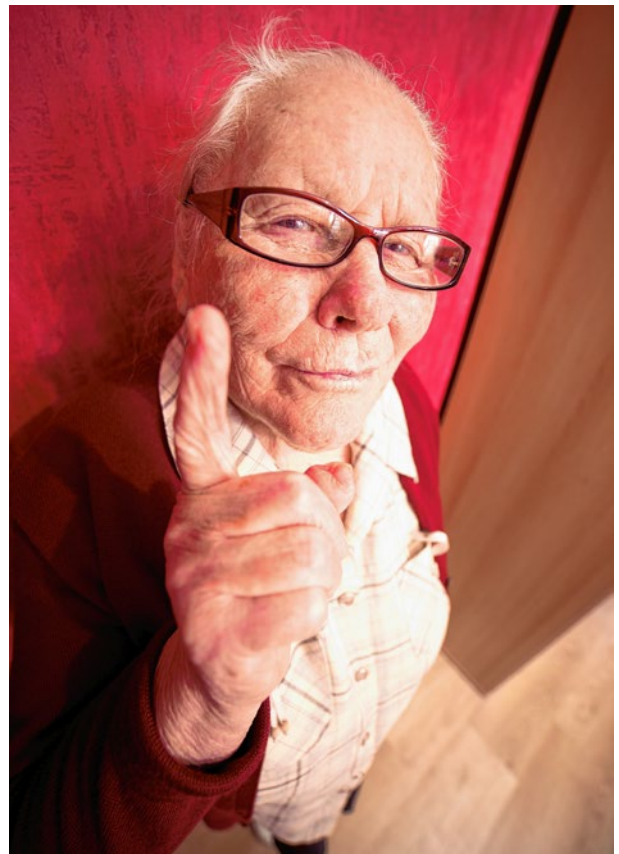
4 Das arme Geschlecht: Männer bekommen nach wie vor deutlich mehr Rente als Frauen, doch die Kluft schrumpft. Das ist aber nur zu einem geringen Teil auf eine bessere Altersversorgung für Frauen zurückzuführen, sondern vor allem auf eine im Durchschnitt sinkende gesetzliche Rente bei den Männern. Zu diesem Ergebnis kommt das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW). Bei der Altersversorgung ist die Kluft zwischen Männern und Frauen in Deutschland aber noch größer als bei den Löhnen. Der Studie zufolge erhielten westdeutsche Männer 2014 im Schnitt monatlich 994 Euro und damit 418 Euro oder 42 Prozent mehr aus der Gesetzlichen Rentenversicherung als weibliche Ruhestandler.

5 Zeit ist Geld: Wer für das Alter sparen möchte, sollte damit möglichst früh anfangen. Eine Beispielrechnung der Stiftung Warentest zeigt, wie wichtig der Faktor Zeit dabei ist: Um ein Guthaben von 100.000 Euro zu erreichen, müssen Sparer bei einer Durchschnittsverzinsung von (derzeit leider unrealistischen) drei Prozent monatlich 172 Euro einzahlen. Voraussetzung: Sie haben bis zur Rente noch 30 Jahre Zeit. Beginnen sie erst 10 Jahre vor dem Ruhestand damit, steigt der monatliche Sparbetrag auf 715 Euro. Um den Bedarf im Alter zu ermitteln, können junge Menschen sich an einer Faustregel orientieren: Wollen sie den gewohnten Lebensstandard halten, reichen etwa 80 Prozent des letzten Nettoeinkommens aus.

6 Nur mit der Ruhe: Teuer, kompliziert, unrentabel – die staatlich geförderte Altersvorsorge wird oft kritisiert. Gute Riester-Verträge von schlechten zu unterscheiden, ist für Verbraucher oft nicht leicht, berichtet die Stiftung Warentest (Heft 9/2016). Trotz der Kritik sollen Sparer laufende Verträge aber nicht gleich kündigen. Denn das ist häufig ein Verlustgeschäft: Die Zulagen und Steuersparrmisse müssen zurückgezahlt werden, und der Anbieter zieht zusätzlich seine Kosten ab. Die Folge: Kunden bekommen weniger zurück, als sie eingezahlt haben. Vor allem bei älteren Rentenverträgen lohnt es sich häufig, die Verträge weiterlaufen zu lassen. Wer mit seinem Vertrag unzufrieden ist, sollte ihn besser ruhen lassen. In diesem Fall müsse der Anbieter garantieren, dass alle bisher eingezahlten Beiträge sowie die Zulagen zu Beginn des Ruhestandes für die Verrentung zur Verfügung stehen.

7 Aufstocken erlaubt: Mit freiwilligen Beiträgen kann die gesetzliche Rente langfristig erhöht werden. Angesichts der derzeit noch niedrigen Zinsen bei Sparguthaben und privaten Rentenversicherungen kann sich das durchaus lohnen, wie die Stiftung Warentest (Ausgabe 2/2017) berechnet hat. Wer bis zu seinem Rentenbeginn beispielsweise noch 15 Jahre Zeit hat und jährlich 6000 Euro für seine Rente einsetzt, würde bei der gesetzlichen Rentenversicherung eine monatliche Rente von 363 Euro bekommen. Wer die gleiche Summe in eine günstige private Rürup-Rente steckt, hätte nach 15 Jahren lediglich 307 Euro monatliche Rente. Freiwillige Beiträge in die gesetzliche Rentenversicherung einzahlen können freiwillig Versicherte und – in gewissen Grenzen – auch Pflichtversicherte.

8 Kinder, Kinder: Frauen sollten für ihre Rente unbedingt bedenken: Kindererziehung zählt auch für die spätere Rente. Pro Kind werden grundsätzlich bis zu 36 Monate Erziehungszeit anerkannt. Zusätzlich können bis zum zehnten Lebensjahr eines jeden Kindes noch sogenannte Kinderberücksichtigungszeiten angerechnet werden. Kinderberücksichtigungszeiten werden die Anwartschaft aus einer versicherungspflichtigen Beschäftigung um bis zu 50 Prozent auf. Der Verdienst wird aber höchstens bis zum Durchschnittsentgelt aufgestockt. Das liegt 2016 bei rund 36.000 Euro. Löhnen kann sich die Anrechnung der Berücksichtigungszeiten zum Beispiel bei einem geringen Verdienst wegen Teilzeitarbeit. Wichtig ist es, spätestens bei der Rentenantragstellung auch die Berücksichtigung der Kindererziehung zu beantragen.



9 Ehrenamt lohnt sich: Wer einen Bundesfreiwilligendienst absolviert, erhöht dadurch seine Rentenansprüche. Denn der Arbeitgeber zahlt für die Tätigkeit in voller Höhe Pflichtbeiträge an die gesetzliche Rentenversicherung. Die Beitragshöhe wird auf Grundlage des Taschengeldes und der Sachleistungen wie Verpflegung und Unterkunft berechnet. Der Chef muss außerdem den Dienstbeginn und die Arbeitsentgelte und die Beschäftigungszeit übermitteln. Betroffene sollten prüfen, ob die angegebenen Zeiten im Versicherungsverlauf vollständig sind. Auch Personen, die bereits eine Altersrente beziehen und sich engagieren wollen, können den Bundesfreiwilligendienst ausüben. Ihnen werden allerdings keine Rentenbeiträge mehr gutgeschrieben. Denn sie sind versicherungsfrei.

10 Das Finanzamt wartet: Auch Rentner haben keine Ruhe vor dem Finanzamt. Sie müssen eine Steuererklärung abgeben, wenn sie mit ihren Einkünften über dem jährlichen Grundfreibetrag liegen. 2015 lag der Grundfreibetrag für Alleinstehende bei 8472 Euro, für Ehepaare und eingetragene Lebenspartner gilt der doppelte Betrag. Zurzeit ist noch nicht die gesamte Rente einkommenssteuerpflichtig. Wer im Jahr 2005 oder früher in Rente gegangen ist, muss 50 Prozent seiner Einkünfte versteuern. Seitdem steigt der Anteil für Neurentner jedes Jahr. Arbeitnehmer, die 2015 in Rente gegangen sind, müssen schon 70 Prozent ihrer Einnahmen versteuern. Der Teil, der nicht versteuert werden muss, wird Rentenfreibetrag genannt. Neben der Einkommenssteuer fällt auch der Solidaritätszuschlag an. Insgesamt werden 2017 demnach etwa 4,4 Millionen Ruhestandler zur Einkommensteuer herangezogen – also jeder fünfte der rund 20 Millionen Rentner.

11 Scheiden tut weh: Paare sollten bei einer Scheidung nicht vorschnell auf den Versorgungsausgleich verzichten. Das gilt besonders, wenn sie länger verheiratet waren. Denn sollte die Ehefrau dann auch noch im Sinne der Kinder bei der eigenen Karriere zurückgesteckt haben, könnte sie durch eine solche Entscheidung benachteiligt werden, da sie nur wenige Rentenansprüche aufbauen konnte. Grundsätzlich gilt: Wenn sich Paare scheiden lassen,

werden nicht nur die Vermögenswerte, sondern auch die Rentenansprüche zwischen beiden aufgeteilt. Es sei denn, beide einigen sich auf eine andere Lösung. So kann beispielsweise einer die gemeinsame Eigentumswohnung bekommen und der andere dafür seine Rentenansprüche behalten – dann verzichten beide auf den Versorgungsausgleich.

12 Weiter, immer weiter: Arbeitnehmer, die nach Erreichen ihrer Regelaltersgrenze keine Rente beziehen und weiter arbeiten, erhöhen ihren zukünftigen Rentenanspruch. Zum einen steigt die spätere Rente durch die weiteren Beiträge. Zum anderen gibt es als Ausgleich für den späteren Rentenbeginn noch einen Zuschlag von 0,5 Prozent pro hinausgeschobenem Monat – also sechs Prozent pro Jahr. Ein Rechenbeispiel: Arbeitet ein Durchschnittsverdiener mit einem monatlichen Bruttoeinkommen von 2900 Euro ein Jahr länger, bringt das rund 29 Euro Rentenzuwachs. Rechnet man den monatlichen Zuschlag hinzu, steigt die Rente von 1000 Euro auf dann 1091 Euro im Monat (1000 Euro + 29 Euro + sechs Prozent von 1029 Euro). Aber Obacht: Wer den Rentenantrag für den Zeitpunkt des eigentlichen Renteneintritts nicht stellt, dem entgeht das ihm zustehende Geld, denn es kann auch nicht rückwirkend eingefordert werden.

13 Kein Altpapier: Gehaltsabrechnungen sollten nicht zu früh im Papierkorb landen. Zwar melden Arbeitgeber alle relevanten Daten an die Rentenkasse. Im Laufe der Jahre können jedoch Unterlagen verloren gehen. Da sich die Höhe der Rente aus der Art und Dauer der Beschäftigung ergibt, seien diese Dokumente wichtig. Arbeitnehmer sollte deshalb Gehaltsabrechnungen bis zur Rente aufbewahren. So könnten sie jederzeit nachweisen, wann sie wie lange welcher Beschäftigung nachgegangen sind. (huf)

Sabine Tesche, 58

„Ich bin noch nie soviel von Lesern auf ein Thema angesprochen worden. Es geht uns halt früher oder später alle an.“

Fotografen

Stimmt alles?

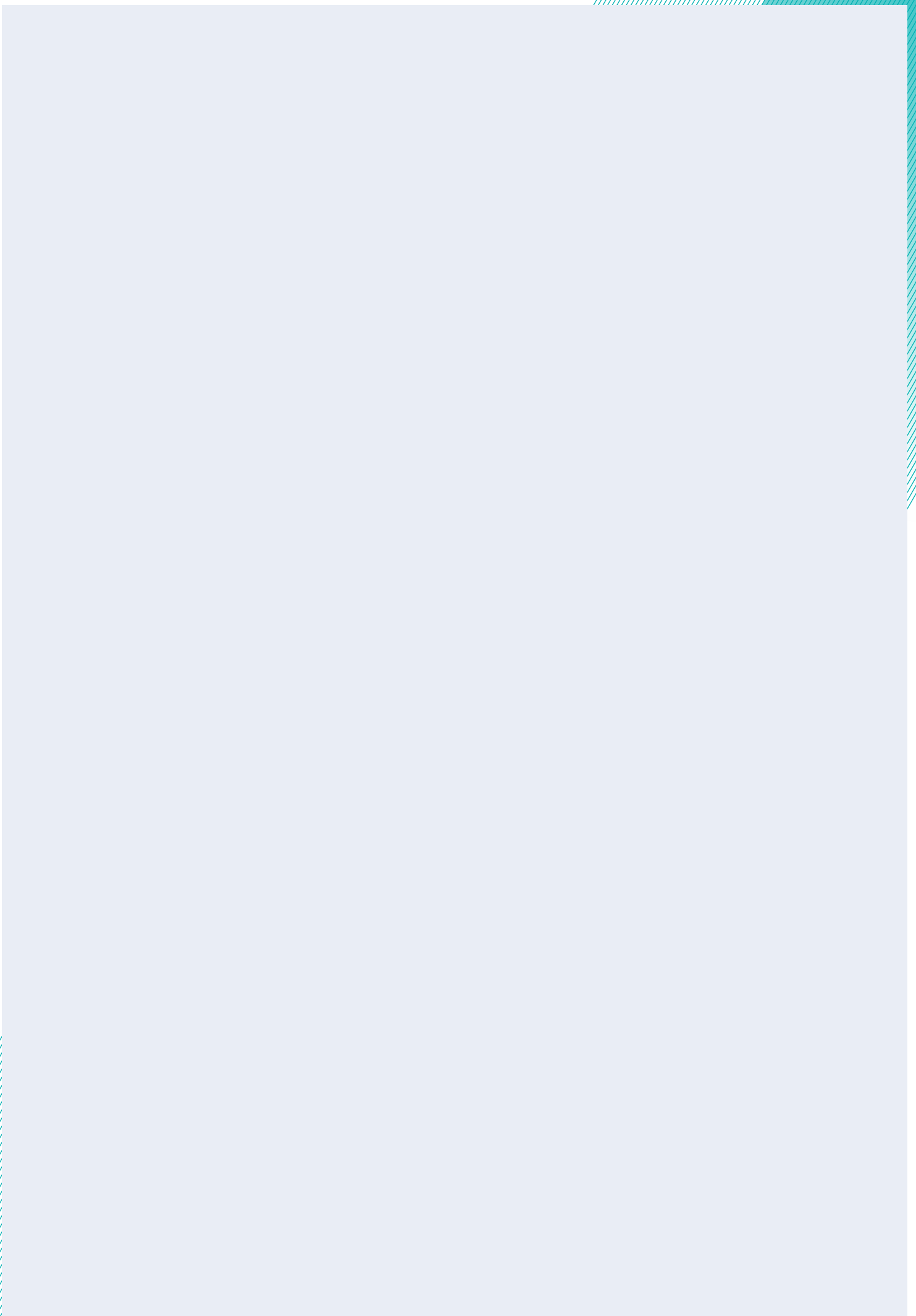
Bei der Rente kommt es auf jeden Euro an. Gut dran ist, wer sich rechtzeitig informiert.

BILD: AJLANTAN - FOTOLIA

Margit Hufnagel, 41

„Ja, es ist quälend, sich durch den Wust an Fach-Chinesisch und Zahlen-Kolonnen zu kämpfen. Aber ganz ehrlich: Geld verschenken - wer will das schon?“
Politikredakteurin





Kultur lokal

Hinter den Kulissen beginnt das Kürprogramm

Gerade im Lokalen ist der Kulturbetrieb von Lobbyisten getrieben. Alle wollen sie in Vorberichten und Rezensionen gewürdigt werden. Sich aus diesem Zwang zu befreien ist die hohe Kunst der Lokalredaktion. Nichts eignet sich dazu besser als die Kür: Eine breite Palette von Themen – von der Kunstvermittlung bis zur Kulturpolitik, von der Inszenierung bis zur Finanzierung, von der Unterhaltung bis zur Sinnstiftung – bietet hier unzählige Möglichkeiten. Besonders spannend ist es, hinter die Kulissen zu blicken und mit eigenen Initiativen zu glänzen. Dafür öffnen Lokalredaktionen heute alle multimedialen Kanäle.

Der Holocaust als Teil der eigenen Familiengeschichte

„Jude“ ist ein Schimpfwort auf Schulhöfen und in sozialen Netzwerken. Menschen jüdischen Glaubens leben zunehmend in Angst. Eine Journalistin weiß aus eigener Erfahrung, wie sich das anfühlt. Sie schreibt über ihre Familie – und zwischen den Zeilen über eine beängstigende Entwicklung.

Helena Sender-Petry hat lange darüber nachgedacht, ob sie diese Geschichte schreiben soll. Über ihre Familie, letztlich über sich selbst. Doch schließlich kam sie zu dem Schluss, dass ihre persönliche Geschichte, die so eng mit dem Holocaust verknüpft ist, wichtig ist. Gerade in einer Zeit, in der Rassismus und Antisemitismus wieder offen gelebt werden, in der Männer, Frauen und Kinder ausgegrenzt und diffamiert werden, weil sie jüdischen Glaubens sind.

Die Autorin beschreibt eine Spurensuche. Sie beginnt am Grab der Urgroßmutter, die 1912 gestorben ist. Es liegt auf einem alten jüdischen Friedhof. Und dann mitten im Text kommt dieser Satz: „Helene und Sigmund Sender wurden 1944 in Auschwitz ermordet.“ Es sind die Großeltern der Redakteurin. Großeltern, die sie nie kennengelernt hat.

Sender-Petry ist mit dem Holocaust aufgewachsen, sie kannte schon als Kind die Namen der Vernichtungslager, wusste von Flucht, Leid und Vertreibung. Sie wusste von dem Grab ihrer Urgroßmutter auf dem jüdischen Friedhof in Bingen.

Und doch dauerte es lange, bis sie sich der eigenen Geschichte stellte. Vor Jahren stößt sie auf Stolpersteine, in die Namen ihrer Vorfahren eingraviert sind, und fängt an zu recherchieren. Unterstützt vom Verein „Jüdisches Bingen“ sammelt sie Unterlagen zu ihrer Familie. Sie findet Dokumente über die in Auschwitz Ermordeten und die Überlebenden. Darunter auch über ihren Vater, der Deutschland 1933 verlassen hat und nach dem Krieg zurückkam. Sie begriff lange nicht, warum.

Die kleine Geschichte von Sender-Petry klagt nicht an. Sie beschreibt nur, wie es sich anfühlt, wenn der Holocaust Teil der Familiengeschichte ist. Wenn das Telefon in der Nacht klingelt und eine Stimme „dreckiges Judenpack“ brüllt. Wenn der Vater dieses Land trotz allem als seine Heimat betrachtet.

Die Resonanz auf die Veröffentlichung ist groß. Zahlreiche E-Mails, Briefe und Anrufe zeigen, wie sehr die Leser von dieser Geschichte berührt sind. Oft wird die Autorin darauf angesprochen. Es gibt ihr das Gefühl, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

Allgemeine Zeitung

Kontakt: Helena Sender-Petry, Redaktionsleiterin Allgemeine Zeitung Ingelheim/Bingen, T +49 6721 / 91 04 38 21, helena.sender-petry@vrm.de

Medium: Allgemeine Zeitung Ingelheim/Bingen

Auflage: 15.000

Verbreitungsgebiet: Bingen, Ingelheim, nördlicher Landkreis Mainz-Bingen

Anzahl Lokalteile: Ingelheim-Bingen ist eine von 6 Lokalausgaben der Allgemeinen Zeitung der Verlagsgruppe Rhein-Main mit Sitz in Mainz.

Redaktionsgröße: 4 Redakteure

Tipp:

„Journalistinnen und Journalisten sollten sich nicht scheuen, die eigene Person in den Fokus zu rücken, wenn die Geschichte, die sie erzählen, eine gesamtgesellschaftliche Relevanz hat.“

Der älteste Grabstein auf dem jüdischen Friedhof trägt die Jahreszahl 1602.

Aus der Zeit gefallen

Eine Spurensuche nach den eigenen Wurzeln auf dem alten jüdischen Friedhof in Bingen.

Von Helena Sender-Petry

I

ch lege einen Stein auf das Grab. Es ist ein Stein aus dem Garten meiner Eltern, den ich vor vielen Jahren zur Erinnerung ausgegraben habe. Das Haus ist längst verkauft, Vater und Mutter seit vielen Jahren tot. Jetzt habe ich meiner Urgroßmutter Fanni dieses Stück Hennweiler gebracht, ein winziger Teil des kleinen Dorfs im Soonwald, das für ihre Tochter Helene, die alle nur Lene nannten und die 1877 in Bingen geboren wurde, 40 Jahre Heimat war. Ein seltsames Kribbeln im Magen beunruhigt mich. Der Besuch fasst mich mehr an, als ich es für möglich gehalten hätte. Diese verwiterte Grabstätte auf dem alten orthodoxen jüdischen Friedhof in Bingen bedeutet mir plötzlich so viel mehr als nur ein nostalgischer Ausflug zu den Ahnen. Vielleicht hat es deshalb so lange gedauert, bis ich den Mut dazu fand. Beate Goetz vom Arbeitskreis Jüdisches Bingen versteht. Unzählige Male hat sie Menschen aus aller Welt begleitet, hat ihnen dabei geholfen, ihre Wurzeln zu finden. Mit einer Bürste schrubbt sie vorsichtig das Moos beiseite, gibt keine Ruhe, bis die Schrift auf dem Stein lesbar ist. Fanni Bär, meine Urgroßmutter, starb am 10. August 1912. Sie wurde 61 Jahre alt. Beate Goetz er-

zählt von einer Spurensucherin, die zum Judentum konvertieren wollte, so ergriffen sei diese Frau gewesen. Nein. Der Gedanke kam mir nie. Jüdisch sein bedeutet für mich, einer Schicksalsgemeinschaft anzugehören. Zumal ich als Tochter eines jüdischen Vaters gar keine Jüdin sein kann. Da versteht der Talmud keinen Spaß: Nur wer von einer Jüdin geboren wurde, ist jüdisch. Ich wurde getauft und katholisch von meiner Mutter erzogen. Mein Vater Max, Helenes Sohn und Fannis Enkel, hatte nichts dagegen.

Nichts ist geblieben

Ob mein Vater, damals noch keine zwei Jahre alt, dabei war, als Fanni beerdigt wurde? Die Vorstellung, dass genau an dieser Stelle, an der ich jetzt stehe, Helene und ihr Ehemann Sigmund mit ihren Söhnen Walter, Hans und Max – Julius und Rudi wurden später geboren – trauerten, berührt mich tief. Ich bin meinen Großeltern ganz nah, die ich nie kennengelernt habe. Helene und Sigmund Sender wurden 1944 in Auschwitz ermordet. Nichts ist von ihnen geblieben, nur wenige Fotos und eine Erinnerungsplatte auf dem Grab meines Vaters. Auch deshalb bedeutet es mir so viel, einen Stein auf Fannis letzte Ruhestätte zu legen. Doch keine Spur vom Grab meines Urgroßvaters Heineemann oder Hans Bär – die wenigen Quellen widersprechen sich –, der vor Fanni starb. Er war ein einfacher Mann, ein Schuhmacher, gottesfürchtig und fromm, der in der Amtsstraße in seiner Synagoge, dem Gotteshaus der orthodoxen Juden, betete. Sein Weg führte nicht in die Rochusstraße, wo sich die liberalen Juden versammelten. Die Bärs waren keine reichen Leute, Sohn Daniel, Helenes Bruder, der 1940 in Bingen starb, arbeitete als Küfermeister. Seine Familie überlebte den Nazi-Terror nicht. Schon vor Jahren stolperte ich über die kleinen Gedenkplatten im Pflaster der Amtsstraße,



Es ist eine alte jüdische Sitte, einen Stein auf ein Grab zu legen. Es bedeutet: „Auch ich war hier.“ Man lässt etwas von sich zurück. Fotos: Thomas Schmidt

»1925 wurde die strenge Friedhofsordnung aufgehoben.«

Beate Goetz,
Verein Jüdisches Bingen

ße, las den Namen Bär und wusste instinktiv, diese Menschen gehören zu mir. Erinnerungen wurden schlagartig wach, ich hörte die Stimme meines Vaters, der von seiner Mama sprach, dem „Binger Mädchen“ mit blondem Haar und blauen Augen, das ganz wunderbar kochen konnte. Damals kontaktierte ich Beate Goetz.

Der jüdische Friedhof in Bingen ist rund 400 Jahre alt, auf einem etwas höher gelegenen Areal begruben die Mitglieder der jüdisch-orthodoxen Gemeinde, auch die Familie Bär, ab 1872 ihre Verstorbenen. Bis 1925 war dieser Bereich durch eine Mauer abgetrennt. Goetz: „Danach wurde die bis dahin strenge Friedhofsordnung aufgehoben. Nur wenn noch eine Stelle in einem Familiengrab frei war, durfte bestattet werden. Neue Gräber wurden keine mehr angelegt.“ Es ist ein verwunschener, wie aus der Zeit gefallener Ort hoch über Bingen. Pflanzen wuchern, Moos umhüllt viele Steine wie ein dicker grüner Mantel, die Wege sind steil und schmal, nur zaghaft blüht die Sonne durch die dichten Kronen der alten Bäume. Noch immer werden Steine auf Gräbern abgelegt, Angehörige reisen aus der ganzen Welt an, um ihre Toten zu ehren.

Es macht mich traurig, dass mir

INSCRIFT

► **Inscript Grabstein auf Hebräisch:** Hier ist begraben die tüchtige Gattin, Zierde ihres Gatten und ihrer Kinder, lauter, aufrecht und liebenswürdig in ihren Taten, Frau Fanni, **Tochter des Ascher**, verschieden am 27. Tag (des Monats) Aw 672 nach kleiner Zählung. Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.

► **Deutsch:** Hier ruht Frau Fanni Bär, geb. 18. Oktober 1851; gest. 10. August 1912.

► **Quelle:** Steinheim-Institut, epigraphische Datenbank.

meine Großeltern so fremd geblieben sind. Dabei bin ich mit dem Holocaust aufgewachsen, ich kannte schon als Kind die Namen der Vernichtungslager, ich wusste von Flucht, Leid und Vertreibung, ich war umgeben von Zeitzeugen. Mein Vater verließ sein Dorf 1933. Über 20 Jahre lebte er in Palästina, er und seine Brüder Walter und Rudi jubelten bei der Gründung des Staates Israel auf den Straßen von Tel Aviv. Julius machte sich 1938 auf den Weg in die USA, wo er bis zu seinem Tod blieb. Nicht so seine drei Brüder, die, aus den unterschiedlichsten Gründen, nach Deutschland zurückkehrten. Ich begründete die Telefon in der Nacht geklingelt hatte und eine Wut verzerrte Stimme aus dem Hörer „dreckiges Judenpack. Euch hat man vergessen zu vergasen“ brüllte, wollte ich es endlich wissen: „Warum bist du hier, nach allem, was passiert ist? Warum tust du dir das an?“ Seine Antwort war so einfach wie überzeugend: „Ich wollte heim.“

Für mich hat sich ein Kreis geschlossen. In der Tasche trage ich einen Stein aus Bingen mit mir, den ich schon sehr bald auf Grab meines Vaters legen will. Auch Bingen war ein Stück Heimat für ihn.

Alle Bürger sollen über die Stadtkultur mitreden

Über die Stadtkultur in Eichstätt wird heftig diskutiert. Der Eichstätter Kurier ruft die Bürger auf allen Kanälen zum Mitreden auf. Um die Debatte zu lenken, stellt er 24 Detailfragen, die zu einer Leitbilddiskussion auffordern: In welcher Stadt wollt ihr leben? Das Medium dafür ist ungewöhnlich: ein Adventskalender.

Eichstätt ist eine ruhige Kleinstadt mitten in Bayern, der es eigentlich ganz gut geht. Dennoch herrscht Unzufriedenheit. Der Stadtrat streitet übers Geld, kürzt die Kulturförderung, in der Innenstadt herrscht Leerstand, der Tourismus schwächelt. Zu all diesen Fragen melden sich die Bürger kaum zu Wort – oder sie werden nicht gehört.

Die Redaktion des Eichstätter Kuriers will das ändern. Möglichst viele Leserinnen und Leser sollen über die zentralen Themen für die Stadt mitdiskutieren. Dafür müssen die Journalisten nah ran an die Leute – digital per Facebook, persönlich auf dem Wochenmarkt und im Blatt mit interessanten Geschichten.

Zusammen mit der Initiative „Achtung Kultur“, die sich als Reaktion auf die städtischen Sparmaßnahmen gegründet hatte, entwickelt Redaktionsleiterin Eva Chloupek einen besonderen Adventskalender. Vom 1. bis 24. Dezember wird im Lokalteil und auf der Facebook-Seite täglich ein Türchen mit einer relevanten Frage zur Stadtpolitik geöffnet.

Das Projekt verfolgt mehrere Ziele: eine offene Debattenkultur, neue Wege der Leser-Blatt-Bindung und ein besseres Miteinander von Print- und Online-Redaktion.

Die Frage „Was ist los, Eichstätt?“ wird in 24 Detailfragen aufgesplittet – mal sehr konkret gestellt, mal frei und manchmal auch zugespitzt formuliert. Die Bürger können auf Facebook diskutieren oder via E-Mail, Post oder auch im persönlichem Gespräch. Ihre Anregungen sind die Basis für eine sechsteilige Serie. Es geht um Tourismus und Einzelhandel, Stadtentwicklung und Gastronomie, Verkehr und Lärm, Kultur und Gesellschaft, um viele Facetten des Lebens in der Stadt.

Damit die Ideen der Leser nach Weihnachten nicht versickern, veranstaltet die Zeitung eine Podiumsdiskussion, bei der die Bürger mit Verantwortlichen diskutieren können. Viele Menschen nutzen die Möglichkeit – live und auf dem Facebook-Livestream.

Am Ende hat die Redaktion viele Anregungen für weitere Geschichten, sie hat ein bürgernahes, cross-mediales Redaktionskonzept, das sie weiterführen wird. Und die Zeitung bleibt selbst Stadtgespräch.

Tipp:

„Erst überlegen: Was will ich? Warum? Und für wen? Wenn diese Gedanken formuliert sind, sinnvoll erscheinen und auch noch Spaß machen: Tun, also konkret werden und ohne Angst vor Rückschlägen starten.“

EICHSTÄTTER KURIER

Kontakt: Eva Chloupek, Redaktionsleiterin Eichstätter Kurier, T +49 8421 / 97 99-18, eva.chloupek@donaukurier.de

Medium: Eichstätter Kurier

Auflage: Circa 12.000

Verbreitungsgebiet: Stadt Eichstätt und 16 umliegende Gemeinden im Landkreis Eichstätt

Anzahl Lokalteile: Der Eichstätter Kurier ist eine von 9 Lokalredaktionen des Donaukurier Ingolstadt.

Planlose Ausgaben in der poetischen Stadt

Ein zwiegespaltener Blick auf Eichstätt – Antworten auf die Adventskalenderfragen neun bis zwölf

Von Katrin Straßer

Eichstätt (EK) Noch ein Gutachten braucht Eichstätt offensichtlich nicht – zum entsprechenden Adventskalendertürchen äußerte sich niemand. Andere Fragen wurden wieder rege diskutiert.

Mehr Wertschätzung fürs Ehrenamt, meint Oliver Haugg, könne die Stadt Eichstätt zeigen „indem sie zeitnah den Träger des Bundesverdienstordens, Johann Beck, ehrt – zum Beispiel mit einem Eintrag ins goldene Buch der Stadt“. So seine Antwort auf unsere Frage zum 9. Dezember („Tut die Stadt genug, um das bürgerschaftliche Engagement fördern und unterstützen?“). Robert Meyer ergänzte auf Facebook: „Wenn man sich in Eichstätt nur auf die Stadt verlassen müsste, dann wäre die kulturelle Vielfalt und die Möglichkeiten wohl deutlich eingeschränkt.“

Viel Liebe für die Stadt, ihre Menschen und die sie umgebende Landschaft offenbarten die Antworten auf die Frage vom 10. Dezember: „Wo, finden Sie, ist die Stadt poetisch?“ Cendra Polsner fiel dazu als Erstes der Eichstätter Poetry Slam ein, der sich inzwischen deutschlandweit einen Namen gemacht hat. Sie findet aber auch „die Henkerswiese oberhalb vom Neuen Weg sehr zauberhaft, besonders wenn stadlgold kleine, aber umso feinere Musikfestchen dort feiern. Die brüchige Poesie der Steinbrüche und Abraumhalden erzählt ein stadtbekanntes Fotograf sehr bildgewaltig“. Für Susanne Wein „ist die ganze Stadt in den meisten Ecken,



Ein fantastischer Sonnenaufgang am Eichstätter Figurenfeld, festgehalten im Oktober von Johannes Schmidkonz. Das Figurenfeld ist für so manchen Eichstätter „eine wirklich poetische Landschaft“. Foto: Schmidkonz

Gassen, Hinterhöfen, Plätzen und auch in der Natur ringsum Poesie pur“. Es sei an der Zeit, „diese Poesie zu nutzen“. Oliver Haugg liebt „es eher wild romantisch am Kappelbuck“. Susanne Schmidt-Neumann meint: „Oben am Frauenberg ist es poetisch. Man kann so schön ins Tal herunterblicken und sich bewusstmachen, an welch gigantischen Ort man lebt.“ Robert Meyer nennt das Figu-

renfeld und das Hessental „eine wirklich poetische Landschaft“.

Nicht um die schönen Seiten des Lebens, sondern um das ungeliebte Thema der leeren Stadtkasse ging es am 12. Dezember. Die „nachgerade absurde Situation einer Musterkleinstadt, die mit satter Vollbeschäftigung auf leere Kassen blickt“, wie Cendra Polsner sie beschreibt, rief auf Facebook ganz unterschiedli-

che Reaktionen hervor. Doris Huber ist sich sicher: „Die Leute, die für die planlosen Ausgaben der Steuergelder verantwortlich sind, sofort abzusetzen, würde sogleich die Kasse wieder sinnvoll füllen.“ Einen ganz anderen Ansatz brachte Manfred Gobleder per Briefpost ins Spiel: Er möchte den Anteil der Stadt Eichstätt an der fusionierten Sparkasse Ingolstadt-Eichstätt verkaufen. Weil, so Gobleder, „vermut-

lich in Zukunft weiterhin keine relevanten Ausschüttungen zu erwarten sind. (...) Mit etwas Fantasie kann man sich ausmalen, was mit diesem Geld, dessen Höhe sicherlich nicht unerheblich ist, alles verwirklicht werden kann“.

Diese Fantasie beim Leser zu wecken, ist Ziel unseres Adventskalenders in Zusammenarbeit mit „Achtung Kultur“. Antworten auf die Fragen 13 bis 16 folgten am Dienstag.

WAS IST LOS, EICHSTÄTT?

Wann wird Geräusch für Sie zu Lärm?

Eichstätt (EK) „Was ist los, Eichstätt?“ Das ist die gesellschaftliche Kernfrage der Stadt, die Frage, die irgendwie alle beschäftigt und die dennoch schwer greifbar ist. Daran knabbern wir Journalisten täglich in der Zeitung, darüber rauchen die kreativen Köpfe der Initiative „Achtung Kultur“, die kulturellen Belangen in der Stadt zu mehr Wertschätzung verhelfen wollen. Weil dazu auch die Gesprächskultur gehört, haben

wir nun als ganz speziellen Adventskalender 24 Detailfragen formuliert, manche ganz konkret, manche bewusst frei, manche durchaus gewollt tendenziell.

Und damit sind Sie, werte Leserinnen und Leser, mit Ihren Antworten, Ideen und Meinungen gefragt. Jeden Tag öffnet sich ein neues Fragetürchen, über das zum einen „live“ digital auf unserer Facebookseite diskutiert werden kann, das aber auch die Basis für redaktionelle Beiträge in unserer Zeitung werden soll, mit denen wir die Themen dieses Adventskalenders begleiten wollen.

Also: Seien Sie via Facebook dabei, mailen Sie uns an ak-

tionen.eichstaett@donaukurier.de oder reichen Sie uns Ihre Zeilen in die Redaktion (Westenstraße 1, 85072 Eichstätt) herein.

Das Ganze mündet dann in einer Podiumsdiskussion. Ort und Zeit sind schon gesetzt: Freitag, 26. Januar, 18 Uhr, in der ehemaligen Johanniskirche. Gesprächsbedarf dürfte es bis dahin genügend geben:

16. Ein Thema, das uns in der Stadt immer wieder beschäftigt, ist der Lärm. Das Argument der Lärmbeilästigung hat dem Akustikfestival Akkufish

am Herzogsteg den Garaus gemacht – das zeitgleich stattfindende Blasmusikfestival störte offenbar niemanden; nächtliche Schreie aus der Abschiebehaf bringen die Anwohner um den Schlaf und entfachen eine Grundsatzzdebatte, die streckenweise auch jenseits mitmenschlicher Umgangsformen geführt wird (was

wir aber weder digital noch analog dulden).

Lärm ist also ein hochemotionales Thema. Was ist für Sie persönlich Lärm? Und wo sehen Sie die Grenzen bei der Frage, welche Art von Geräusch in einer lebendigen Innenstadt

geduldet werden sollte und müsste?

17. Der dritte Adventssonntag lädt vielleicht sogar zum Spaziergang in der Natur und durch den vorweihnachtlichen Wald. Da hat die Fantasie frische Luft und freien Lauf. Also, lassen Sie sich keine Grenzen setzen bei diesen durchaus philosophisch gemeinten Fragen: Wo findet in Eichstätt freier Wildwuchs statt? Ist Eichstätt einzigartig oder eigenartig und wenn ja warum?

Diskutieren Sie mit uns zum Thema auf Facebook www.facebook.com/eichstaetter.kurier

16.
17.



Crossmediale Entdeckungstour in verwinkelten Kirchtürmen

Jeder hört sie, kaum einer hat sie je gesehen oder weiß, wie sie funktionieren, hergestellt werden, welche Geschichte sie haben: Kirchenglocken. Zwei Redakteure der Heidenheimer Zeitung sind als Glöckner unterwegs und stellen in einer crossmedialen Serie die Glocken der Region in Text, Bild und Ton vor.

Einst bestimmten Glocken den Tagesrhythmus der Menschen, noch immer sind sie aus dem täglichen Leben nicht wegzudenken. Allein während des Zweiten Weltkriegs wurden aber auch 80.000 Glocken vernichtet.

Kulturredakteur Manfred F. Kubiak und Online-Redakteur Arthur Penk steigen mit Block und Actioncam in verwinkelte Kirchtürme und stellen Glocken und ihre Geschichten vor. „Heiliger Bimbam“ heißt die Serie, die in 17 Folgen im Kulturteil der Heidenheimer Zeitung und parallel über das Online-Portal der Zeitung sowie auf YouTube erscheint.

Ziel der Reportagen ist es vor allem, die ältesten Kirchenglocken im Landkreis vorzustellen. Dabei überraschen die Journalisten selbst Experten. Sie entdecken mehrere Glocken, die teils als verschollen galten, teils an einem anderen Ort vermutet wurden.

Die Serie ist crossmedial angelegt, einerseits, um so viele Fakten und Details wie möglich zu vermitteln, andererseits, um die digitale Reichweite zu nutzen. Auch sollen die Geschichten nicht nur lesbar, sondern auch seh- und hörbar sein.

Die Actioncam-Reportagen lassen die Nutzer unmittelbar an den Entdeckungstouren teilhaben.

Die Serie soll nicht nur den Wert der Glocken als Denkmale herausarbeiten, sondern auch in Erinnerung rufen, was passieren kann, wenn sie nicht geschützt werden. Sie will den Menschen zeigen, welche Kleinodien ihre Stadt oder ihr Dorf beherbergt. Das komplexe Thema soll für Laien verständlich aufbereitet und mit kulturgeschichtlichem Hintergrund versehen werden. Schließlich soll eine Dokumentation entstehen, deren Erkenntnisse über den Tag hinaus Bestand haben. Am Ende entsteht ein E-Book, das alle Texte, Bilder und Videos sowie Hörproben vereint.

Nicht nur Leser und User sind begeistert. Auch der Glockensachverständige der Evangelischen Landeskirche Baden-Württemberg spendet höchstes Lob. Und das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz ehrt die Serie mit seinem diesjährigen Journalistenpreis.

Link zur Online-Übersicht:

www.hz.de/heiligerbimbam

Link zu iTunes: www.hz.de/bimbam

HEIDENHEIMER
ZEITUNG

Kontakt:

Arthur Penk, Online-Redakteur,
T +49 7321 / 347-213,
arthur.penk@hz.de

Medium: Heidenheimer Zeitung

Auflage: Circa 25.000

Verbreitungsgebiet: Landkreis
Heidenheim

Anzahl Lokalteile: 1

Tipp:

„Dass wir die Actioncam mitgenommen haben, um die Leser authentisch und hautnah an unseren Abenteuern in verwinkelten Kirchtürmen teilhaben zu lassen, brachte uns wohl den meisten Zuspruch.“

24 KULTUR

Mittwoch, 31. Mai 2017



Heute muss die Glocke werden, frisch, Gesellen, seid zur Hand: Ein Glockenguss erfolgt noch mehr oder weniger nach den mittelalterlichen Regeln und Rezepturen, wie sie auch Friedrich Schiller im „Lied von der Glocke“ besingt. Zur Videoreportage geht es unter hz-online.de/heiligerbimbam oder direkt über den QR-Code rechts im Bild.



Man sieht sie nicht - aber sie sind weithin zu hören. Kirchenglocken erklängen in jeder Stadt und in jedem Dorf, manche davon schon seit vielen Jahrhunderten. Die ältesten noch erhaltenen Exemplare im Landkreis betrachten wir im Rahmen einer Serie, die unsere Glöckner heute aus Gründen der Grundlagenforschung zunächst einmal in die Glockengießerei Bachert nach Karlsruhe führt.

Festgemauert in der Erden . . .

Die Bacherts gießen Glocken in der siebten Generation. Seit 1721. Und ehe 2003 alle wieder zusammengeführt worden waren, hatte es sogar gleich drei Bachertsche Glockengießereien gegeben: in Karlsruhe, Heilbronn und in Kochendorf bei Bad Friedrichshall. Viel älter aber noch als die Firmendition ist die Art und Weise, wie Glocken gegossen werden. Und es hat sich daran so gut wie nichts geändert: Würde jetzt ein Geselle aus dem Mittelalter hereinspazieren, er könnte sofort mitarbeiten. Lediglich Öfen, Kran und Schaufelader müsste man ihm erklären. Ansonsten aber geht's bei der Herstellung von Glocken im Prinzip zu wie seit vielen Jahrhunderten. Und Albert Bachert, der Chef, sagt, warum. „Weil es sich bewährt hat. Wir machen das nicht aus Gewohnheit oder Faulheit.“ Mit industriellen Verfahren, die man durchaus auch schon ausprobiert habe, sei jedenfalls nie die erwünschte Qualität erreicht worden.

Am Ende klingt die Glocke. Wie sie klingt, das wiederum wird ganz zu Anfang festgelegt. Abhängig ist der Klang einer Glocke von Durchmesser, Höhe und Wandstärke, also von der inneren und äußeren Form. Deren Profile, die sogenannte Rippe, berechnet Albert Bachert und zeichnet sie auf ein Buchenbrett, das den halben Querschnitt der künftigen Glocke wiedergibt und zunächst am inneren Profil ausgesägt wird. Anschließend wird die hölzerne Rippenschablone an eine Metallspindel geschraubt, an der sie um die Mitte der entstehenden Glocke gedreht werden kann.

Archaische Zutaten

Nun mauern die Glockengießer aus Ziegeln - und etwas kleiner als das Innere der späteren Glocke - den sogenannten Kern, auf den nun immer feinere Lehmsschichten aufgetragen werden, die solange mit der drehbaren Schablone geglättet werden, bis die Lehmsschicht an deren inneres Rippenprofil angepasst und somit die Innenform der Glocke aufgebaut ist. Für Festigkeit und Geschmeidigkeit des Lehms werden diesem heute reichlich archaische, aber eben bewährte Zutaten wie Stroh, Kälberhaar und Pferdemist beigemischt.

Wenn die letzte Lehmsschicht getrocknet ist, wird sie mit Rindertalg getränkt, der als Trennmittel dient, da nun auf die Innenform in weiteren Lehmsschichten und mit Hilfe der inzwischen am äußeren Profil ausgesägten Schablone die sogenannte Falsche Glocke aufgebaut

„Heiliger Bimbam“ (1) Lehm, Stroh, Pferdemist und schöne Grüße aus dem Mittelalter - zum Beginn der Glocken-Serie gibt es Grundlagenforschung in der Karlsruher Glockengießerei Bachert.



Glockenguss ist Handarbeit vom Mauern des Kerns über das Auffragen verschiedener Lehmsschichten bis zum Umrühren der 1080 Grad heißen Glockenspeise im Ofen. Und auch nach dem Guss und einer vierwöchigen Abkühlphase ist Präzisionsarbeit vonnöten, denn die Glocke will gesäubert und poliert sein, ehe der erste Glockenschlag vollzogen wird. Dann erst nämlich stellt sich heraus, ob die Glockengelungen ist oder, was zwar selten, aber eben auch vorkommt, die harte und schweißtreibende Arbeit eines Vierteljahres für die Arbeit war.



wird, die das genaue Gegenstück der späteren Glocke ist und zum Schluss ebenfalls mit Rindertalg bearbeitet wird.

Sollen die spätere fertige Glocke Inschriften, Verzierungen oder dergleichen schmücken, so ist nun der Zeitpunkt gekommen, diese in Bienenwachs geformt auf die Falsche Glocke aufzubringen, ehe darauf wiederum in weiteren Lehmsschichten der sogenannte Mantel aufgetragen wird, wobei anfangs ganz besonders feiner Zierlehm verwendet wird, damit sich das Wachs besonders gut einprägen kann. Ist der Mantel fertig, wird die Form ausgebrannt. Dabei schmilzt das Wachs, hat sich aber als Negativ in den Glockenmantel gedrückt.

Wenn die Form wieder erkalte ist, wird der Glockenmantel abgehoben. Die falsche Glocke darunter wird zerschlagen - und der Mantel anschließend wieder aufgesetzt. Zwischen dem Kern und dem Mantel ist so jetzt die Hohlform entstanden, die beim Guss mit der aus 78 Prozent Kupfer und 22 Prozent Zinn gemischten, auch Glockenspeise genannten Glockenbronze ausgefüllt und so zur eigentlichen Glocke wird.

Freitag, 15 Uhr

Doch auch nach wochenlanger Vorarbeit ist der Moment für den Guss noch nicht gekommen. Denn zunächst einmal werden der Kern und der Mantel in ein mehrere Meter tiefes Loch, die Glockengrube gehoben, das, damit die Glockenmäntel dem immensen Innendruck standhalten, anschließend mit Erde ausgefüllt und festgestampft wird. „Festgemauert in der Erden“, wie es in Friedrich Schillers „Lied von der Glocke“ heißt.

Und dann ist's Freitag. Denn gegossen werden Glocken grundsätzlich freitags zur Sterbestunde Jesu Christi. Dies bedeutet, dass aller spätestens bis 15 Uhr die Glockenspeise auf 1080 Grad Celsius erhitzt sein sollte, damit sie pünktlich über gemauerte Rinnen zu den Gusslöchern und in die Hohlformen geleitet werden kann. Acht Glocken werden heute gegossen, sieben Tonnen Glockenspeise fließen. Vor dem Guss wird gebetet.

Jede Form in der Erde hat drei Löcher als Öffnungen. In der Mitte fließt das Metall hinein, außen schlagen zwei große Flammen heraus. Dort verbrennen die Gase, die während des Glockengusses in der Hohlkammer entstehen, die Luft entweicht aus der Form - und die flüssige Bronze kann ungehindert hineinfließen. Das geht ruckzuck, in wenigen Minuten ist alles vorbei. Für heute.

Denn erst nach einer Abkühlzeit von etwa vier Wochen wird die Glockenform ausgegraben. Nun wird der Mantel abgeschlagen und die Bronzeglocke vom Kern gehoben. Nach dem Säubern und Polieren der Oberflächen wird der erste Glockenschlag vollzogen. Nun endlich stellt sich heraus, ob die Glocke gelungen ist und den gewünschten Ton anschlägt. Hat es

Die Zukunft unseres Gewerbes wird in der Erhaltung von Glocken liegen.

Albert Bachert
Gussmeister

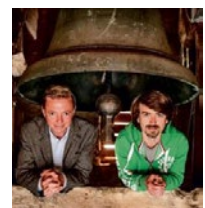
nicht geklappt, was selten vorkommt, aber eben auch nicht unmöglich ist, war die Arbeit eines Vierteljahres für die Katz.

Zirka hundert Glocken pro Jahr werden bei Bachert in Karlsruhe gegossen, in den 1950er-Jahren war es noch die fünffache Anzahl. Und das, obwohl es seinerzeit noch zehnmal so viele Glockengießereien in Deutschland gab wie heute, da gerade mal fünf Firmen übrig geblieben sind. „Die Zukunft unseres Gewerbes“, sagt Albert Bachert, „wird in der Erhaltung von Glocken liegen.“ Wozu auch die Fertigung von Holzjochen und von Glockenstühlen aus Holz zur Aufhängung und als Tragwerk der Glocken gehört.

Zwanzig Mitarbeiter sind bei der Firma Bachert beschäftigt, die nicht nur für den deutschen Markt produziert, sondern auch Kundenschaft im Ausland beliefert, etwa in Slowenien, der Ukraine oder, wie 1992, die Kirche des olympischen Dorfes in Barcelona. Für den Landkreis Heidenheim wurde hier zuletzt im Jahr 2015 die mit knapp 1,3 Tonnen und 1,3 Meter Durchmesser schwerste und größte Glocke des Geläutes der Peterskirche in Dettingen gegossen.

Der Preis der Bronze

Die größte Glocke, die hier jemals hergestellt worden ist, wiegt 11,5 Tonnen und zielt, auf einem Sockel stehend, das Heim eines glockenverrückten Privatmannes. Die größte tatsächlich auch freischwingende und klingende Glocke, die das Haus Bachert in Karlsruhe jemals verließ, hängt im Turm des Hamburger Michels und wiegt 9040 Kilogramm. Über den Preis für eine Kirchenglocke spricht man nicht bei Bachert. Wenigstens die reinen Materialkosten aber kann sich jeder selber ausrechnen: Das Kilo Bronze wird derzeit für 10 Euro an der Börse gehandelt.



Auf Glockentour: Am Samstag werden Manfred Kubiak (links) und Arthur Penk in Giengen Station machen.

Lüneburg zu Luthers Zeiten im Multimedia-Projekt

Wie sah es im 16. Jahrhundert in Lüneburg aus? Wie gestaltete sich der Alltag der Bürger? Was passierte dort während der Reformation? Diesen Fragen geht ein Online-Volontär in einem Multimedia-Projekt nach. Ihm gelingt eine zeitgemäße Umsetzung eines historischen Themas.

Wie kann man über Stadtentwicklung und Reformation mit attraktiver optischer Aufmachung und unter Einbezug moderner Medien erzählen? Diese Frage stellt sich Robin Williamson, Volontär der Landeszeitung für Lüneburg (LZ). Er entscheidet sich für Pageflow. Die Online-Redaktion hatte bereits gute Erfahrungen mit dem Tool gesammelt – für das preisgekrönte Projekt „Aufwachsen als Flüchtlingskind“ arbeitete das Team ebenfalls damit.

Die Geschichte über „Lüneburg zu Luthers Zeiten“ widmet sich den Schwerpunkten Stadtbild, Alltagsleben und Reformationsjahre: Wie sah die noch heute gut erhaltene Lüneburger Altstadt damals aus und wie hat sie sich verändert? Wie waren der Alltag der Menschen und die Rolle der Kirche Anfang des 16. Jahrhunderts? Und was ereignete sich während der Reformation?

In der Geschichte nutzt Williamson die Möglichkeiten, Texte, Audio, Bilder und Filme einzubinden. Die Medien sind mal erklärend, mal ergänzend, mal atmosphärisch, dabei stets unterhaltsam.

Williamson liest Fachliteratur, spricht mit Historikern, Heimatforschern, Stadtführern. Eine besondere Hilfe ist die LZ-Archivarin mit ihrem umfangreichen Wissen. Nicht immer sind sich die Historiker einig. Ein Streitpunkt ist der Ort des ersten protestantischen Gottesdiensts in der Hansestadt. Der Autor muss selbst entscheiden, welcher Quelle er glaubt – und er braucht diplomatisches Geschick.

In dem Multimedia-Projekt wechseln sich historische Fotos mit Aufnahmen von heute ab. Geschriebene und gesprochene Texte erzählen Geschichten. Stadtführer schildern in historischen Rollen den damaligen Alltag. Ein Künstler präsentiert eine App, die das alte Lüneburg wiederaufstehen lässt.

Zur Veröffentlichung erscheint im Blatt ein Begleitstück, das das Online-Dossier vorstellt und Hintergrundinformationen dazu bietet. Die Resonanz ist enorm. In den ersten drei Monaten nach der Veröffentlichung rufen mehr als 37.000 Nutzer die Geschichte auf. Damit übersteigen die Zugriffszahlen die Auflage der LZ bei Weitem.

Link:

<http://lzplay.pageflow.io/luneburg-zur-reformation>

Tipp:

„Bei solchen Projekten lohnt es sich, auch die Protagonisten nach Ideen und gestalterischen Vorschlägen zu fragen. Häufig erhalten Sie so wertvolle Tipps, außerdem entsteht Transparenz über den Realisierungsprozess.“

Kontakt: Robin Williamson,
Online-Volontär,
T +49 4131 / 740-300,
rw@landeszeitung.de

Medium: Landeszeitung für die
Lüneburger Heide

Auflage: knapp 30.000

Verbreitungsgebiet: Stadt und Landkreis Lüneburg und die Randgebiete zwischen Elbe und Heide

Anzahl Lokalteile: 1

Redaktionsgröße: 28 Redakteure
und Volontäre

Lüneburg zu Luthers Zeiten

Eintauchen ins 16. Jahrhundert: Ein Multimedia-Projekt der Landeszeitung lässt die Renaissance virtuell aufleben

VON ROBIN WILLIAMSON

Lüneburg. Für die LZ hat sich der Lüneburger Stadtführer Klaus Niclas in Schale geworfen: Mit brauner Kutte, „Kuhmaulschulen“ und Kordel um die Taille sieht er aus wie ein Franziskanermonch vor 500 Jahren. Denn gleich, wenn die Kamera läuft, ist er Bruder Marianus. Und der versteht die Welt nicht mehr, seitdem die Lutheraner das Sagen haben. Früher, vor der Reformation, war er ein geachteter Mönch im Franziskanerkloster St. Marien, direkt neben dem Rathaus. Sein Alltag bestand aus Gebet und Sorge für die Armen der Stadt. Doch die Zeiten haben sich geändert – jetzt muss er um seinen Orden fürchten, und später, erzählt er, wird er aus der Stadt gejagt. Es habe Gerüchte gegeben, dass die Franziskaner unzüchtig gewesen seien. Unsinn, wie er befindet, doch an seiner Situation ändert dies nichts.

Die Pfarrer von der Kanzel gesungen

Die Geschichte des frustrierten Franziskanermonchs ist eine von vielen im neuen Multimedia-Projekt der LZ zum Reformationsjubiläum, die jetzt im Internet zu sehen ist. Ihr Ziel ist es, die Zeit der Reformation in Lüneburg erlebbar zu machen. Wie sah das Stadtbild damals aus, wie ging es den Menschen, wo wohnten die Reichen, wo die Armen? Und wie lief die Reformation eigentlich in

Lüneburg ab? Noch viele Jahre nach Luthers legendärem The senanschlag war Lüneburg eine „gut katholische Stadt“, wie es der Historiker Dr. Uwe Plath ausdrückt. In den 20er-Jahren des 16. Jahrhunderts sträubte sich der Rat der Stadt, den neuen Glauben zuzulassen, wer trotzdem evangelische Gottesdienste besuchte – es gab sie bereits in Lüne und Bardowick – hatte mit Strafen zu rechnen. Doch immer mehr Lüneburger forderten lutherische Gottesdienste innerhalb Lüneburgs Stadtmauern, und 1530 erhielten sie sie. Plath führt die Zuschauer auch in die Nicolai-Kirche, dort soll angeblich der erste protestantische Gottesdienst stattgefunden haben. Dem steht der Historiker jedoch skeptisch gegenüber. Sicher

ist jedoch: Im März 1530 haben die Lüneburger im Gottesdienst den Pfarrer von der Kanzel gesungen. Und mit welchem Lied, verrät in der Multimedia-Präsentation der heutige Kantor der Kirche, Stefan Metzger-Frey.

St. Nicolai ist auch für Wolfgang Graemer von Bedeutung. Der Lichtkünstler hat in stundenlanger Arbeit die Baugeschichte der Wasserviertel-Kirche rekonstruiert und detailgenau dreidimensional animiert. So erfährt man, dass das Gotteshaus ursprünglich deutlich größer geplant war. Doch ging der Stadt kurz vor Baubeginn das Geld aus, die Kirche musste kleiner werden. Und auch der Turmbau ließ lange auf sich warten, die Dauerbaustelle ist sogar auf einem Altarbild zu sehen. Ein

bisschen Elbphilharmonie schon im mittelalterlichen Lüneburg.

Doch Wolfgang Graemers größtes Projekt ist eine Zeitsprung-App, die es ermöglichen soll, längst aus dem Stadtbild verschwundene Gebäude wieder aufzuerstehen zu lassen – mithilfe des Smartphones.

Die App zeigt, wie das Altenbrückertor einst aussah

Graemer orientiert sich dabei an den Darstellungen in historischen Stadtansichten und den Aufzeichnungen des Ludwig Albrecht Gebhardi. Er lebte im 18. Jahrhundert und war seines Zeichens Lehrer an der Ritterakademie und Historiker. Von vielen Gebäuden des alten Lüneburgs fertigte er Skizzen an, für Forscher der Stadtgeschichte ein

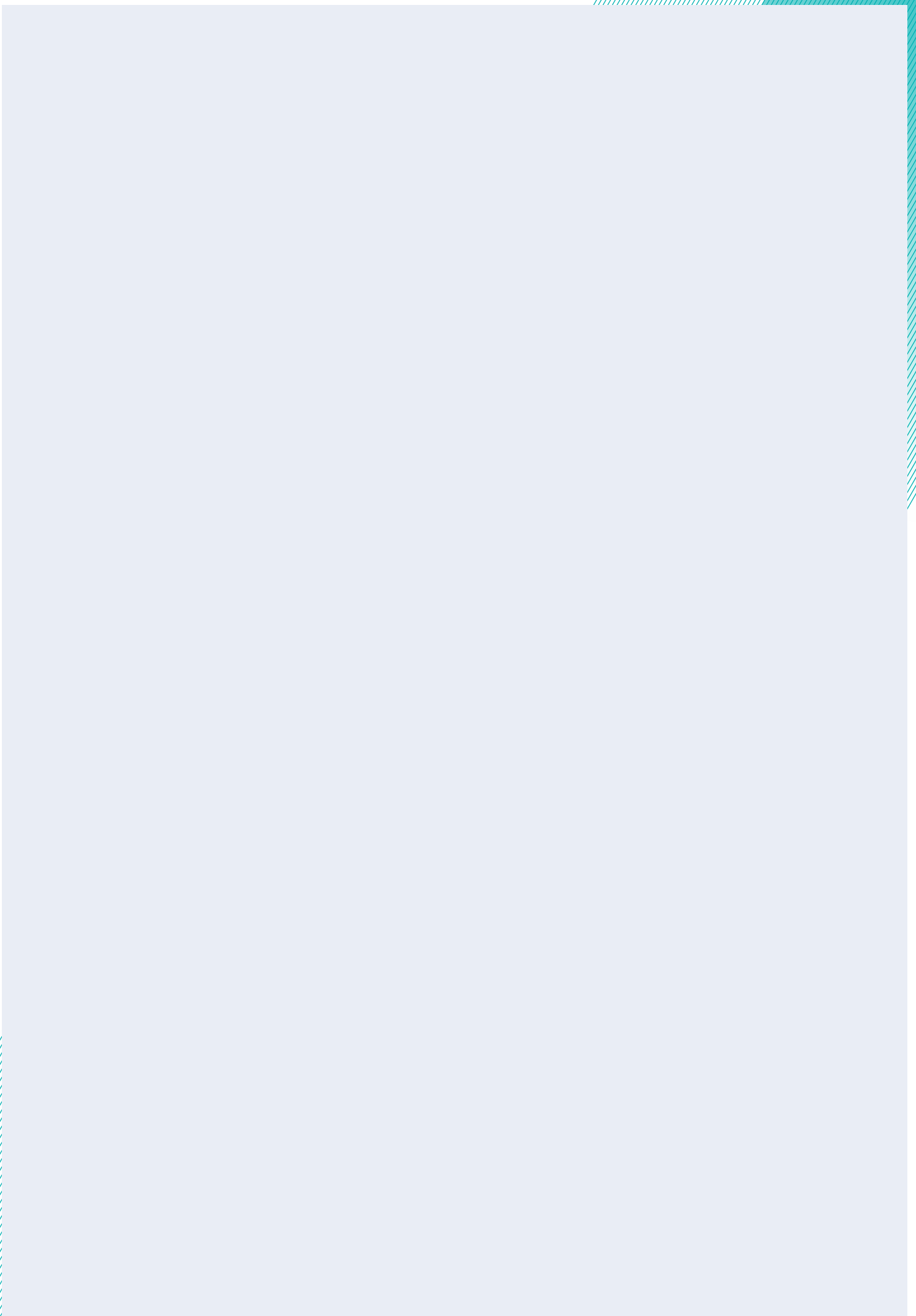
großer Schatz. Zwar sind diese Aufzeichnungen etwa zwei Jahrhunderte jünger als die Renaissance – „doch das Stadtbild hat sich wenig verändert in der Zwischenzeit“, weiß Graemer. Und so wird den Nutzern der App hoffentlich bald das Altenbrückertor auf dem Handy erscheinen, wenn sie es in der Nähe des Museums St. Johannis halten. Wann die App fertig sein soll? „Im Laufe nächsten Jahres sind wir so weit.“

Der Ausflug in das Lüneburg zu Luthers Zeiten ist im Internet unter der Adresse www.landeszeitung.de/luneburg-zur-reformation zu finden. Wer sich die Geschichte von Bruder Marianus gleich anschauen möchte, dem sei gesagt: Sie befindet sich am Schluss der Präsentation.



Wie sah es in Lüneburg damals aus? Und warum kam die Reformation so spät an? Das neue Multimedia-Projekt der Landeszeitung soll einen Eindruck von der damaligen Zeit vermitteln.

Foto: t&w



Sport lokal

Lohnende Themenfelder am Rande der Sportplätze

Natürlich interessieren sich die Leser für Tore, Titel, Meisterschaften. Doch wer sich mit Eins-zu-null-Berichterstattung begnügt, verschenkt die schönsten Geschichten im Sport. Das am meisten lohnende, größte Themenfeld findet sich am Rand der Sportplätze. Die Lokalredaktion erzählt, was Sportler antreibt und enttäuscht, wie viel Freude und Frust die Helfer in den Vereinen erleben. Sie schaut nicht nur auf die Spitzenleistungen, sondern auf die zahllosen Amateur- und Hobbysportler, die im Wettkampf vor allem Spaß und Ausgleich suchen. Und die damit viel zum Zusammenhalt der Gesellschaft beitragen.

Beim Thema Homosexualität schweigen die Fußball-Männer

Der Sportredakteur der Würzburger Main-Post kennt Fußball nicht nur von der Arbeit. Er hat jahrelang selbst gespielt und Mannschaften trainiert. Und er ist davon überzeugt: Diese Sportart ist nicht bunt, sondern geprägt von Intoleranz gegenüber Minderheiten. Am meisten sind davon Homosexuelle betroffen.

Michael Bauer fühlt sich im Fußball zuhause – von der F-Jugend bis zu den Senioren, von der C-Klasse bis zur Champions League. Von Kindheit an war er aktiver Spieler, später Trainer und Abteilungsleiter. Seit 1994 ist er Sportredakteur bei der Mainpost und berichtet – unter anderem – auch über Fußball.

Der Redakteur weiß: Für Schwule oder auch Transsexuelle ist kein Platz zwischen Ball, Bier und Bratwurst. Bauer hat diese Erfahrung selbst wegen Transsexualität gemacht. Er weiß, wovon er redet, wenn er sagt, dass dieser Sport „von der Basis an gezeichnet durch Intoleranz gegenüber zahlreichen Minderheiten“ ist.

Er greift das Thema auf und bricht es lokal herunter. Auf einer Doppelseite beschreibt er, dass auch drei Jahre nach dem Outing von Thomas Hitzlsperger schwule Fußballer ein Tabuthema in Vereinen und Verbänden sind. Daran änderten offenbar auch die Verbandsprogramme nichts. Nach wie vor gelte für die wohl am meisten betroffene Minderheit der Homosexuellen, dass sie im Fußball nur zwei Möglichkeiten haben: nicht spielen oder nicht outen.

Der Autor nennt es das Schweigen der Männer. Denn in den Vereinen und Verbänden wird über dieses Thema nicht gesprochen. Dabei müsste es rein statistisch in jedem 25-Mann-Kader zwei homosexuelle Männer geben.

Bauer spricht mit Verbänden und Vereinsoffiziellen und mit Mitgliedern eines schwulen Clubs aus München. Er recherchiert internationale und nationale Beispiele und erweitert sie mit lokalen O-Tönen. Dazu holt er Stimmen von Spielern und Trainern aus der Region ein, darunter eines homosexuellen Ex-Fußballers aus Unterfranken.

Wesentlich dabei ist für den Redakteur ein vertrauensvoller Umgang mit den Gesprächspartnern. Er hält sie über den Entwicklungsstand der Geschichte auf dem Laufenden und erklärt offen, in welchem Kontext ihre Aussagen veröffentlicht werden.

Bauer schreibt zu der Geschichte auch einen Kommentar. Quintessenz: Fußballsport und DFB drohen den Anschluss an die Entwicklung der zunehmend toleranter werdenden Gesellschaft zu verlieren.

Kontakt: Michael Bauer,
Sportredakteur,
T +49 9721 / 54 88 862
michael.bauer@mainpost.de

Medium: Main-Post
Auflage: Wochentags circa 143.000,
samstags circa 155.000
Verbreitungsgebiet: Unterfranken –
von der Rhön bis ins Taubertal
und vom Spessart bis in die
Haßberge
Anzahl Lokalteile: 17
Redaktionsgröße: 140

Tipp:

„Sehr viel Zeit, Geduld und Sensibilität. Auf keinen Fall sollten Personen, die zögern, unnötig offensiv zu Stellungnahmen animiert werden. Entscheidend ist gegenseitiges Vertrauen.“

Der Fußball ist nicht bunt

Toleranz: Auch drei Jahre nach Thomas Hitzlspergers Outing sind schwule Fußballer ein Tabuthema in Vereinen und Verbänden.

Von unserem Redaktionsmitglied
MICHAEL BAUER

Schwul. Na und? Drei Worte, zwei Satzzeichen – und beinahe schon gesellschaftliches Selbstverständnis. Nicht unbedingt im Fußball-Sport, im Männerfußball, im Amateur-Männerfußball. Männer, die Männer lieben, haben keinen Platz zwischen Ballen, Bier und Bratwurst. Es muss sie aber geben, wenn nicht jede Statistik ad absurdum geführt werden soll. Aber sie müssen sich verstecken in einer archaischen Sportlerwelt, geprägt von Vorurteilen. In einer Welt, in der landläufig ein zu kurz gespielter Pass „ein schwuler Pass“ ist – einfach mal implizierend, dass Spielzüge sexuelle Neigungen haben könnten.

Wo hört Unsicherheit im Umgang mit Homosexualität auf, wo fängt die Angst vor ihr, die Homophobie an? Schulterschmerzen selbst beim Bayerischen Fußball-Verband. „Das Thema Homophobie ist bei uns nicht aktuell. Aber einfach nur deswegen, weil uns das Wissen darüber fehlt. Deswegen können wir das Thema auch nicht aktiv angehen“, sagt Frank Schweizerhof, der in der Münchner BFV-Zentrale als hauptamtlicher Sozialpädagoge Ansprechpartner ist bei Fällen von Diskriminierungen. Nicht ein einziger Fußballer habe sich bisher beim Verband gemeldet, weil er wegen seiner Homosexualität angefeindet worden wäre. Schweizerhof glaubt auch zu wissen, warum: Es outet sich schlicht kein Fußballer, weil er wisse, was ihm bevorstehen könnte. „Und ganz ehrlich, ich kann mich jetzt auch nicht herstellen und sagen: Outet euch, dann geht es euch besser. Denn die Maßgabe bei uns im Verband lautet: Fußball im Amateurbereich ist Privatsache.“

Nicht eingezugene heiße aber nicht, tatenlos zuzusehen, stellt Schweizerhof klar. Der BFV habe sich der Aufarbeitung des Themas Homophobie geöffnet. Wenigleich halbherzig: Einen Anfang hätte der Auftritt beim Münchner Christopher Street Day (CSD), dem bayrischen Hauptstadt-Abigger der so traditionellen wie schrillen Homosexuellenparade, machen sollen. Einige Verbandmitglieder sollten, so war's geplant und auch zugesichert, an diesem Tag, an dem sogar die Allianz Arena in den Regenbogenfarben leuchtete, gemeinsam mit dem ehemaligen Fußballprofi Jimmy Hartwig und homosexuellen Fußballern auf einem Präsentationswagen unterwegs sein. Mit homosexuellen Fußballern? Ja! Ein paar haben sich geeutet – doch die sind unter sich Schwule Fußballer spielen als „Team München“ im offiziellen Ligen-Betrieb. In der C-Klasse, wo die Luft noch ein bisschen rauer ist. Nils Müller kückt im Mittelfeld, ist Abteilungsleiter – und homosexuell. Und er erzählt, warum seine Mannschaft dann zwar unter dem BFV-Banner, aber letztlich doch ohne Offizielle beim CSD mitgefahren ist: „Es hagelte in den Tagen davor Absagen, bis am Ende keiner mehr da war. Auch nicht Jimmy Hartwig. Aber immerhin hat uns der Verband finanziell unterstützt.“ Fermingrunde nennt der BFV für den sukzessiven Rückzug.

Klar, das Diskriminierungspotenzial in dieser Münchner Mannschaft liegt naturgemäß bei null. Aber wie sieht's mit den Gegnern aus? „Leider Gottes muss ich hier gängige Klischees bemühen. Insbesondere durch Mannschaften mit besonders hohem Ausländeranteil kommt es zu Anfeindungen, nicht körper-

lich, aber da sind schon Beleidigungen weit unter der Gürtellinie dabei. Wir haben selbst drei Türken bei uns, die schämen sich für das Verhalten vieler Landsleute“, so Müller, der aber auch eine Erklärung parat hat: „Südländische junge Männer werden anders sozialisiert, da sind Schwule im Alltag bereits tabu, ernt recht natürlich auf dem Sportplatz. Da geht es, gerade wenn solche Teams gegen uns verlieren, auch um verletzten Stolz.“ Und es verlieren viele gegen das „Team München“ – die Saison 2016/17 beendete es als Vierter, punktgleich mit dem letztlich aufgestiegenen Zweiten. Und in der aktuellen Runde rangieren die Jungs, denen sich vor Saisonbeginn drei Neuzugänge angeschlossen haben, nach sieben Spielen auf dem dritten Tabellenplatz.

Kaum mehr als ein Trostpflaster für Müller und Co. Der Stachel, sich in einer freien Gesellschaft ob seiner sexuellen Orientierung verstecken zu müssen, sitzt tief: „Es schmerzt, dass in so vielen Bereichen für Toleranz gewonnen wird, die Homophobie aber untergeht. Keine Frage: Es ist wichtig, dass so viel wie möglich gegen Rassismus getan wird. Aber ich vermisse eine breite öffentliche Wahrnehmung für und Solidarität mit homosexuellen Fußballern. In so vielen Sportarten gibt es das, warum nicht im Fußball?“

„Vielleicht führt es dazu, dass ein Spieler in der Kabine genauso über seinen Freund sprechen kann, wie andere über ihre Frau.“

Der schwule Ex-Profi Thomas Hitzlsperger über mögliche Folgen seines Outings

Eigentlich muss ich sagen: im Männerfußball. Denn bei den Frauen klappt das ja.“ Zumindest im Amateurbereich, wo auch hinter der Bande primär Frauen stehen und es nicht um Werbeverträge geht, auf die Bundesliga-Fußballerinnen bei deutlich niedrigeren Bezügen als bei den Männern angewiesen sind. Da ist es dann auch nicht selbstverständlich, dass Spielerinnen mit ihrer Freundin zur Weihnachtsfeier kommen. Was an den hierarchischen Führungsstrukturen des Fußballs liegen mag. Im Präsidium des DFB findet sich nur eine Frau, selbst bei der Frauen-EM 2017 in den Niederlanden wurden zehn der 16 Teams von Männern trainiert. In gemischtgeschlechtlichen Strukturen wurde das Thema möglicherweise weniger verkrampft diskutiert werden.

Dass aber generell im Alltag Frauen weniger Probleme mit Homosexualität in ihrem Umfeld hätten, wundert Müller kaum: „Wer hat denn die Probleme mit Schwulen? Überwiegend Männer. Und genau diese Männer haben komischerweise kein Problem mit lesbischen Partnern, da geht dann womöglich sogar die erotische Fantasie mit ihnen durch.“ Dass er damit auch eingetragene Rollenbilder bedient, weiß Müller – doch er provoziert bewusst, das Erlebte hilft ihm dabei.

Generell habe sich das Verhalten anderer Mannschaften gegenüber den homosexuellen Kickern in den letzten Jahren kaum verändert. Während im Profifußball das – wenigstens nach Karriereende erfolgte – Outing von Nationalspieler Thomas Hitzlsperger einiges bewegt hat, stagniere, allen rosa oder lila Stollenschuhen zum Trotz, bei den

Amateuren, so Müller, die Toleranz auf einem extrem niedrigen Niveau. Da freut er sich mit seinen Jungs über kleinste Fortschritte: „Immerhin werden wir inzwischen schon mal zu Freundschaftsspielen eingeladen.“ Die bunte Truppe hat sich 1994 als „Streetsboys“ gefunden, seit 2001 geht es in der C-Klasse um Punkte und Tore.

Den Vorwurf, der Homophobie auszuweichen, indem sich die schwulen Fußballer freiwillig getoisierten, kontert der 35-Jährige: „Es outet sich ja trotzdem jeder bei uns und damit auch gegenüber den anderen Mannschaften. Nur in der Gruppe fällt das einfacher, als wenn ein Einzelner sich im Verein der nervigen Freundin-Frage stellen und schließlich sagen müsste: Leute, ich bin schwul. Bei uns können die Fußballer vielleicht sogar das Rückgrat aufbauen für einen Wechsel zu einem „normalen“ Verein.“ Dann wäre ein Anfang gemacht.

Ein Anfang, den zu machen Tony Quindt fünf Jahre Sedenzeit kostete. Eine Bedenkenzeit, die mit inneren Kämpfen und Qualen verbunden war. Bis der damals 22-jährige Russland-Deutsche sich 2008 auf einer Vereinsfeier des schleswig-holsteinischen Kreisliga-Klubs S.L.G. Elmhorst traute und der Mannschaft seinen Lebensgefährten vorstellte. „Ich habe danach keine schlechten Erfahrungen gemacht, mich hat nie jemand als schwule Sau oder so bezeichnet“, sagte Quindt später in die Kamera des Norddeutschen Rundfunks. Beifreit wirkte er Schließ-

lich hatte er lange genug Frauen-Geschichten erfunden. „Ich musste eine Rolle spielen, ich hatte Angst, dass es heißt: Du darfst nicht mehr mitspielen.“

weil du schwul bist.“ Hieß es aber nicht, weil die Mannschaft das beim Outing in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigte. „Fußball spielen und schwul zu sein ist kein Widerspruch!“ Ich hoffe, dass meine Geschichte vielen anderen Mut macht, sich zu outen“, sagte Quindt fünf Jahre nach seinem Outing noch einmal gegenüber dem Sportmagazin „11 Freunde“ – um sich letzten Endes aber doch seine Exotenrolle eingestehen zu müssen. Die Nachahmer blieben aus.

Eine Erfahrung, die auch der Mittelrheinische Fußball-Verband machen musste, der vor einigen Jahren die Initiative „Einer von 11 ist schwul“ startete – und bei seinen Kickern keine Resonanz fand. Wen wundert's, wenn Fußball-Förderung wie Philipp Lahm, Arne Friedrich oder Joachim Löw demonstrativ in die Dementi-Offensive geht, kaum das von schicker Kleidung oder sensiblen Auftreten genährte Gerüchte laut werden – anstatt die sexuelle Neigung einfach mal unthematisiert sein zu lassen. Das Nichtschwulsein ist offenbar elementar: in der Welt des Fußballs, wo echte Männer noch echte Männer sein müssen. Nicht nur in Deutschland wohlgekannt. Was das Outing des britischen Profis Robbie

Schwule Männer, lesbische Frauen und Transgender, also im jeweils anderen, „falschen“ Körper geborene Menschen – vereint unter dem Regenbogenbanner, aber allzu oft noch ausgegrenzt im Fußballsport.

SWT/OLIVIA MONTAGE:
JUTTA GLOCKNER

Rogers 2013 bestätigt: Der damals 24-jährige Mittelfeldspieler löst nur einen Tag später seinen Vertrag bei Leeds United von sich aus auf – aus Angst vor den Reaktionen in englischen Städten, wie er sagte.

Weswegen Müller und seine „Streetsboys“ vom Team München, einem Verein, der übrigens auch so gar nicht vom Schwulen-Klischee behaftete Sportarten wie Kickboxen anbietet, ihre Strategie verändert haben, nicht mehr alleine mit Penetranz den Amateurfußball missionieren wollen: „Wir suchen aktiv die Kooperation mit dem Bayerischen Fußball-Verband. Der BFV hat bereits signalisiert, auf seiner Webseite für das Thema Homosexualität im Amateurfußball eine eigene Plattform einzurichten. Wir sehen in unserem Handeln als Verein auch einen politischen Auftrag.“ Bundesweit habe sich im Profifußball ein bisschen was entwickelt, zumindest im Umfeld: In den Bundesligastädten sind Fanclubs wie „Andersrum Ruit-Wies“ (1. FC Köln), „Queersport“ (FC Bayern) oder „Hertha Junax“ (Hertha BSC Berlin) längst nicht mehr Außenseiter-Gruppierungen, die um Leib und Leben fürchten müssen.

Der 52-malige Nationalspieler Thomas Hitzlsperger ist sicher der prominenteste deutsche Fußballer, der sich als homosexuell geoutet hat, wenn auch erst nach seinem frühen Karriereende 2013, als er gerade mal 31 Jahre alt war. Als Profi war er unter anderem für den VfB Stuttgart, den VfL Wolfsburg, den FC Everton und Aston Villa aufgetaucht. Inzwischen ist der 35-Jährige seit 2016 beim VfB Stuttgart Vorstandsbeauftragter an der Schnittstelle zwischen Lizenzspielerbereich und Vereinsführung, seit 2017 auch Mitglied des Vereinspräsidiums, darüber hinaus TV-Experte und Kolumnist, sowie engagiert in einigen Projekten zu den Themen Fremdenfeindlichkeit und rechte Gewalt. In diesem Jahr wurde Hitzlsperger zum DFB-Botschafter für Vielfalt ernannt.

Es war der Januar 2014, als sich der gebürtige Münchner in einem Interview mit der „Zeit“ outete: „Ich äußere mich zu meiner Homosexualität. Ich möchte gerne eine öffentliche Diskussion voranbringen – die Diskussion über Homosexualität unter Profisportlern.“ Das saß, das war eine mediale



Wo ist der Unterschied? Die Pausenansprache bei den Fußballern des Teams München dürfte sich nicht von der ihrer nichtschwulen Kollegen unterscheiden. FOTO: NILS MÜLLER



Geoutet: Ex-Nationalspieler Thomas Hitzlsperger FOTO: DPA/ANNE DELOIT

Dubioser Investor beim Traditionsverein

Ein Münchener Investor übernimmt Aktien des Fußballvereins SSV Jahn Regensburg. Die Mittelbayerische Zeitung sieht – ebenso wie viele Fans – den neuen Mehrheitseigner kritisch. Sie deckt in einer monatelangen Recherche die Vergangenheit eines dubiosen Finanzjongleurs auf. Am Ende steigt er aus dem Geschäft wieder aus.

Glaubwürdigkeit erfordert von Journalisten harte Arbeit und einen langen Atem. Sie brauchen Haltung, Kritikfähigkeit und müssen hartnäckig und gründlich recherchieren. Das Reporterteam der Mantelredaktion der Mittelbayerischen Zeitung beweist diese Qualitäten, indem es über Monate hinweg die Vergangenheit eines dubiosen Investors aufdeckt, der sich anschickte, beim heimischen Zweitligaverein SSV Jahn Regensburg einzusteigen.

Der Fall hat besondere Brisanz, weil der Fußballclub in eine Korruptionsaffäre verwickelt ist, in deren Mittelpunkt Regensburgs Oberbürgermeister und mehrere Bauunternehmen stehen.

Im Juni 2017 wird öffentlich, dass eine Münchner Investitionsgesellschaft die Mehrheit der Aktien der SSV Jahn Regensburg GmbH & Co. KGaA übernimmt. Die Zeitung fragt kritisch nach: Was treibt den Investor an? Wie ist seine Reputation? Wie viel Geld hat er bezahlt? Woher hat er es? Viele Fragen bleiben offen.

Die Reporter recherchieren investigativ, führen zahlreiche vertrauliche Gespräche mit Informanten und Betroffenen. Sie stellen fest, dass der Investor vielfältig geschäftlich agiert und dass er seine Spuren im Internet verwischt hat. Ehemalige Geschäftspartner äußern sich kritisch oder gar nicht.

Der Betroffene versucht, die Berichterstattung durch Unterlassungsforderungen zu verhindern. Gegen alle juristischen Widerstände legt die Zeitung Stück für Stück offen, wie der 31-jährige Geschäftsmann schon in der Vergangenheit renommierten Sportvereinen erheblichen Schaden zugefügt hatte.

Da Fragen zur Sache an den Investor von einer Anwaltskanzlei lediglich mit Drohungen beantwortet werden, muss jede Formulierung sehr genau abgewogen werden. Am Ende wird dem Investor der mediale Druck offensichtlich zu groß. Er zieht sich aus dem SSV Jahn Regensburg zurück und verkauft seine Anteile an den Verein. Aus dem Fußballclub heißt es, die Einigung sei fünf vor zwölf gekommen. Der Investor habe bereits Kontakte ins Ausland geknüpft, um die Anteile weiterzuverkaufen.

Tipp:

„Diese Recherche brauchte Beharrlichkeit. Einige geschädigte Vereine waren erst nach dem zweiten, dritten Telefonat bereit, mit Informationen an die Öffentlichkeit zu gehen.“

Kontakt: Claudia Bockholt,
Leiterin Newsroom,
T +49 941 / 207-361,
claudia.bockholt@mittelbayerische.de
[@mittelbayerische.de](https://www.instagram.com/mittelbayerische.de)

Medium: Mittelbayerische Zeitung
Auflage: Circa 106.000
Verbreitungsgebiet: Neumarkt, Abensberg, Regensburg, Bad Kötzing, Schwandorf
Anzahl Lokalteile: 13
Redaktionsgröße: 200

Jahn-Aktien wechseln Besitzer

FUSSBALL Ein Münchner Investor lüftet seine Pläne für den Profifußballstandort Regensburg. Ob sie so groß ausfallen wie nun angekündigt?

VON CHRISTINE STRASSER, MZ

REGENSBURG/MÜNCHEN. Jubelnde Zuschauermassen im Flutlicht eines Fußballstadions. Darüber gelegt sind drei Schlagworte in weißer Schrift: dynamisch, unternehmerisch, nachhaltig. So präsentiert sich die Global Sports Invest AG, neuer Investor beim SSV Jahn Regensburg, im Internet. Am Freitag gab das Münchner Unternehmen bekannt, dass es die Anteile an der SSV Jahn Regensburg GmbH & Co. KGaA von der BTT Bauteam Tretzel GmbH übernommen hat. BIT bestätigte das über eine Anwaltskanzlei. Über den Kaufpreis wahrten beide Seiten Stillschweigen. BTT hatte zuletzt 90 Prozent der Gesellschafteranteile am Profifußball in Regensburg gehalten. Der Buchwert beträgt 7,2 Millionen Euro. Anders als die auf der Homepage von Global Sports Invest abgebildeten Fußballfans brachen die Jahn-Anhänger nach dem Bekanntwerden des Verkaufs allerdings nicht in Jubel aus.

Das Auftreten des Münchner Unternehmens, das erst im Mai dieses Jahres gegründet wurde, wird mit großer Skepsis beäugt. Der Vorstand der Aktiengesellschaft, Philipp Schober, war am Freitag bemüht, um Vertrauen zu werben. Seinen Worten nach hat er viele Pläne für den Profifußballstandort Regensburg. Für Global Sports Invest wird die Beteiligung am SSV Jahn Regensburg künftig das Kernprojekt sein. Der langfristige und nachhaltige Ausbau des Vereins als Marke stehe im Vordergrund, ließ Schober mitteilen. Ein Hauptaugenmerk des Teams der Global Sports Invest soll auf infrastrukturellen Einrichtungen liegen. Es soll die Basis für die Errichtung eines neuen Trainings-, Leistungs- und Reha-Zentrums geschaffen werden. Die Bedingungen für die Mannschaften, Trainerteam sowie die medizinischen Abteilungen sollen dadurch wesentlich verbessert werden und allen ein noch professionelleres Arbeiten ermöglichen, heißt es in einer Presseerklärung.

Neuer Investor ist Oberpfälzer

Der 31-jährige Schober stammt aus der Oberpfalz. Geboren und aufgewachsen ist er in Vohenstrauß. „Schon als kleiner Junge war ich mit meinem Vater im alten Jahnstadion und habe die Mannschaft angefeuert“, schildert Schober. Er lege größten Wert darauf, den bisherigen Weg des Jahn fortzuführen und die Aktivitäten der Geschäftsführungen mit der enormen Wirtschaftskraft der Region noch enger zu verknüpfen.

Die Global Sports Invest hat eine noble Adresse. Sie sitzt in der Münchner Maximilianstraße. Wer das Unternehmen in einem repräsentativen Palais gegenüber der Oper sucht, entdeckt die nicht zu übersehende Deutschlandzentrale eines französischen Luxuslabels und das leichter zu übersehende Büro der GSPJ Beteiligungen GmbH. Dort ist Schober Geschäftsführer. Bei Spekulationen um einen möglichen Einstieg beim SSV Jahn war zuletzt die GSPJ, deren Fokus auf Unternehmensbeteiligungen und Immobilienprojekten liegt, genannt worden. Was Global Sports Invest

**Bauunternehmer
Volker Tretzel**
Foto: altfoto.de/Archiv



Die Fans stehen hinter dem SSV Jahn Regensburg. Ob auch der neue Investor die Anhänger für sich einnehmen kann, ist offen. Foto: Elbner

und GSPJ gemeinsam haben: die offene Frage, wer dahinter steht. Brancheninsider mutmaßen, dass Schober Geldgeber im Rücken hat.

Schober verrät über sich, dass er als Profisportler im Triathlon erfolgreich war. Er schaffte es demnach bis in den Kader der deutschen Nationalmannschaft. Nach dem Studium der Betriebswirtschaft blieb er dem Sport verbunden. Als seine wichtigste Station nennt er den VW Konzern in Wolfsburg. Dort sei er für den professionellen Aufbau von Fußballsponsoring mitverantwortlich gewesen und habe verschiedene Marketing-Maßnahmen auf und neben dem Platz realisiert. In einem Interview, das

Schober dem Verband für Sportökonomie und Sportmanagement in Deutschland 2014 gab, heißt es, der passionierte Fußballer und examinierte Betriebswirt habe seine Leidenschaft für den Sport zum Beruf gemacht. Dabei soll es unter anderem um die Vermarktung von Kleinfeldfußball gegangen sein. Als Berater für Marketing und Events soll Schober von 2009 bis 2011 für einen Hallenbetreiber Sponsoren- und Marketingkonzepte entwickelt haben. Als Betreiber der Arena in Wolfsburg, wo Schober tätig gewesen sein soll, hat sich dieses Unternehmen inzwischen jedoch zurückgezogen.

Als Referent, Dozent und Gastredner hielt Schober angeblich bereits deutschlandweit Vorträge. Zusammen mit einer privaten Bildungseinrichtung in München soll Schober einen Studiengang für Sportmanagement entwickelt haben. Eine Nachfrage bei der Akademie ergab, dass dieser Studi-

INVESTOREN IM PROFI-FUSSBALL



Der jordanische Milliardär Hasan Ismaik stieg 2011 beim TSV 1860 München ein. Foto: dpa

Der Fußball ist ein Milliardengeschäft geworden. In Deutschland sei der Fußball ein großer Sympathieträger sowie noch größerer Wirtschaftsfaktor. Die Deutsche Fußball-Liga erwirtschaftete 2016 einen Umsatz von 3,24 Milliarden Euro, schreibt Jahn-Investor Global Sports Invest auf seinem Webauftritt.

Vorreiter, was die Öffnung für Investoren betrifft, war die englische Premier League. Lukrativ sind dabei die Lizenzen für Fernsehübertragungsrechte. Die Premier League nimmt durch ihren TV-Vertrag von 2016 bis 2019 umgerechnet rund 9,5 Milliarden Euro aus dem In- und Ausland ein. Das ist mehr als das Doppelte der Bundesliga. Vielfach wird in England aber auch Kritik dran geübt, dass die Premier League zur Spielweise ausländischer Investoren geworden ist.

Schreckgespenst ist gerade für viele Fans des SSV Jahn Regensburg das Beispiel von Relegationsgegner TSV 1860 München. 2011 stieg der jordanische Geschäftsmann Hasan Ismaik für 18 Mio Euro bei dem damaligen Zweitligisten ein. Ismaik bekam dafür 49 Prozent der Anteile in der KGaA. Im Laufe der Zeit kamen immer weitere Millionen an Darlehen dazu.

Branchenkennner vermuten, dass in Zukunft die 50+1-Regel in Deutschland fallen könnte. Bislang wurden den Einfluss von Investoren dadurch Grenzen gesetzt.

BEI UNS IM NETZ



MZ-Spezial!

Seriös, zuverlässig, glaubwürdig: Diesen Eigenschaften sehen wir uns verpflichtet. In Zeiten von Fake News und alternativer Fakten wollen wir zeigen, dass unsere Leser der Tageszeitung vertrauen können. Wir verlassen uns nicht auf Hörsagen, sondern prüfen kritisch nach. Das gilt für alles, was wir tun. Dort, wo wir der Meinung sind, unseren Anspruch gut verdeutlichen zu können, finden Sie unser Logo. Alle Beiträge können Sie auch bei uns im Netz nachlesen:

www.mittelbayerische.de/glaubwuerdigkeit

engang allerdings seit rund zwei Jahren nicht mehr im Programm ist.

In der Pressemitteilung von Global Sports Invest ist zudem die Rede von einem Schritt in die Selbstständigkeit. Nach Recherchen unseres Medienhauses gründete Schober 2014 sein eigenes Beratungsunternehmen mainspo (Management in Sport). Der Hauptsitz der GmbH war der Münchner Nobelpalast Grünwald. Et was später kam die mainsoccer GmbH, die 2015 in mainspo marketing GmbH umbenannt wurde, hinzu. Im weitesten Sinn war mainspo mit Sportmanagement und Sportrechtshandel befasst. In den Veröffentlichungen beim Amts-

gericht München ist in Bezug auf den Unternehmenszweck von Betreuung, Beratung und Vermittlung von Amateur- und Berufssportlern sowie der Betreuung und Beratung von Sportvereinen die Rede. Mainspo organisierte und vermarktete demnach aber auch Sportveranstaltungen und handelte mit Sport-, Fernseh- und sonstigen Lizenzrechten.

Die mainspo ging Anfang 2015 zudem mit dem Angebot einer Dienstleistung namens Nanosponsoring an die Öffentlichkeit. „Das Ehrenamt in den Vereinen sinkt, die Anstellung von Personen bindet Kapital und oft fehlt es an der Zeit“, schrieb die mainspo GmbH damals in einer Pressemitteilung. Es gestalte sich zunehmend schwierig, einem Verein finanzielle Mittel zu verschaffen. Als Lösung bot mainspo an, für Vereine ein individuelles Sponsoringkonzept zu entwickeln. Das Nanosponsoring sollte sich gezielt an kleine und mittelständische Unternehmen sowie Einzelkaufleute und Freiberufler richten. Das Ziel: Zusatzeinnahmen neben der klassischen Vermarktung generieren. Kooperationsverträge schloss mainspo unter anderem mit den Würzburger Kickers und den Kölner Haien. Zu Erfolgen dieser Kooperationen wollte sich dort niemand gegenüber unserem Medienhaus äußern.

Als Geschäftsführer bei der mainspo marketing GmbH schied Schober im Dezember 2015 aus. Anfang dieses Jahres wurde die Gesellschaft aufgelöst. Die mainspo GmbH wurde im Oktober 2015 in Phyllos Sport Marketing GmbH umbenannt. Im Juli 2016 schied Schober auch dort als Geschäftsführer aus. Mittlerweile sitzt Phyllos Sport Marketing in Berlin. Telefonisch war dort kein Ansprechpartner erreichbar.

Abschied mit Zwischentönen

Die BTT Bauteam Tretzel GmbH, die den SSV Jahn fast 20 Jahre lang unterstützt hat, gab sich am Freitag überzeugt, dass mit dem neuen Investor eine nachhaltige Lösung gefunden worden sei. Philipp Schober habe schon vor mehreren Wochen unabhängig von einem Aufstieg Interesse am Erwerb der Aktien bekundet. Aufhorchen ließ aber ein ganz anderer Satz in der Pressemitteilung. Er lautet: „Anders als die Vereinsspitzen hält die BTT Bauteam Tretzel GmbH den SSV Jahn Regensburg mit dieser Mannschaft aus Spielern, Betreuern und Geschäftsführung und mit diesen Fans für ein wertvolles Team, das nicht nur ideellen Wert besitzt.“

Jahn-Geschäftsführer Christian Keller machte deutlich, dass er den Einstieg von Global Sports Invest mit „großer Gelassenheit“ betrachte. Zum einen lasse die Rechtsform der GmbH & Co. KGaA gar nicht zu, dass der Investor Einfluss auf die Geschäftsführung nehmen könne. Schober wisse auch, dass er kein Mitspracherecht haben werde, versicherte Keller. Zum anderen sei der Verein solange auf der sicheren Seite, wie er nicht auf das Geld Dritter angewiesen sei, erklärte Keller weiter. Und stellte umgehend klar: „Fremdkapital wird keines reinfließen.“ Wenn Schober aber mit Global Sports Invest ein Trainingszentrum bauen wollte, dann fände er das gut, fügte Keller hinzu.

Auch der Verein hatte versucht, die Anteile von BTT zu kaufen. Schobers Angebot habe jedoch weit über dem gelegen, was sich der Verein habe leisten können. Offen bleibt, was sich ein Investor vom Einstieg beim Jahn verspricht. „Im Fußball fallen nie große Gewinne an“, sagte Keller. Was das Engagement von Global Sports Invest betreffe, so wolle er „der Sache eine Chance geben“.

**Unternehmer
Philipp Schober**
Foto: Global Sports Invest

Eine tägliche Extra-Seite für hintergründige Themen

Mit einem neuen Konzept bietet die Nordsee-Zeitung Hintergrund. Eine Extra-Seite, die in Inhalt und Aufmachung von der üblichen Berichterstattung abweicht und sich einem Thema widmet. Zum Beispiel einer Geschichte, die im Eishockey oft untergeht: dem Kopfproblem der harten Männer.

Mehr Tiefgang, neue Blickwinkel und eine brillante Optik – das soll die neu etablierte Seite „NZ extra“ bieten. Es ist eine monothematische Seite, wahlweise auch Panorama-Seite, auf der die Redaktion Themen und Debattenbeiträge veröffentlicht, die sich von der normalen tagesaktuellen Berichterstattung abheben. Inhaltlich und optisch sind die Seiten aufwendiger gestaltet, intensiver und tiefgründiger aufbereitet. Sie sollen für die Leserinnen und Leser Hintergründe und weitere Aspekte erschließen. Die Seite, die zunächst zweimal wöchentlich kam, trägt inzwischen den Titel „Norderlesen“ und erscheint täglich.

Die Themenpalette reicht vom Landarzt bis zum Wasserstoffantrieb, von der Antarktisforschung bis zur Städteplanung, vom Weihnachtsmarkt bis zum Nordseefischer. Und immer wieder werden auch ungewöhnliche Themen aus dem Sport aufgegriffen.

Zum Beispiel das Problem Kopfverletzungen im Eishockey. Es taucht immer wieder auf, weil diese Art von Verletzung im Eishockey relativ häufig ist. Meist geht es in der Berichterstattung jedoch um den Einzelfall. Sportressortleiter Lars Brockbalz will das Thema jedoch grundsätzlich

beleuchten. Er führt Gespräche mit dem Mannschaftsarzt der Fishtown Pinguins Bremerhavens und recherchiert den Fall des Nationalspielers Stefan Ustorf, der nach einer Kopfverletzung seine Karriere beenden musste.

Dann sucht der Redakteur nach einem konkreten Fall. Nach mehreren Wochen passiert es: Brock Hooton, Spieler der Fishtown Pinguins, erleidet bei einem Zusammenprall eine Kopfverletzung. Er stellt sich für die Geschichte zur Verfügung und beantwortet Fragen zu dem für viele Eishockeyprofis eher unangenehmen Thema. Der Mannschaftsarzt schildert das konkrete Vorgehen im „Fall Hooton“ sehr ausführlich. Ergänzend wird der Schnelltest erklärt, den Spieler nach einer Gehirnerschütterung machen müssen.

Für die Optik hat Grafikerin Charlene Schnibbe die entscheidende Idee. Sie montiert das Bild eines Gehirns in den Eishockeyhelm des Spielers.

NORDSEE-ZEITUNG

Kontakt: Nicole Ehlers, stellv. Chefredakteurin, T +49 471 / 59 72 51, nicole.ehlers@nordsee-zeitung.de

Medium: Nordsee-Zeitung

Auflage: Circa 40.000

Verbreitungsgebiet: Stadt Bremerhaven, Landkreis Cuxhaven

Anzahl Lokalteile: Stadt-, Land- und Sportredaktion

Redaktionsgröße: 63,4 (Redaktion, Assistenz, Grafik, Korrektorat)

Tipp:

„Von erdrückenden Randspalten und gewollten Zwängen des klassischen Zeitungslayouts sind unsere Extraseiten ebenso befreit wie von den mitunter trägen Mechanismen des Terminjournalismus.“

Das Kopf-Problem der harten Männer

Dezember, November, Oktober, September. Spätestens, als Brock Hooton fehlerfrei bei August und Juli angekommen war, wusste er: Es ist nicht so schlimm. Die Monate rückwärts aufzählen zu können, war für den Eishockeyprofi maßgeblich dafür, ob er weiterspielen darf oder nicht. Die Aufgabe gehört zu einem Schnelltest, mit dem **Gehirnschütterungen** bei Eishockeyspielern noch während eines Spiels diagnostiziert werden sollen. Ein Mittel im Kampf gegen eines der größten Übel dieses Sports. von LARS BROCKBALZ

Die 27. Minute läuft im Spiel der Deutschen Eishockey-Liga zwischen den Fischtown Pinguins aus Bremerhaven und den Straubing Tigers. Pinguins-Verteidiger Cody Lampl macht sich lang und versucht, den Puck mit dem Schläger wegzuspielen. Aus der Gegenrichtung kommt Brock Hooton. Gleich kracht es. Hooton wird von seinem Gegenspieler geschubst und rauscht mit dem Kopf voran in Lampl rein. Dann wird es dunkel. „Für eine Sekunde war alles weg. Der Kopf und der Nacken

schmerzten“, erzählt Hooton über den Vorfall, der sich am 6. Oktober ereignete. Auf allen Vieren sitzt er auf dem Eis, der Helm hat sich vom Kopf gelöst. Sein Zustand: sichtlich beunruhigt. Mannschaftsarzt Florian Urbaneck kommt aufs Eis. Sekunden vergehen. „Dann habe ich versucht, mich aufzupfaffen und mein Gleichgewicht wiederzufinden. Das ging zum Glück relativ schnell“, erzählt Hooton.

Der Pinguins-Stürmer fährt zur Bank, Mannschaftsarzt Urbaneck kümmert sich um ihn. Und macht mit ihm den Schnelltest. Welches Spiel? Welches Drittel? Hooton muss mit geschlossenen Augen auf einem Bein stehen, den Finger mit ausgestrecktem Arm zur Nase führen, die Monate rückwärts aufzählen.

Spezialisten haben diesen Test entwickelt, mit dem Gehirnschütterungen möglichst schnell und zuverlässig diagnostiziert werden sollen. Für die Gesundheit der Spieler. Denn Kopfverletzungen sind wegen möglicher Spätfolgen eines der größten Übel im Eishockey.

Stefan Ustorff kann das bestätigen. Der war Nationalspieler, spielte in der NHL,

600 Spiele in der DEL – bis eine Gehirnschütterung seine Karriere beendete. Und sein Leben veränderte. „Ich habe jeden Tag Probleme. Ich nehme Medikamente, doch es geht nicht weg“, sagte Ustorff vor einem Jahr über die Spätfolgen seiner Verletzung. Die ist inzwischen sechs Jahre her. Am 6. Dezember 2011 schlug Ustorff nach einem Check mit dem Kopf auf dem Eis auf und erlitt eine schwere Kopfverletzung. Mal wieder. Sechs oder sieben Gehirnschütterungen seien zuvor bereits bei ihm diagnostiziert worden, erinnerte sich der ehemalige Profi und heutige Talentscout der Eisbären Berlin. Zwei Jahre kämpfte er für sein Comeback. Doch es ging nicht. Ustorff beendete 2013 seine Karriere.

Ein tragisches Schicksal, aber eines, das Spielern wie Brock Hooton ein ähnliches Los erspart. Denn mit dem Fall Ustorff rückte das Thema Gehirnschütterungen im Eishockey auch in Deutschland mehr in den Blickpunkt. In Nordamerika sind Kopfverletzungen im Sport schon länger ein großes Thema.

Im American Football und im Eishockey vor allem, den Sportarten, wo gestählte Athleten immer wieder mit Wucht aufeinanderprallen. Studien belegen, dass Gehirnschütterungen Langzeitfolgen haben können. Immer wieder erkrankten Sportler an CTE, einem chronischen Leiden. Ständige Kopfschmerzen, Gedächtnisprobleme, Demenz-Symptome, Depressionen. Eine zerstörerische Krankheit.

Also starteten die Football-Liga NFL und die Eishockey-Liga NHL den Kampf gegen Gehirnschütterungen. Spätestens mit dem Fall Ustorff ist der auch in Deutschland angekommen. „Eine Gehirnschütterung ist die Verletzung mit der größten Unwägbarkeit“, sagt Pinguins-Mannschaftsarzt Florian Urbaneck, der hauptberuflich als Assistenzarzt am Ameos-Klinikum in Debstedt arbeitet. „Sie ist medizinisch nicht zu fassen. Man kann sie nicht sehen, wir müssen die Spieler befragen, um eine Diagnose zu erstellen.“ Das wird inzwischen sorgfältig getan.

Zum obligatorischen Medizincheck für Eishockeyprofi vor dem Saisonstart gehört seit fünf Jahren der sogenannte Scat2-Test. Dabei wird die Gedächtnisfähigkeit getestet, die Spieler müssen sich Worte merken, Zahlenfolgen, diese rückwärts wiederholen, motorische Übungen machen. Ein aufwendiger Test, dessen Ergebnisse genau dokumentiert werden. Für jeden Spieler gibt es dann einen sogenannten Baseline-Score. „Wir ermitteln damit, was ein normales Verhalten für einen Spieler ist. So können wir später, bei Verdacht auf Gehirnschütterung, überprüfen, ob es Abweichungen gibt“, erläutert Urbaneck.

Im Spiel gegen Straubing ging es gut aus für Pinguins-Stürmer Brock Hooton. „Ich konnte mich an alles erinnern, was passiert ist. Und ich konnte alle Fragen beantworten. Also durfte ich im letzten Drittel wieder spielen.“

Einige Jahre zuvor, als Hooton noch in Nordamerika spielte, war es nach einer Kopfverletzung anders ausgefallen. „Das war eine ganz ähnliche Szene wie gegen Straubing“, erinnert er sich. Er musste raus und einen ausführlichen Test machen. Mehrmals. „Man muss ein bestimmtes Level seines Baseline-Scores erreichen“, erzählt Hooton. „Wenn man durchfällt, darf man ihn frühestens in zwei Wochen wiederholen. Ich bin dreimal durchgefallen, durfte also erst nach sechs Wochen wieder spielen. Das war hart.“

Vor allem aber war es verknüpfend. Denn vielleicht haben diese Pausen den heute 34-jährigen Dauer bewahrt, ein ähnliches Schicksal wie Stefan Ustorff zu erleiden. Hooton ist froh, dass das Thema Gehirnschütterungen heute so ernst genommen wird. Zu Beginn seiner Karriere war das noch anders. „Ein Mitspieler von mir konnte nach ei-

ner Schlägerei kaum stehen – zwei Tage später hat er wieder gespielt.“ Trainer und Manager drängten darauf, dass die Spieler nicht lange fehlen dürfen. Und die Athleten wollten keine „Weicheier“ sein – so war jahrzehntelang die Kultur im Eishockey.

„Das Problembewusstsein war früher nicht da. Da gab es nach einem harten Check zwei Aspirin und ein Weizenbrot und weiter ging es“, bestätigt Jörg von Ameln, Leiter Spielbetrieb der DEL. Die Deutsche Eishockey-Liga hat den Kampf gegen Kopfverletzungen seit einigen Jahren intensiviert. Checks gegen den Kopf werden härter bestraft, die Spieler sensibilisiert. „Schwere Attacken auf den Kopf sind weniger geworden, weil wir auch viel mit den Spielern reden und ihnen sagen: Respektiere die Gesundheit deines Gegenspielers“, sagt von Ameln. „Vor 15 Jahren war es noch so, dass man absichtlich auf den Kopf ging, wenn man wusste, der Spieler hatte gerade eine Kopfverletzung. Das wird heute nicht mehr gemacht.“ Dennoch meint der DEL-Ligenchef: „Gehirnschütterungen werden immer zum Eishockey gehören, dazu ist der Sport viel zu schnell.“

In der vergangenen Saison gab es nach Angaben von Pinguins-Arzt Urbaneck im Schnitt sechs Fälle je DEL-Mannschaft. Bei den Pinguins

seien es drei gewesen. Die Vereine müssen Fälle von Gehirnschütterungen an die Berufsgenossenschaft melden.

Fakt ist, da sind sich Arzt, Spieler und Funktionär einig: Der Umgang mit solchen Verletzungen wird immer besser. „Beim kleinsten Verdacht gibt es eine Untersuchung. Egal, ob der Spieler will oder nicht. Den Akteuren wird nach Kopfverletzungen von den Vereinen auch viel mehr Zeit gegeben, sich zu erholen, bevor sie wieder spielen müssen“, berichtet Pinguins-Stürmer Hooton. „Man kann bei Kopfverletzungen nicht zu vorsichtig sein.“ Da liegt er mit Mannschaftsarzt Urbaneck auf einer Welle. „Natürlich sollen Profisportler möglichst schnell wieder eingesetzt werden können“, sagt der 32-Jährige. „Aber ich bin immer auf der Seite der Spieler. Ihre Gesundheit ist mein höchstes Gut.“ Bei Hooton hatte Urbaneck keine Bedenken, ihn wieder aufs Eis zu schicken. „Er hat auf der Bank alles richtig beantwortet und in der Drittelpause bei einem weiteren Test auch seinen Baseline-Wert erreicht. Er hatte keine Gehirnschütterung“, sagt der Mediziner.

Dass Hooton im Moment trotzdem nicht spielt, hat einen anderen Grund. Der Pinguins-Stürmer hat kurz nach dem Straubing-Spiel eine schwere Handverletzung erlitten und muss mehrere Monate pausieren. Sportlerschicksal. Aber wenigstens keines mit Spätfolgen fürs Gehirn.

#1

Das Gehirn „schwimmt“ in einer Flüssigkeit im Schädel. Stößt das Gehirn durch einen Aufprall gegen die Schädelwand, spricht man von einer Gehirnschütterung.

#2

Bei einer Gehirnschütterung entsteht eine Schwellung, die aufs Gehirn drückt. Im schlimmsten Fall kann es zu einer Hirnblutung kommen.

#3

Symptome für eine Gehirnschütterung sind Kopfschmerzen, Schwindel, Übelkeit und Erbrechen. In schweren Fällen kann Gedächtnisverlust eintreten.

#4

Betroffene merken oft nicht, dass sie eine Gehirnschütterung haben und schonen sich nicht. Das kann zu weiteren Erschütterungen und Langzeitschäden führen.

#5

Treten bei einem Menschen häufiger Gehirnschütterungen auf, kann langfristig die geistige Leistungsfähigkeit beeinträchtigt werden – bis hin zur Demenz.



Der Scat2-Test

- Welcher Tag ist heute?
- Welches Spiel?
- Welches Drittel?
- Wie steht es?
- Eine willkürliche Zahlenreihe merken, wiederholen, dann rückwärts wiederholen
- Monate rückwärts aufzählen
- Mit geschlossenen Augen Arm ausstrecken und dann Finger zur Nase führen
- Mit geschlossenen Augen 30 Sekunden still stehen

Der Scat2-Test

Zum Medizincheck für Eishockey-Profi gehört seit fünf Jahren der sogenannte Scat2-Test. Dabei werden mit Hilfe eines von der Berufsgenossenschaft genau definierten Verfahrens die Gedächtnisfähigkeit und der Gleichgewichtssinn jedes Spielers getestet und dokumentiert.

Für jeden Spieler wird damit ein sogenannter Baseline-Score ermittelt, der sein normales Verhalten widerspiegelt. Bei Verdacht auf Gehirnschütterung kann mit einem Schnelltest festgestellt werden, ob es Abweichungen gibt.

Grafik: Schnibbe

Bei Brock Hooton von den Fischtown Pinguins bestand Verdacht auf Gehirnschütterung – doch nach einem Schnelltest gab es Entwarnung. Nicht immer geht es so glimpflich aus. Foto: Scheer

Reporterin in Jogginghosen trainiert mit jungen Sportlern

15 Prozent der Kinder in Deutschland sind zu dick. Der Grund: mangelnde Bewegung. Das gilt nicht für viele Mädchen und Buben, die in den Rosenheimer Vereinen fleißig trainieren. Eine Reporterin des Oberbayerischen Volksblatts trainiert mit und will so andere Jugendliche ermutigen, es auch mal zu probieren.

Studien sagen seit Jahren: Kinder treiben zu wenig Sport und sitzen nur noch vor ihren Smartphones oder zocken an der Playstation. Auf der anderen Seite gibt es durchaus viele Kinder, die in ihrer Freizeit Sport treiben. Die Vereinslandschaft und die Auswahl für die Kleinen in Rosenheim ist groß. Volontärin Susanne Hoffmann will in einer Serie helfen, Vorurteile und Hemmungen abzubauen. Sie stellt Vereine und Sportarten vor und zeigt als „Reporterin in Jogginghosen“ zugleich, dass man auch als Anfängerin keine Scheu vor sportlicher Betätigung zu haben braucht.

Hintergedanke ist, Kinder tatsächlich von ihrer Playstation wegzuholen und zu zeigen, welche Sportarten es überhaupt gibt und wie viel Spaß sie machen. Dafür rückt Hoffmann die Kinder als Experten in den Mittelpunkt. Sie lässt sich nicht von den erwachsenen Trainern anleiten, sondern von den kleinen Sportlern selbst. Sie zeigen der Reporterin, wie welche Sportart funktioniert, helfen ihr über die ersten Hürden beim Training hinweg und geben ihr Tipps, was sie beachten und vermeiden soll.

In ihrer Serie probiert Susanne Hoffmann bekannte Sportarten aus, wie etwa Volleyball, Tischtennis, Eishockey oder Basketball. Aber auch weniger gängige wie Eiskunstlauf, Fechten, Hockey oder Judo. Sie meldet sich zum Golf an, zum Bogenschießen und sogar zum Kurs im Meerjungfrauschwimmen.

Die Reporterin ist alles andere als eine Sportskanone. Wenn es um die praktische Umsetzung der Sportarten geht, ist sie oft unbeholfen. Auch das soll in der Serie vermittelt werden: Es ist egal, ob du etwas besonders gut kannst. Hauptsache, es macht Spaß.

Die ungeschickte Art der Reporterin und der stets freundliche Umgang der Kindertrainer mit ihr sollen anderen Jugendlichen zeigen, dass sie keine Hemmungen haben müssen, irgendwo ein Neuling zu sein. Hoffmann vermittelt in ihren Selbstversuchen die Erfahrung: Auch wenn man etwas tollpatschiger ist, wird man in der Gemeinschaft trotzdem aufgenommen.

Tipp:

„Neugierig bleiben und sich selbst nicht zu ernst nehmen – es empfiehlt sich, vorab mit dem Sportverein zu klären, welche Kinder in die Zeitung mit Name und Bild dürfen.“

Kontakt: Susanne Hoffmann, Volontärin, inzwischen freie Journalistin, T +49 163 / 76 68 772, susannehoffmann@aol.com

Medium: Oberbayerisches Volksblatt

Auflage: Circa 60.000

Verbreitungsgebiet: Landkreis Mühldorf, Rosenheim und Altlandkreise Wasserburg und Bad Aibling
Anzahl Lokalteile: 7

Redaktionsgröße: Insgesamt 31 Redakteure, in der zuständigen Redaktion 2 Redakteure plus Volontärin

REPORTERIN IN JOGGINGHOSE - FOLGE 1: EISKUNSTLAUF

Tapsiger Eisbär statt grazile Eisprinzessin

15 Prozent der Kinder in Deutschland sind zu dick. Der Grund: mangelnde Bewegung. Das gilt nicht für viele Mädchen und Buben, die in den Rosenheimer Vereinen fleißig trainieren. Was sie alles können, zeigen sie in einer neuen OVB-Serie der „Reporterin in Jogginghose“. In Folge eins probiert sich Susanne Hoffmann im Eiskunstlaufen – trainiert von kleinen Könnern des SV Pang und EV Rosenheim.

VON SUSANNE HOFFMANN

Rosenheim – Rebecca (10) und Eva (11) sind für die nächste Stunde meine Trainerinnen im emilo-Stadion und nehmen mich fürsorglich an die Hand. Denn: Rückwärtsfahren will gelernt sein, sind sie überzeugt. Was bei den beiden Eisläuferinnen einfach aussieht, ist für mich eine echte Herausforderung. „Die Fußspitzen auseinanderdrücken, die Fersen öffnen und mit den Schlittschuhen Kreise fahren“, erklärt Eva. Rebecca macht es mir noch einmal vor – nach ein paar Übungen, die an das Semmelbacken erinnern und deshalb auch so heißen – bewege ich mich langsam rückwärts in Richtung Bande. Allerdings nur sehr zaghaft, doch die Mädchen haben eine Engelsgeduld mit mir.

„Wir können auch Astchen üben fahren“, schlägt Eva vor. Im rechten Winkel stößt sie sich mit dem einen Fuß von dem anderen weg und flitzt davon. Ich imitiere ihre Bewegungen – fühle mich dabei aber weniger wie eine Eisprinzessin, sondern eher wie ein Eisbär auf einer Eisscholle, der mit aller Kraft sein ganzes Körpergewicht in Bewegung setzen muss, um auf die nächste Scholle zu springen. Ich merke schnell, dass hinter den graziösen Bewegungen der Kinder jahrelanges Training steckt.

Eva und Rebecca lächeln etwas mitleidig in meine Richtung. Als Trainerinnen sind sie schon heute echte Motivationsgeber. „Wir gleiten einfach total gerne über das Eis“, sagen die beiden, ihre Augen strahlen dabei.

Ähnlich geht es auch Daniela (12). Seit drei Jahren steht sie auf dem Eis. Auch bei ihr sieht das Laufen aus, als sei es eine Leichtigkeit. „Ich kann Ihnen den Storch zeigen“, sagt sie motivierend. Kerzengerade steht Daniela



Zusehen, nachmachen – Unsere Reporterin in Jogginghose imitiert die Bewegungen der Vierjährigen. FOTOS POLLEICHTNER



Die Vierjährigen (von links): Daria, Maja und Constanze nehmen die Reporterin und Trainerin Jarmila Soumarova (Zweite von links) beim „Semmelbacken“ an die Hand.

auf ihren Schlittschuhen. Sie nimmt etwas Anlauf und streckt ihre beiden Arme im rechten Winkel von ihrem Oberkörper weg. Dann



nimmt sie das rechte Bein nach oben und drückt es angewinkelt ans Knie. Eine gefühlte Ewigkeit verharrt sie in dieser Position und schwebt dabei über die Eisfläche. Das will ich auch schaffen – kann doch nicht so schwer sein, denke ich mir und versuche mein Glück. Und ja, ansatzweise gelingt es mir, ein wenig ein Storch zu sein. Zwar klappt es mit der kerzengeraden Haltung noch nicht so ganz. Auch schaffe ich es nicht, so lange in dieser Position zu bleiben wie Daniela, aber ich winkle mein rechtes Bein am Knie an und diese so ein paar

Sekunden über das Eis.

Wenige Meter weiter auf der Fläche begegnet mir Andrea Heinrich. Sie trainiert die ganz Kleinen, die sich mit gerade einmal vier Jahren – ideales Alter um mit dieser Sportart zu beginnen – schon aufs Eis wagen. Anfängertruppe – vielleicht eine gute Möglichkeit, um Gleichgesinnte zu finden, glaube ich. Falsch gedacht! Auch die Jüngsten flitzen schon übers Eis, als wäre es nichts. Außerdem fallen sie bei einem Sturz nicht so tief wie ich.

„Backen wir Semmel“, gibt Heinrich den Kleinen vor. Gesagt getan – was ich



Rebecca (links) und Eva zeigen der Reporterin, wie das Rückwärtslaufen geht.



Daniela (rechts) beherrscht den „Storch“ perfekt. Die Reporterin dahinter muss noch üben.



Rebecca trainiert seit Jahren – hier zeigt sie, was sie richtig gut kann: den Flieger.

bereits beim Rückwärtsfahren geübt habe, trainiere ich mit den kleinen Eiskunstläufern nun vorwärts.

Auch die Trainingsgruppe von Jarmila Soumarova backt gerade Semmel und integriert mich, die das jetzt ja auch schon etwas kann, in ihre Übungen. Die Vierjährigen schnappen sich meine Hand und zusammen bewegen wir uns langsam vorwärts.

Eva, Rebecca und Daniela demonstrieren noch einmal, wie es aussieht, wenn man schon fast ein Profi ist. Sie zeigen stolz Pirouetten, Sprünge und den sogenannten Flieger, der besonders beeindruckend aussieht. Dabei nehmen sie ein Bein in die Höhe und gleiten waghalsig auf dem anderen über das Eis. Kompliment! Das werde ich selbst wohl nie mehr lernen – meine Fahrkünste habe ich an diesem Nachmittag trotzdem ein wenig aufgebessert. Und ja, für wenige Sekunden habe ich mich nicht wie ein Eisbär, sondern auch ein wenig wie eine Eisprinzessin gefühlt.



Infografiken erzählen Geschichten aus dem Lokalsport

Optische Elemente im Sportteil beschränken sich häufig auf Tabellen und freigestellte Bilder. Doch mit einer guten Grafik lassen sich auch Geschichten erzählen und komplexe Dinge auf einen Blick erklären. Dafür braucht es nicht unbedingt eine Grafikabteilung, es geht auch mit einfachen Mitteln.

Wie erklärt man die Spielstationen auf einem Baseballfeld? Oder die Höhenunterschiede bei einem Ultratrail? Entweder mit viel Text und Zahlen – oder mit einer Infografik. Im Lokalsport ist Letzteres eher selten. Tim Scholz, Sportredakteur beim Stader Tageblatt, zeigt, dass dies dennoch in einer kleinen Redaktion mit wenig Möglichkeiten gelingen kann.

Er entwickelt die Idee, Sportgeschichten mit ganzseitigen Grafiken zu erzählen. Scholz arbeitet sich in Photoshop ein, greift auf Anleitungen im Internet zurück und denkt bei den anfallenden Geschichten nicht nur über Inhalte, sondern auch über die Gestaltung nach.

Mit ungewohnter Optik macht er zum Beispiel eine Sonderseite zur Baseball-Saison, stellt die Sportart und die Regeln vor und reichert seinen Beitrag mit interessanten Informationen in Grafiken an. Als vier Stader Polizisten für den Extremlauf Stubai Ultratrail trainieren, stellt er die Teilnehmer in Kurzporträts vor und zeigt grafisch, welche Herausforderungen sie meistern müssen.

Die Methode funktioniert aber auch bei der Standardberichterstattung. So stellt Scholz den Torschützenkönig der Kreisklasse in einem ganzseitigen Porträt vor. Der Fußballer, sein Talent und die dazugehörigen Zahlen werden mit vielen grafischen Mitteln und kleinen Texten präsentiert.

Allerdings: Trotz des geringen technischen Aufwands erfordern die Grafiken viel Zeit. Die Umsetzung ist nur möglich, weil ihm zum einen die Kollegen für diese Arbeit den Rücken freihalten, zum anderen weil Scholz auch zu Hause an den Ideen bastelt.

Doch der Aufwand lohnt sich, wie das positive Feedback zeigt. Auch die Chefredaktion freut sich über den „Wow-Effekt“. Inzwischen wird auch in den Ressortkonferenzen überlegt, welche Themen für eine Grafik geeignet sind.

Kontakt: Tim Scholz,
Sportredakteur,
T +49 4141 / 93 61 76,
scholz@tageblatt.de

Medium: Stader Tageblatt

Auflage: Circa 29.000

Verbreitungsgebiet: Landkreis
Stade und Umgebung

Anzahl Lokalteile: 3

Redaktionsgröße: Rund 30 Redak-
teure und Volontäre

Tipp:

„Viele Geschichten im Lokalsport lassen sich durch Infografiken interessanter erzählen, sofern man in die Umsetzung genauso viel Zeit investiert wie in eine Reportage.“

Derby-Zeit in der Baseball-Landesliga

Am kommenden Sonntag treffen die Hedgehogs des TSV Buxtehude-Alt-kloster in der Landesliga auf die Black Sox des VfL Stade.
Das TAGEBLATT blickt auf das Baseball-Derby und stellt die Sportart vor – inklusive kleiner Regelkunde. Von Tim Scholz

Als die Buxtehuder Baseball-Mannschaft in den Achtziger Jahren in die erste Liga aufgestiegen war, gab es keinen Platz in der Stadt, um den Anforderungen der Spielklasse gerecht zu werden. Also wechselte die Mannschaft nach Stade und hielt sich wenige Jahre im deutschen Baseball-Oberhaus. Eine nette Anekdote, die vor dem anstehenden Landesliga-Derby zwischen den Buxtehuder Hedgehogs und den Stader Black Sox Anlass für Sticheleien bietet.

„Die Wurzeln des Stader Baseballs liegen im Erfolg von Buxtehude“, sagt der Ur-Buxtehuder Christian Plötzky in Richtung Stade. Natürlich mit einem Augenzwinkern. Der Mann spielte einst in Stade, heute leitet er die Baseball-Sparte des TSV Buxtehude-Alt-kloster und steht als Pitcher, Catcher und Shortstop auf dem Spielfeld. Plötzky ist einer der zentralen und erfahrensten Akteure der Hedgehogs.

Vor dem Landesliga-Derby am Sonntag gibt sich der 38-Jährige angriffslustig: „Wir malen uns große Chancen aus.“ Zwar könne seine Mannschaft nicht so aus dem Vollen schöpfen wie die Black Sox, die in dieser Saison eine Spielgemeinschaft mit dem TSV Wehden bilden. „Aber Quantität ist auch nicht immer Qualität“, sagt Plötzky. Die Hedgehogs verfügen über einen relativ kleinen, aber feinen Kader mit

rund 18 „Haudegen“. Sein Kollege vom VfL Stade, Kristof Müller, Trainer der Black Sox, kann dagegen auf 30 größtenteils junge Spieler zurückgreifen. „Wir haben eine frische und eingespielte Truppe“, sagt Müller. Das hat sie bereits beim deutlichen 22:2-Auftaktspiel gegen Oldenburg eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Müllers Prognose vor dem Derby klingt zunächst allerdings noch recht verhalten: „Ich denke, dass wir mit einem leichten Vorteil in das Derby gehen.“ Wenige Stunden später, nach dem Studium der Derby-Historie, meldete sich der Stader Coach mit einer viel selbstbewussteren Aussage: „In den letzten fünf Jahren haben die Black Sox kein einziges Spiel gegen die Hedgehogs verloren. Das macht uns zum Favoriten.“ Die Stader haben alle sieben Partien seit 2012 gegen die Buxtehuder Hedgehogs gewonnen, und das teilweise sehr deutlich.

Doch die Hedgehogs wollen sich am Sonntag nicht einbeugen. Warum aber dieser Mannschaftsname, zu Deutsch: Igel? „Er nimmt Bezug auf die Geschichte von Hase und Igel. Und Hedgehogs klang wohl besser als Rabbits“, vermutet Plötzky. Und Black Sox, schwarze Socken? Sei vor 25 Jahren in Anlehnung an die Chicago White Sox entstanden, erzählt Kristof Müller. Das für den VfL Stade ungewöhnliche Schwarz, um sich abzuheben.

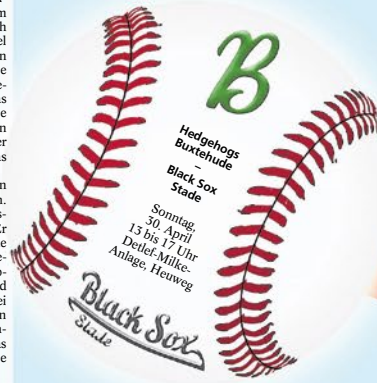
Ein Spiel dauert etwa bis zu drei Stunden. Warum tut man sich das an?



Michael Schäffner (30, Pitcher der Hedgehogs Buxtehude): „Es macht einfach Spaß, weil man beim Baseball vielseitig gefordert ist. Man wechselt über drei Stunden immer wieder von der Defensive in die Offensive und muss dabei hellwach sein. Der Kopf ist gefordert, daher bin ich nach den Spielen auch platt, aber man findet enorme Befriedigung.“



Lennart Schünemann (24, Pitcher, Catcher und Shortstop der Black Sox Stade): „Selbst wenn man im letzten Inning zurückliegt und als Mannschaft in die Offensive wechselt, hat man noch die Chance, das Spiel an sich zu reißen und zu drehen. Das hat für mich einen großen Reiz und ist ein anderer spielerischer Ansatz als etwa beim Fußball. Dort kann die Mannschaft, die in Führung liegt, den Ball halten und den Sieg über die Zeit bringen. Beim Baseball fällt das Zeitmanagement als taktische Option weg.“



KLEINE REGELKUNDE

Beim Baseball stehen sich zwei Teams mit je neun Spielern gegenüber. Abwechselnd bilden die Mannschaften das Angriffsteam (**Offense**) und das Abwehrteam (**Defense**). Nur die angreifende Mannschaft hat Schlagrecht und kann Punkte erzielen, indem ein Läufer das Spielfeld von Base zu Base umrundet. Das Defensivteam muss das verhindern. Bei den Bases handelt es sich um leicht über dem Boden erhabene Kissen.

Das Schlagrecht wechselt, wenn das Abwehrteam drei Läufer zum Ausschneiden zwingt (**Out**). Dann geht die einseitige Defense in die Offense. Sobald auch diese drei Outs geschafft hat, kommt es zum **Inningwechsel**.

In der Mitte des Infields steht der Werfer (**Pitcher**) der verteidigenden Mannschaft. Er wirft „seinem“ Fänger (**Catcher**) einen Ball zu. Der Schlagmann (**Batter**) versucht, den Ball mit seinem Schlagholz ins Feld zu schlagen.

Die Defense-Spieler können den Läufer zum Out zwingen, indem sie den Ball direkt aus der Luft fangen oder ihn aufnehmen und noch vor dem Eintreffen des Läufers an die Bases bringen. Denn die Zeit, in der die Defense den Ball nicht kontrolliert, kann der Batter als Läufer (**Runner**) nutzen, um die Bases zu umrunden.

Sobald ein Runner wieder die **Home Plate** erreicht, erzielt sein Team einen Punkt. Umrundet der Batter nach einem Schlag gar alle Bases am Stück und kehrt zur Home Plate zurück, ist die Rede von einem **Homerun**, bei dem sich maximal vier Punkte holen lassen.

Der Ball

Profis können den Lederball durch eine bestimmte Wurftechnik auf 150 Stundenkilometer beschleunigen. Der Ball wiegt bis zu 194 Gramm.

11 Zentrale Zahlen

Meisterschaften hat der deutsche Rekordmeister Mannheim Tornados gewonnen. In der US-Profiliga MLB liegen die New York Yankees mit 40 Titeln vorne.

1936

fand bei den Olympischen Spielen in Berlin das erste Baseball-Spiel der Deutschen statt. Bekannter wurde der Sport aber erst während der amerikanischen Besatzung.

42

In der MLB wird diese Rückennummer nicht mehr vergeben. Sie gehörte Jackie Robinson, dem ersten Schwarzen, der 1947 in die Liga der Weißen geholt wurde.

21

Vereine gibt es im Niedersächsischen Verband, darunter Stade, Buxtehude, die Dohren Wild Farmers und die Bremerhaven Bandits.



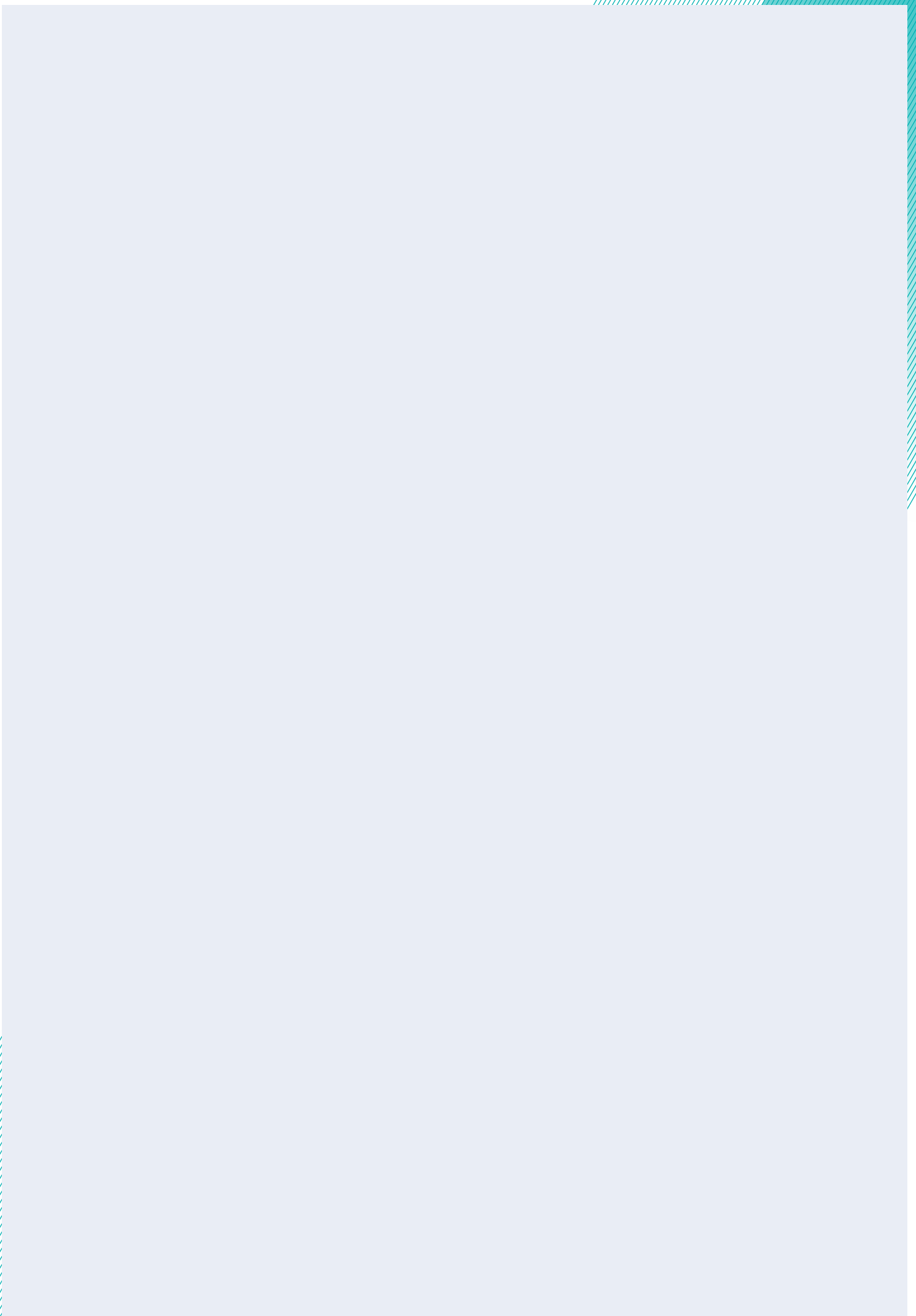
Mitglieder im Deutschen Baseball und Softball Verband: 2016 hat die Statistik einen Tiefstand erreicht mit 22 840 Mitgliedern.



Der Beste

Babe Ruth (1895-1948) gilt als der beste Baseball-Spieler der Welt. Sein Rekord von 714 Homeruns bestand 39 Jahre in der US-Profiliga MLB. Ruth holte mit den Boston Red Sox und den New York Yankees sieben Meisterschaften.

Quellen: Wikipedia, Statista, Die Welt, DBV, NBSV, Wikimedia Commons (Handschuh: Aviper2k; Babe Ruth: Heritage Auction Gallery/Paul Thompson)



Gesellschaft lokal

Das Exotische liegt in unserer Umwelt

Nirgends kommen wir dem gesellschaftlichen Leben näher als am eigenen Ort und in der Region. Hier ist die Lokalredaktion mittendrin, hier erfährt sie Klatsch und Tratsch, aber auch eine bunte Vielfalt an Geschichten aus dem Alltagsleben der Menschen. Die Redaktion kann aus dem Vollen schöpfen, und sie ist gut beraten, es auch zu tun. Denn was verbindet die Menschen mehr als die kleinen Freuden und Sorgen, die Feiern und Rituale, die Lebensphasen und ihre Veränderungen? Ein wundervolles Feld für Lokalreporter, die frei nach Egon Erwin Kischs Vorbild das Exotische in unserer Umwelt aufspüren.

Im Schulkeller findet sich ein Relikt aus dem Kalten Krieg

Eine alte Realschule wird abgerissen. Teil des Schulkellers ist ein Bunker mit einem Notkrankenhaus, ein heute vergessenes Relikt des Kalten Krieges. Eine Reporterin der Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten besucht den Bunker und dokumentiert, was von ihm noch übrig geblieben ist, bevor dieser Teil der Nachkriegsgeschichte verschwindet.

In der Kleinstadt Alsdorf in Nordrhein-Westfalen wird der Abriss des alten Gymnasiums und der alten Realschule beschlossen. Die Sanierungskosten sind zu hoch. Also ziehen die Schüler um in einen Neubau im Herzen der Stadt. Das ist, was über der Erde passiert. Doch viel spannender ist, was darunter zum Vorschein kommt. Redakteurin Verena Müller hört im Stadtentwicklungsausschuss, wie über die Folgenutzung des Realschulkellers diskutiert wird. Dort liegt ein Bunker aus den 1960er Jahren mit den Überresten eines Notkrankenhauses.

Die Redakteurin wird neugierig. Sie unterhält sich mit Lokalhistorikern und kontaktiert die Realschulleitung, um weitere Informationen einzuholen und Ansprechpartner zu finden, deren Arbeit und Leben eng mit dem Bau verzahnt waren. Dabei stößt sie auf den Hausmeister, der bis zuletzt die Anlagen gewartet hat, und dessen Vorgänger, der sich noch gut an die Zeit der realen Bedrohung während des Kalten Krieges erinnern kann.

Mit den beiden Hausmeistern geht sie in die unterirdischen Gänge und lässt sie über ihre Arbeit und die Erinnerungen erzählen. Sie findet einen kuriosen Ort. An den Türen kleben noch Schilder wie „OP-Vorbereitung“ oder „Röntgenraum“. Mittendrin das Telefon mit original Bedienungsanleitung. Hier hat der alte Hausmeister jede Woche Abflüsse gespült, die Maschinen gewartet und darauf geachtet, dass das Notkrankenhaus ständig für den Ernstfall bereitstand. Der Bunker ist so etwas wie die in Beton gegossene Angst der Menschen während des Kalten Krieges.

Gebaut wurde er in den 1960er Jahren. Unter der Erde wurde jahrzehntelang ein Notkrankenhaus mit 200 Betten vorgehalten, ausgestattet mit Operationssälen, Röntgenraum, Telefonzentrale und einer autarken Energie- und Wasserversorgung. Erst nach der Jahrtausendwende wurde die Anlage aufgegeben.

Müller fotografiert und dokumentiert die Überreste des Notkrankenhauses ein letztes Mal für die Nachwelt, bevor die Schule abgerissen wird und dieser Teil der Nachkriegsgeschichte endgültig verloren ist.

AZ **AN**
Aachener Zeitung
Aachener Nachrichten

Kontakt: Dr. Verena Müller, Redakteurin,
T +49 2404 / 55 11-37,
lokales-alsdorf@zeitungsverlag-aachen.de
Medium: Aachener Zeitung/
Aachener Nachrichten, Redaktion
Nordkreis
Auflage: 110.000/380.000 insgesamt
Verbreitungsgebiet: Aachen,
Heinsberg, Geilenkirchen, Städteregion Aachen, Düren, Jülich, Eifel
Anzahl Lokalteile: 9
Redaktionsgröße: 3

Tipp:

„Vermeintlich öde, können kommunale Ausschusssitzungen ein Fundus an Themen und Geschichten sein.“

Der Bunker, die in Beton gegossene Angst

Unter der Realschule Olfen stand alles für ein Notkrankenhaus bereit. Die Überreste werden entsorgt, die Räume verfüllt.

VON VERENA MÜLLER

Alsdorf. Wolfgang Sanft geht durch den langen, verwinkelten Gang des Bunkers, öffnet jede Tür und lässt seinen Blick durch die dahinterliegenden Räume wandern. An den Türen kleben noch Schilder wie „OP-Vorbereitung“ oder „Röntgenraum“. Die Luft ist kühl, es riecht nach feuchtem Beton und Moder. Hier hat Sanft jede Woche Abflüsse gespült, hier hat er die Maschinen gewartet und Kontrollleure zum Notbrunnen geleitet, damit diese Wasserproben entnehmen konnten. Auch Ärzte aus dem Medizinischen Zentrum seien immer mal wieder hier gewesen. Um sich mit den Räumen und Gegebenheiten vertraut zu machen, schätzt Sanft. Genau wisse er das aber nicht.

Sanft ist 71 und hat viele Jahre als Schul- (und Bunker-)Hausmeister gearbeitet. Seit 2004 ist er im Ruhestand.

Während Sanfts Dienstzeit wurde der Bunker unter der Realschule Olfen, der ein Notkrankenhaus vor der Öffentlichkeit verborgen hielt, ständig für den Ernstfall bereitgehalten. Nun sind auch die Tage seiner letzten Überreste gezählt. In dieser Woche soll ein Sachverständiger ein Gutachten erstellen, in dem die noch verbleibenden Anlagen und deren Entsorgungskosten aufgelistet werden. Und dann, irgendwann, wenn die Realschule umgezogen ist, die unterirdischen Gänge geräumt sind und der Bau des Wohngebiets „Am Tierpark“ beginnt, wird der Bunker verfüllt.

Investor ist Raoul Pöhler, räumlich aus Alsdorf und beruflich aus

„Was heißt Krieg? Aber ernstgenommen hat man das schon.“

WOLFGANG SANFT, EHEMALIGER HAUSMEISTER

der Pflegebranche stammend. Er hat Projekte wie das Altenheim am Denkmalplatz in Alsdorf realisiert oder die „Gut Köttelich“-Wohnanlage für Senioren und Behinderte in Aldenhoven. Nun also ein neues Standbein.

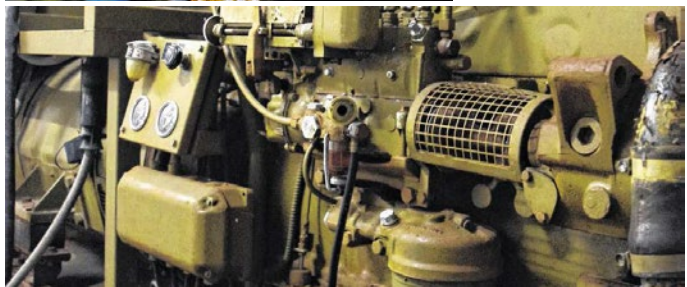
Der 30-Millionen-Euro-schwere Wohnpark soll sowohl Familien mit Kindern als auch Alleinstehende anziehen. 150 Wohnungen sind geplant.

Für Pöhler ist der Bunker rückblickend in erster Linie „ein Überbleibsel aus längst vergangener Zeit, das viel Geld des Steuerzahlers verschlungen hat“ und das in absehbarer Zukunft zusätzliche Entsorgungskosten verursacht, die er tragen muss.

Für Wolfgang Sanft ist der Bunker so etwas wie die in Beton gegossene Angst der Menschen während des Kalten Krieges. Es habe Zeiten gegeben, da habe er um 4 Uhr morgens den Fernseher eingeschaltet, „um zu gucken, was Sache ist“. Anfang der 70er zum Beispiel, während des Jom-Kippur-Kriegs. Ob er echte Sorge gehabt habe, dass auch in Europa wieder Krieg ausbrechen könnte? „Was heißt Krieg?“, überlegt Sanft laut. „Aber ernstgenommen hat man das schon.“

Vielseitige Aufgaben

Von globalen Konflikten und möglichen Auswirkungen auf Alsdorf abgesehen, hatte das Notkrankenhaus für Sanft auch positive Seiten: „Das war schon interessant für mich“, sagt er. Die Anlagen hätten sich für die damalige Zeit auf hohem technischen Standard bewegt. Als „Spielzeug“ wollte er diese in Anbetracht des ersten Hintergrunds lieber nicht bezeichnen, aber für einen gewöhnlichen Hausmeisterposten bot der Untergrund der Realschule doch vielseitige Aufgaben. In dem Bunker waren eine Dekontaminations-schleuse, Sanitäräume, zwei Operationsäle, ein Sterilisationsraum für Instrumente und OP-Besteck, ein Röntgenraum, eine Telefonzentrale und eine komplett autarke Versorgung mit Klimaanlage und



Blick in die Vergangenheit: Hüter des Bunkers war lange Zeit Wolfgang Sanft (r. im Bild o.l.), sein Nachfolger ist Thomas Raskopp. Von einem Hauptgang gehen Räume ab, in denen sich Belüftungsanlagen (Dreiergruppe u.r.), Verwaltung mit Telefonzentrale (u.l.), Notstromaggregat mit inzwischen korrodierten Werkzeug- und Ersatzteilkästen (Mitte), OP-Säle und Lager für Krankenhausutensilien (o.r. u. M.l.) befanden. Fotos: Verena Müller

Heizung, Notstromaggregat, Notwasserbrunnen und Elektroanlage untergebracht. Über Verbindungswege ins Schulgebäude, beispielsweise in den Sanitätsraum, hätten Patienten von den zu Krankenzimmern umfunktionierten Klassenzimmern in die OPs und zurück gebracht werden können. 200 Betten wurden vorgehalten. Das OP-Besteck lag eingeschweißt bereit, in der Wäschekammer warteten Laken und Decken.

1962 war die Grundsteinlegung der Realschule, infolge des „Sofortprogramms zur baulichen Vorbereitung von Ausweich- und Hilfskrankenhäusern“ von Mai 1965

wurde das Hilfskrankenhaus gebaut. Die öffentlichen Gesundheitsräume wurden mit Mitteln des Bundes errichtet. Eigentümerin und Verwalterin des Objekts ist die Stadt Alsdorf. Nutzung und Unterhaltung wurden zuletzt per Vertrag vom dem Jahre 1974 geregelt. Die Bezirksregierung erstattete die Kosten.

Kurz nach der Jahrtausendwende war die Krankenhausaustattung für humanitäre Zwecke abgegeben worden, das meiste sei in eine Klinik in Moskau gegangen, erinnert sich Wolfgang Sanft. Im September 2011 wurde der Bunker als Schutzbauwerk deklariert. Seitdem ist der Bunker ein of-

fenes Geheimnis, Schüler führen Besucher durch seine Gänge. Zwischenzeitlich dienten Räume dem Alsdorfer Geschichtsverein als Lager, immer noch warten Kartons mit Fotos und eine Palette mit Büchern auf die Abholung.

Deren Abtransport dürfte sich bei der Räumung wohl wesentlich leichter – und weniger gesundheitsgefährdend – gestalten als das Bewegen der alten Maschinen. Dass sich beispielsweise in den Luftfiltern noch Asbest befindet, ist bekannt, und das dürfte bei weitem nicht der einzige Schadstoff sein. „Es ist zwar viel zu entsorgen, aber nicht viel kontaminiertes“, glaubt Pöhler. „Außerdem hat man

das heutzutage ja bei fast jedem Abbruchgrundstück.“

Man muss fast von doppelter Ironie sprechen: Erst geht die Krankenhausaustattung nach Ende des Kalten Krieges ans ehemalige sozialistische Lager, dann wird der Ort, der eigentlich Schutz hätte bieten sollen und an dem man sich im Ernstfall einer Dekontaminierung hätte unterziehen können, selbst zur Gefahrenzone.

Wolfgang Sanft nimmt das alles mit einem Achselzucken und einem leisen Lächeln zur Kenntnis. Nur ein bisschen schade um die Maschinen, die ja nur zu Testzwecken in Betrieb gewesen sind, sei es schon, findet er.

Eine Woche einquartiert mitten im Brennpunkt

Im Zentrum Kreuzberg am Kottbusser Tor leben rund 1.300 Mieter. Der Wohnklotz und der Platz davor stehen für Konflikte und Verwahrlosung, aber auch für Chancen und Projekte. Eine Redakteurin der Berliner Zeitung zieht für eine Woche in den Sozialbau ein – und bekommt auf ihre Fragen ungewöhnliche Antworten.

Das Kottbusser Tor ist möglicherweise der urbanste Ort Deutschlands. Deutsche, Türken, Touristen, Allein-gesessene, Hausbesetzer, Hipster, Akademiker, Hartz-IV-Empfänger, Junkies, Dealer, Antänzer, Taschendiebe, Obdachlose – sie alle tummeln sich dort auf engstem Raum.

Auch das Zentrum Kreuzberg, das hier eine Brücke über die Straße spannt, ist bundesweit bekannt. Der weiße Sozialbau aus den 1970er Jahren war immer ein Spiegel der Stadtentwicklung. Ausgerechnet in diesen oft als Bausünde verschrienen Wohnklotz investiert 2017 eine Landesgesellschaft 56,5 Millionen Euro. Silvia Perdoni, Redakteurin der Berliner Zeitung, fragt sich, wie die etwa 1.300 Mieter an diesem Ort leben. Und: Was geschehen muss, um aus dem Unglücksprojekt ein erfolgreiches Stück Berliner Stadtentwicklung zu machen.

Die Reporterin sucht nach Antworten von innen. Nach langer Suche und schwierigen Verhandlungen findet sie ein Zimmer und zieht für eine Woche ins Zentrum Kreuzberg. Es wird eine Woche mit sehr wenig Schlaf und voller spannender Begegnungen. In der

Woche entstehen sechs Reportagen und Porträts sowie ein Leitartikel, die man so wohl nur aus dem zehnten Stock eines Wohnblocks mitten im Brennpunkt aufschreiben kann.

Perdoni spricht mit einer Frau, die seit 40 Jahren im Zentrum Kreuzberg wohnt, macht einen Rundgang mit dem Hausmeister, erzählt von Müll, Junkies, Kriminalität, aber auch vom Miteinander der Mieter. Sie besucht die Einzelhändler rundherum und beschreibt das für Anwohner anstrengende Nachtleben auf dem Kotti.

Zusätzlich dreht ein Videoteam aus der Online-Redaktion Clips mit der Autorin. Sie berichtet über den Instagram Account der Berliner Zeitung von Erlebnissen, Bekanntschaften und Eindrücken, beantwortet Leserfragen über Twitter und per E-Mail und nimmt Anregungen auf.

Schnell spricht sich die Aktion unter den Nachbarn herum. Menschen wollen ihren Blick auf den Platz schildern oder haben Nachfragen. Noch Monate später sprechen Kreuzberger, Leser und auch Kollegen Silvia Perdoni auf dieses Projekt an.

Berliner Zeitung

Kontakt: Silvia Perdoni,
Redakteurin Lokales,
T +49 30 / 63 33 11 418,
silvia.perdoni@dumont.de

Medium: Berliner Zeitung
Auflage: 92.000

Verbreitungsgebiet:

Berlin/Brandenburg

Anzahl Lokalteile: 0

Redaktionsgröße: Insgesamt
150 Personen, etwa die Hälfte
davon Redakteure

Tipp:

„Distanz schaffen ist viel schwerer, wenn alle Protagonisten im gleichen Haus leben. Deswegen unbedingt jeden Tag einen kleinen Ausflug in andere Gefilde machen.“

Berlin

Einquartiert im Zentrum Kreuzberg

- **Montag:** Der Einzug – so lebt es sich am Kotti
- Dienstag:** Der Rundgang – ein Hausmeister erzählt
- Mittwoch:** Die Probleme – Müll, Junkies, Kriminalität
- Donnerstag:** Das Miteinander – wie Mieter Mietern helfen
- Freitag:** Das Gewerbe – wer verkauft und kauft
- Sonnabend:** Die Partymeile – wenn alle Welt hier feiert

EDITORIAL

Mehr als ein Gebäude

Warum Kreuzberg? Diese Frage stellte eine Leserin in der vergangenen Woche auf unserer Facebook-Seite. Sie wollte wissen, warum wir ausgerechnet ins Zentrum Kreuzberg am Kottbuser Tor ziehen, um jeden Tag von dort zu berichten. Der Ort sei doch schon oft beschrieben worden. Auch wir haben im Vorfeld darüber nachgedacht, was dieses Gebäude für uns im Berlin des Jahres 2017 so interessant macht.

Vor wenigen Wochen lieferte uns die Verkaufsschlacht um das Haus eine erste Antwort: Wo eine Landesgesellschaft 56,5 Millionen Euro investiert, um ein brückendes Gebäude in ihren Bestand zu überführen – da muss es etwas zu schützen geben. Etwas, das über den Wert des eigentlichen Baus hinausgeht. Etwas, das wichtig ist für Kreuzberg, wichtig ist für die Stadt. Und – da die Regierung sich an diesem Ort Handlungsspielräume erwirbt – etwas, das sich in der Zukunft im Sinne der Berliner entwickeln soll. Vielleicht außerdem etwas, das ein Exempel statuieren soll.

Was also werden wir hier finden? Wie lebt es sich an diesem Ort, der immer auch ein Spiegel der Zeitgeschichte war? Wir wollen uns die kleinen und großen Fragen rund um das Zentrum Kreuzberg stellen – und nicht zuletzt Ihren Anliegen, denen unserer Leser, nachgehen. Eine Frau fragte uns zum Beispiel per Email, wie die Bewohnerschaft sich mischt, ein anderer Nutzer wollte via Facebook wissen, wie hoch die Mieten mittlerweile sind. Wie klingt und riecht das Haus? Wo kommen die Nachbarn zusammen? Wer sind sie, worüber reden sie? Wie mulmig fühlt sich der Heimweg bei Nacht an? Was muss geschehen, um aus dem Unglücksprojekt vergangener Tage ein erfolgreiches Stück Stadtentwicklungsgeschichte zu machen? Wie geht es nach dem Kauf durch die öffentliche Hand weiter? Taugt das Zentrum Kreuzberg zum Vorbild für andere Wohnblöcke und Kieze?

Wir suchen hier, wo sich die wichtigen U-Bahn-Linien der Stadt wie Lebensadern treffen und in der Vergangenheit viele Urteile von außen gefallen sind, nach Antworten von innen. (BLZ)

BERLINER ZEITUNG.DE auf unserem Instagram-Kanal posten wir täglich Bilder, ein Einzugs-Video gibt es unter berliner-zeitung.de/zentrumkreuzberg



Mona Barthelmeß wohnt seit 40 Jahren im Zentrum Kreuzberg am Kottbuser Tor.

Plötzlich ist es still. Der Fahrstuhl hatte gerade auf der Fahrt in den zehnten Stock noch laut gepoltert, er ist alt. „Sprechen Sie Türkisch?“, hatte eine Frau darin gefragt. Dann einfach begonnen zu erzählen: Sie sei Lehrerin, seit 18 Jahren in Deutschland, spreche aber immer noch nicht ganz fließend Deutsch. Flach- und -kleiner Themensprung – was für ein Wetter! Laut und herzlich hatte sie gelacht.

Vor der Tür brüllten sich Männer etwas zu, vorn auf dem Platz am U-Bahnhof Kottbuser Tor stritt ein Betrunkener lautstark mit vier Polizisten. Kinder rannten, Absätze klackerten, Autos hupten, die U-Bahn ratterte. „Willkommen zur Kreuzberg-Tour“, rief ein Guide, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Nun, hier oben: Nur noch dumpfes Rauschen, als wäre all das weit weg. Gerade ist die Tür hinter mir ins Schloss gefallen. Ich stehe in der Wohnung einer Bekannten im Zentrum Kreuzberg, dem markanten weißen Brückbau aus den 70er-Jahren, den viele immer noch Neues Kreuzberger Zentrum oder schlicht NKZ nennen, obwohl er lange nicht mehr so heißt. Eine Woche werde ich hier wohnen. Einmal ausatmen, ein Schritt ans Fenster.

Stöckelschuhe und Kinderwagen Rechts sehe ich den Welt-Ballon über dem Potsdamer Platz schweben, links schiebt sich das Hotel Estrel wie ein Schiff in den Horizont. Etwa 30 Meter weiter unten liegt alles, was diesen Ort, dieses Haus, immer wieder in die Schlagzeilen bringt. Polizisten, Dealer, Junkies und Trinker stehen dort, Touristen, Fläster- und Dönerverkäufer, Frauen am Stock und welche mit Kopftuch, andere mit Stöckelschuhen oder Kinderwagen. Männer mit Bomberjacken, eine Gruppe verkleideter Jungs, Herren mit grauen Schmützern und Typen mit ausrastierten Schläfen. Gerade zieht eine Demo die Straße entlang. Wofür? Wo gegen? Ich höre es nicht.

Die Menschen dort unten fügen sich wie in einem Puzzle zusammen. Es zeigt ein Bild, vielfältig und typisch für Berlin. Aber auch eins, das die drängenden Fragen der Stadt aufwirft. Fragen nach knappem Raum und wie er genutzt werden sollte, nach Kriminalität, Integration, Tourismus und dem Ausverkauf der Stadt.

Neben mir, wo sich das Gebäude wie eine Banane über die Adalbertstraße krümmt, hängt noch ein Pro-

Hallo, altes Haus!

Das Zentrum Kreuzberg steht heute wie vor 40 Jahren für die großen Fragen der Stadt. Zwei Einzugs geschichten

VON SILVIA PERDONI

VOR ORT



Schreiben Sie an silvia.perdoni@dumont.de oder kontaktieren Sie unsere Reporterin über Twitter: [@SP_Perdoni](https://twitter.com/SP_Perdoni). Wir freuen uns über Ihre Fragen, Anliegen, Ideen, Geschichten und Wünsche!

testplakat im Fenster: „Wir bleiben alle“, steht da. Erst vor drei Wochen haben die rund 1.200 Mieter erfahren, dass der Verkauf des Hauses an einen privaten Investor abgewendet ist. Dass sie gewonnen haben im Kampf um ihre 295 Sozialwohnungen, wieder einmal.

„Diesmal war es so ernst wie nie“, sagt Mona Barthelmeß. Die 74-Jährige muss es wissen, schließlich wohnt sie seit 40 Jahren im Haus. Wir haben uns verabredet. Der Weg zu ihrer Wohnung ist im Flur auf einer Tafel aufgezeichnet, fast wie auf einer Landkarte: Links, rechts, durch eine Tür, dann zwei halbe Treppen hoch. „Ich habe wie Rumpelstilzchen getanzelt, als die Stadt den Zuschlag für das Haus bekommen hat“, sagt Mona Barthelmeß. Das glaubt man der flippigen Person sofort. Der Protest halte sie jung, sagt Barthelmeß, die die Haare kurz und die Fingernägel gern in alt-rosa Farben des Regenbogens trägt.

Der Kauf des Kreuzberger Zentrums durch die landeseigene Wohnungsbaugesellschaft Gewobag gilt als ein Meilenstein der neuen Wohnungspolitik des Senats. Doch der Bau verkörpert gleichzeitig die teuren Fehler der Vergangenheit. Im West-Berlin der 60er- und 70er-Jahre konnten wohlhabende Anleger ihre Bau-Investitionen bequem über Steuereinsparungen refinanzieren. Zusätzlich flossen jahrzehntlang Dutzende Millionen an Fördergeldern in das Zentrum Kreuzberg.

Viel verstanden habe sie von Finanzdingen nie, sagt Mona Barthelmeß. Bei ihrem Einzugs 1977 arbeitete sie als Drogistin. „Auf der Straße hat man mir damals die Sofakissen geklaut – ich habe sie Jahre später auf der Couch einer Nachbarin wiederentdeckt.“ Sie lacht. Frisch gestrichen sei das Haus gewesen, es war ja erst 1974 eröffnet worden, mit Linoeulen in den Laubengän-

gen und einem eigenen Bad in jeder Wohnung. Doch bereits kurze Zeit später musste die NKZ-Gesellschaft zum ersten Mal beinahe Insolvenz anmelden. Anfang der 80er-Jahre standen viele Gewerbeflächen leer, in den Treppenhäusern stapelte sich Müll, die Gänge und Spielplätze glichen einem öffentlichen Abort. „Dann kamen die Hausbesetzungen und Krawalle“, erinnert sich Mona Barthelmeß. Vom Balkon aus sah sie die Barrikaden brennen, als sich Linke Ausschreitungen mit der Polizei lieferten. Sie hatte Angst um sich und ihre drei Kinder. Einmal umzingelten Demonstranten einen Polizisten, der zog eine Waffe. Ich dachte: Wenn der jetzt die Nerven verliert!“ Doch bis zum ersten Töten, den Mona Barthelmeß vom Balkon aus sehen sollte, würde es rund noch 30 Jahre dauern.

Erst Krawalle, dann Junkies

In den 90ern wuchs die Junkieszene am Kottbuser Tor. Immer öfter stolperte Mona Barthelmeß im Treppenhaus über bewusste Menschen. 1998 forderten Politiker, das NKZ zu sprengen. Doch ein neuer Geschäftsführer und neue Hausverwalterinnen schafften die Trendwende. Sie hängten 200 Papierkörbe auf, bauten einen Spielplatz und ersetzten den ungeliebten Namen NKZ. Sie verhinderten 2004 erneut eine Insolvenz – wenn auch abermal durch Finanzzugeständnisse von der Stadt.

Clubs und Künstler zogen ein, der Kreuzberger Kiez wandelte sich zum hippen Ausgeh-Meile und zum begehrten Wohnquartier. Doch das forderte neue Probleme zutage. „Die Dealer“, sagt Mona Barthelmeß. „Die stehen immer hinten auf dem Spielplatz.“ Kürzlich wollte ihr jemand im U-Bahnhof die Tasche von der Schulter reißen. 2015 stieg die Zahl der Straftaten am Kottbuser Tor derart, dass ein Aufschrei durch die Läden ertönte. Die Polizei verstärkte ihre Präsenz. Doch der Kotti ist schwer in den Griff zu bekommen. Erst im vergangenen September wurde in einem Durchgang vor dem Zentrum Kreuzberg ein Mann erschossen – Mona Barthelmeß' erster Toter.

Daran denke ich, als ich von meiner Nachbarin nach Hause gehe. Sie wisse nicht, wohin ihr Kiez mit dem Hausverkauf, der Polizei-strategie oder dem neuen Senat kippe, sagte sie. „Wir stehen an einem Scheideweg – und zwar eigentlich dauerhaft, seit 40 Jahren.“

MEIN NACHBAR



Yudi Barretto Reloso

Elefanten aus 188 Ländern

Jeden Tag stellt sich hier einer der vielen Bewohner aus dem Zentrum Kreuzberg vor. Heute: Yudi Barretto Reloso.

Hallo, ich bin Yudi! Ich bin 39 Jahre alt, die neuste von allen 1.200 Mietern im Gebäude. Das sagt zumindest die Hausverwaltung. Seit einem Monat wohne ich hier. Das ist praktisch, denn ich arbeite auf der anderen Seite vom Kotti im Südblock, einem Café, wo auch Konzerte, Partys, Lesungen und Filmvorführungen stattfinden. Freunde aus dem Café haben mir die Ein-Zimmer-Wohnung vermittelt, man kennt sich hier am Kotti. My God, ich bin so glücklich, zwei Jahre habe ich nach einer neuen Bleibe gesucht. Auf diesen Besichtigungsfahrten kam ich ja wie vor einer Diskothek mit Türsteher, du wirst immer so abgecheckt.

Vorher habe ich in einer Fünfer-Frauen-WG gewohnt, das wurde mir irgendwann zu viel. Das erste, was ich in meiner neuen Wohnung gemacht habe, war Fisch zu kochen! Eine Dorade aus dem Fischladen unten im Haus, so lecker! Einige meiner Freundinnen in der WG vorher waren Veganerinnen, da hatte ich immer Hemmungen. Meine neue Wohnung ist schon fast fertig eingerichtet, besonders meine Kollektion an Elefanten liebe ich. Die habe ich von meinen Reisen mitgebracht. Ich war schon in 188 Ländern, weil ich früher Tänzerin war. Ich habe für das Ballett meiner Heimat Kuba und ganz für die Deutsche Oper, und ich war die schwarze Katze in dem Musical Cats. Da kommt man viel rum, überall wo ich war, habe ich versucht, eine Elefantfigur zu kaufen. Heute tanze ich nicht mehr, ich habe eine Rückenverletzung. Zwei meiner Wirbel im Rücken sind schon aus Metall.

Aber die Arbeit in der Gastronomie macht mir auch Spaß. Am meisten an meinem Job, dem Kotti und meinem Wohnblock mag ich, dass hier niemand diskriminiert wird. Schwule, Lesben, Transmänner, Weiße, Schwarze, egal, du bekommst hier immer diese spezielle Liebe.

Meine neuen Nachbarn habe ich noch nicht kennengelernt, ich arbeite viel und bin selten zu Hause. Ich habe aber gedacht, es wäre viel komplizierter, im Zentrum Kreuzberg zu wohnen. Ich dachte, ich finde Junkies und Obdachlose, die auf dem Flur schlafen. Das ist aber nur einmal passiert, und der Mann war gar nicht blau, sondern total nüchtern. Mit dem konnte ich ganz normal reden. Und wenn ich in meine Wohnung gehe, bleibt der Rest der Welt sowieso draußen. Das einzige, was mich stört, ist der Geruch. Egal ob gerade frisch gewischt wurde oder nicht: Es riecht irgendwie immer nach Urin.

Protokoll: Silvia Perdoni

Unbekannte Geschichte eines Ghettos ans Licht geholt

Vom Hamelwehr zu kommen war in Hameln über lange Zeit ein Stigma. Das Quartier war verrufen, die Bewohner galten als „asozial“. Die Deister- und Weserzeitung holt die Geschichte dieses Viertels und seiner Bewohner ans Licht. Zum ersten Mal wird ein unliebsames Kapitel der Stadtgeschichte öffentlich.

Bis Ende der 1970er Jahre gibt es in Hameln ein Ghetto: das „Hamelwehr“. Eine Barackensiedlung, um die die meisten Bewohner der Stadt einen weiten Bogen machten. Obwohl dieses berüchtigte Viertel vor Jahrzehnten abgerissen wurde, ist es in Erzählungen bis heute präsent. In den lokalen Geschichtsbüchern jedoch wird die Siedlung nicht erwähnt.

Redakteur Philipp Killmann kniet sich über Wochen in das Projekt hinein und wird dafür freigestellt. Er sucht via Facebook nach Menschen, die am Hamelwehr gelebt oder einen Bezug dazu haben. Zahlreiche ehemalige Bewohner und Besucher melden sich. Parallel dazu findet der Redakteur im Stadtarchiv mehrere Hundert Seiten Verwaltungsakten, anhand derer sich Entstehung, Entwicklung und Niedergang des Viertels rekonstruieren lassen. Auch das hauseigene Zeitungsarchiv erweist sich als hilfreicher Fundus.

Aus dem ursprünglich geplanten Einzelbeitrag wird eine Serie. Neun Beiträge beschreiben „Die Menschen vom Hamelwehr“, sie erscheinen im Print und online. Parallel dazu erstellt die Online-Redaktion eine Multimedia-Präsentation.

Erstmals wird darin ein bisher noch nicht erzähltes Kapitel Hamelner Stadtgeschichte der Öffentlichkeit präsentiert. Darin wird deutlich, wie nachlässig in der Vergangenheit nicht zuletzt von Politik und Verwaltung mit Randgruppen und Minderheiten umgegangen wurde. Zudem bekommen die als „asozial“ verschrienen ehemaligen Bewohner des Viertels erstmals Gelegenheit, die Geschichte des Viertels aus ihrer Perspektive zu schildern.

Die Recherche fördert noch eine weitere unbekanntere Geschichte zutage: die Verfolgung eines Hamelwehr-Bewohners durch das NS-Regime. Der Mann war 1938 als „arbeits-scheu“ deportiert worden. Er starb im Alter von 40 Jahren im KZ Dachau. Für ihn soll nun ein Stolperstein im Stadtgebiet gesetzt werden.

Das Projekt braucht eine langfristige Planung und die zeitliche Freistellung des Redakteurs. Ein hoher Aufwand, der sich aber für die Zeitung gelohnt hat, wie das breite und positive Feedback von Lesern zeigt.

Link:
<http://dewezet.pageflow.io/leben-am-hamelwehr>

DEWEZET

DI E TAGESZEITUNG FÜR DAS WESTERBERGLAND · 1848

Kontakt: Thomas Thimm, stellv. Chefredakteur,
T +49 5151 / 200-407,
t.thimm@dewezet.de

Philipp Killmann, Redakteur,
T +49 5151 / 200-431,
p.killmann@dewezet.de

Medium: Deister- und Weserzeitung
Auflage: Circa 27.000

Verbreitungsgebiet: Landkreis Hameln-Pyrmont, nördlicher Teil des Kreises Holzminden, Unterausgabe Pyrmonter Nachrichten für den östlichen Teil des Kreises Lippe

Anzahl Lokalteile: 1

Redaktionsgröße: 45 inkl. Volontäre, Fotografen, Layouter

Tipp:

„Gerade lokalhistorische Serien brauchen vor allem eines: Zeit. Deshalb ist es wichtig, dass ein solches Projekt nicht im allgemeinen Tagesgeschäft untergeht, weil man versucht, es nebenher zu realisieren.“

„Die Kinder vom Nega-Dorf“

Familie Schön lebte von den 30er Jahren bis in die 60er Jahre am Hamelwehr / Teil 2

VON PHILIPP KILLMANN

Das Hamelwehr war das berühmteste Armenviertel in der Südstadt, das bis in die 70er Jahre fortbestand. Häufig war es Stadtgespräch – selten bis gar nicht kamen dabei die Menschen zu Wort, die dort lebten. In der Dewezet-Serie „Die Menschen vom Hamelwehr“ wird die Geschichte der Siedlung aus der Perspektive der Bewohner erzählt. Familie Schön lebte von den 30ern bis in die 50er Jahre am Hamelwehr.

Wenn die Schöns vom Hamelwehr erzählen, dann geraten sie ins Schwärmen. Sie haben in der verschrienen Siedlung von den 1930er Jahren bis in die 50er Jahre eine weitestgehend glückliche Kindheit und Jugend verbracht. Sie sind Herta Carley (81) und Karola Langner (84; beide geborene Schöns) und ihr Bruder Alfred „Appid“ Schön (83), drei von insgesamt sieben Geschwistern. Bei einem Kaffee im Wohnzimmer der Langners in der Hamelner Altstadt schweben sie in Erinnerungen.

„Wir haben in den grauen Häusern gewohnt“, erzählt Alfred Schön. Das waren die Reihenhäuser, die 1935 für Heimkehrer und Obdachlose gebaut worden waren. Der Vater der Schöns, Walter, war ursprünglich aus Hamburg. Dort sollte er das „Export-Import-Unternehmen“ der Eltern übernehmen. „Aber das wollte er nicht“, sagt Schön.

Über die Heide, wo er seine Frau Marie kennenlernte, und Hannover ging es nach Hameln. Dort lebten sie zunächst in dem Barackenlager „Brössel“, das aus dem ehemaligen Kriegsgefangenenlager hervorging, in der Nordstadt. In den 1930er Jahren ging es dann ans Hamelwehr.

War das Hamelwehr schon damals so verschrien? „Das war es von Anfang an“, sagt Schön. „Die Leute nannten es das ‚Nega-Dorf‘.“ Das sei abwertend gemeint gewesen. Die Familie Nega – die Söhne waren Alfred Schöns Freunde – war besonders kinderreich und offenbar über das Hamelwehr hinaus bekannt. „Es war ja auch ein bisschen wie ein Dorf, das passte zum öffentlichen Bild“, führt Schön aus. „Wir hatten Gärten und Ställe mit Schweinen.“ In der Schule seien sie „die Kinder vom Nega-Dorf“ gewesen. Ob das auch eine rassistische Anspielung auf „Neger“ war? „Nein“, meint Schön. „Wir kannten damals ja gar keine Schwarzen.“

Fließend Wasser und elektrisches Licht gab es in den



Hochzeitsgesellschaft am Hamelwehr: 1951 heirateten Karola, geb. Schön, und Hans Langner. FOTO: PR



Mit den Baracken, die 1950 gebaut wurden (li.), mehrten sich die Menschen und mit ihnen die Probleme, sagt Alfred „Appid“ Schön. Rechts: „Appid“ mit seinem ersten neuen Fahrrad, im Rücken die Baracken. FOTO: ARCHIV/PR



Häusern nicht. „Draußen haben wir Wasser gepumpt, in der Waschküche“, sagt Schön. „Erst später wurde da 'ne Wasserleitung gelegt. Elektri-

Als der Kohlenzug aus dem Ruhrpott anhielt, sind wir Jungs alle rauf und haben die Kohlen von den Waggons runtergeworfen.

Alfred „Appid“ Schön

ches Licht hatten wir auch erst nicht, nur Petroleumlampen.“

Die Schöns aber, zumindest die Kinder, fühlten sich pudelwohl im „Nega-Dorf“. „Es war so friedlich, man musste die

Tür nicht abschließen“, sagt Herta Carley. „Es gab einen super Zusammenhalt! Es wurde nichts geklaut oder kaputt gemacht. Und draußen gab es Musik, und wir haben getanzt.“ Etwas gestört worden sei der Hausfriede erst, als Anfang der 50er Jahre die Baracken dazukamen, erinnert sich Alfred Schön. Mehr Leute, mehr Probleme. Aber nicht groß der Rede wert.

Doch bis auf Weiteres war das Verhältnis der Schöns zu ihren Nachbarn gut. Sehr gut sogar. So sehr, dass Vater Schön eines Tages zu der Frau vom Nachbarhaus zog – und deren Mann zu den Schöns. Ohne viel Aufhebens. „Wir waren ja Nachbarn und somit

weiterhin zusammen“, erzählt Schön.

Während der Reichsrentendankfeite sei die Ohsener Straße, die auf der anderen Seite des Bahndamms am Hamelwehr vorbeiführte, bis hin zum Festplatz auf dem Bückeburg voller Stände gewesen. Die Schöns hätten zwar nicht daran teilgenommen. Aber davon mitbekommen. „Wir haben Hitler über Lautsprecher bis zum Hamelwehr gehört“, sagt der 83-Jährige. „Ganz Hameln war braun.“ Braun? „Na, voller Uniformen!“

Als während des Krieges die Lebensmittel knapp wurden, wussten sich die Menschen am Hamelwehr zu helfen. Von klein auf. „Appid“ war zu der Zeit etwa elf Jahre alt. „Ein Freund und ich haben damals die Züge angehalten, indem wir die Bahnsignale blockierten“, erinnert er sich. „Als der Kohlenzug aus dem Ruhrpott anhielt, sind wir Jungs alle rauf und haben die Kohlen von den Waggons runtergeworfen.“ Die Mädchen sammelten sie ein. „Als die Bahnpolizei kam, waren wir schon längst fertig“, erzählt Schön und lacht. „Und wir Mädchen waren im Wald und haben Bucheckern gesammelt“, erzählt Karola Langner. „Daraus hat unsere Mutter Öl gemacht.“ Und Herta Carley weiß noch, wie sie an der Ohsener Straße Äpfel pflückten. „Unsere Mutter hat dann die Äpfel gekocht, und das Mus haben wir aufs Brot geschmiert.“ Ihr Vater arbeitete

in der Wesermühle. „Deshalb hatten wir während des Krieges immer etwas Mehl“, so Schön.

Von 1941 an gab es ständig Fliegeralarme. „Bei Fliegeralarm sind wir in den Luftschutzbunker, mit Flachdach“, schildert Langner. 1938 war eine zusätzliche „Obdachlosenunterkunft“ gebaut worden und mit ihr ein Luftschutzbunker für alle Bewohner des Hamelwehrs. „Hinter den Häusern, bei den Gärten, gab es noch zwei Splitter-Erd-bunker“, erinnert sich Schön. „Die waren immer feucht.“ Da standen Holzbänke drin. „Manchmal seien sie auch in ein nahes Waldstück geflüchtet. Alte Luftaufnahmen zeugen von Bombeneinschlägen ganz in der Nähe des Hamelwehrs.“

In dieser Zeit hört Alfred Schön auch davon, wie Willi Nega, der Kopf der Großfamilie Nega, eines Tages von den Nazis abgeholt wurde. Er kehrte nie wieder zurück. Zeuge wird er, wie der „alte Hitzmann“ abgeholt wurde. „Da kam die ‚Grüne Minna‘ (ein Polizeiauto; Anm. d. Red.) mit vier Polizisten. Der Hitzmann war taubstumm, galt als... Wie haben die das damals genannt? Schrecklich. Er

kam nie wieder zurück“, sagt Schön. „Den Ocker, Oskar Bauer, wollten sie auch abholen. Der hatte immer so Aussetzer, wurde aggressiv. Wie weiß noch, wie die Grüne Minna kam, ihn abzuholen, und wie er sich gewieft hat. Der hatte sich unten am Auto festgeklammert! Da haben sie irgendwann aufgegeben.“

Die Schöns selbst sind damals noch Kinder und von dem Naziterror nicht betroffen. Ihre Erinnerungen ans Hamelwehr werden durch die Kriegerlebnisse daher kaum getrübt. „Das war unsere schönste Zeit“, sagen die einvernehmlich. Bis in die 50er Jahre lebten sie am Hamelwehr, ihre Mutter noch länger.

„Ich würde sofort wieder hinziehen“, sagt Schön. „So viel Freiheit und so viel Schönes für Kinder.“ Und seine Schwester Karola Langner merkt noch an: „Wenn es so etwas für die Flüchtlinge heute gäbe, mit ihren Kindern, das wäre schön.“

Eine Multimedia-Reportage mit vielen Zusatzinformationen zu Hamelwehr-Serie auf www.dewezet.de.

Drei von sieben Geschwistern: Karola Langner (v.li.), Alfred „Appid“ Schön und Herta Carley. FOTO: PK



Mit Herz und Anker bloggen für Menschen aus dem Norden

Ein Online-Magazin für junge Leute, ein Web-Portal mit Heimatgefühl, eine eigene Community-Plattform. Dafür steht der Blog *Nordkind*, den zwei Volontärinnen betreiben. Der Name ist zugleich Programm: junge Geschichten aus dem Norden. Bisher ist es ein Projekt, später soll daraus ein Produkt werden.

Ein Herz und ein Anker zieren das Logo von *Nordkind*. Es soll zeigen, dass die Macherinnen mit dem Herzen im Norden verankert sind und für Gleichgesinnte schreiben. Die Idee entsteht in der Mittagspause. „Warum machen wir eigentlich nicht unseren eigenen Blog?“, fragen sich Nina Brockmann und Janina Kück. Die Volontärinnen der Nordsee-Zeitung überzeugen Chefredaktion und Verlag und entwickeln ein „Blogazine“, das im Mai 2017 an den Start geht.

Es ist eine Mischung aus Blog und Magazin, aus recherchierten Inhalten und Tagebuchelementen. Das Online-Magazin hat vier Hauptkategorien: Kultur, Geschichten, Leben und Essen. Menschen werden porträtiert, Festivals und Lieblingsorte besucht, Restaurants vorgestellt. Hinzu kommen subjektive Themen, etwa über Lebensträume oder das Absetzen der Pille. Alle Beiträge sind sehr persönlich geschrieben. Verbindende Elemente sind die Autorinnen und Autoren und der Norden. Berichtet wird aus Bremerhaven, dem Elbe-Weser-Raum und angrenzenden Großstädten.

Tipp:

„Nordkind lebt von der Leidenschaft seiner Macher und der Nähe zu den Millennials in der Region. Junge Reporter wecken mit authentischer Schreibe, guter Recherche und hochwertig aufbereiteten Inhalten die Emotionen anderer Nordkinder.“

Die beiden Journalistinnen kümmern sich um Inhalte und Marketing und um den Aufbau einer Community. Basis der Plattform ist das WordPress Premium Theme Gema. Die Grafiker Lena Gausmann und Daniel Gefers übernehmen die technischen und visuellen Aufgaben. Das Alter der Kernzielgruppe ist 25–35 Jahre. Die Community trägt auch selbst Themen bei und verbreitert das Spektrum.

Der Blog soll eine Zielgruppe ansprechen, die das Haus mit bisherigen journalistischen Angeboten nicht erreichen konnte. Und er soll sich als tragfähiges Produkt etablieren. Um das zu erreichen, arbeiten die Macherinnen mit Native Advertising und Affiliate Marketing, ebenso mit Kooperationspartnern aus der Region. Um mehr Reichweite zu erzielen, ist die Community essenzieller Bestandteil des Projekts. Dafür wird auch auf allen Social-Media-Kanälen geworben. Ziel ist es, die Plattform für Menschen aus dem Norden und jene, die den Norden lieben, zu werden.

NORDKIND
EST. 2017

Kontakt: Daniel Gefers,
Redaktionsgrafik
T +49 471 / 597-313 ,
daniel.gefers@nordsee-zeitung.de
Medium: www.nordkind.blog,
Online-Blogazine der Nordsee-
Zeitung
Auflage: Knapp 4.000 Gefällt-Mir-
Angaben bei Facebook
Verbreitungsgebiet: Bremerhaven/
Norddeutschland
Anzahl Lokalteile: 4 Kategorien mit
14 Unterkategorien
Redaktionsgröße: 2 Redakteurinnen
und 2 Personen in der Grafik

NORDKIND

EST. 2017

KULTUR
GESCHICHTEN
LEBEN
ESSEN
ÜBER UNS
COMMUNITY



ERST DIE ARBEIT, DANN DAS
VERGNÜGEN



ADDICTED TO JAZZ: GREGORY
PORTER MEETS BREMERHAVEN



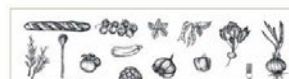
WARUM EIN LEBEN OHNE KÜSSEN
VÖLLIG SINNLOS IST



ERDE AN RASSIST. GEHT'S NOCH?



HURRICANE 2017: WHERE THE
DREAMERS GO



— “ —

OUR RULES, OUR DREAMS,
WE'RE BLIND, BLOWING SHIT
UP WITH HOMEMADE
DYNAMITE.

LORDE

MORE



NORDKIND
EST. 2017



Foto: Adobe Stock

ERST DIE ARBEIT, DANN DAS VERGNÜGEN

ERLEBEN von KRIDDOL
3. Juli 2017 - Lesezeit ca. 3 min

Wie gründet man eigentlich ein Unternehmen?
Mit dieser Frage habe ich mich nie wirklich beschäftigt. Nach einem Treffen mit einem ehemaligen Mitschüler hat sich das schlagartig geändert. Ich bin jetzt Geschäftsführer einer Unternehmensgesellschaft (UG). Klingt wichtig. Ist es aber nicht. Interessant ist es trotzdem. Denn eine Firmen-Gründung bringt Herausforderungen und Pflichten mit sich, die sich nicht von alleine erledigen.

Mittwoch, 7 Uhr. Der Notar empfängt uns in seinem Büro. Er liest ein Musterprotokoll



NORDKIND
EST. 2017



Foto: FKP Scorpio Presse/Carsten Christians

HURRICANE 2017: WHERE THE DREA- MERS GO

ERLEBEN von NINA
26. Juni 2017 - Lesezeit ca. 4 min

Hurricane. Jetzt weiß ich, warum das Ding so heißt. Das Musikfestival in Scheeßel gleicht einem Wirbelsturm – und das in fast allen Belangen. Es hat eine enorme Energie und Strahlkraft. Es ist intensiv, hat eine hohe Geschwindigkeit mit manchmal unerwarteten Richtungsänderungen. Und es geht – wie jedes Jahr – mit (hohen) Niederschlägen einher. Im Prinzip eine große Gefahr – vor allem, wenn man das Terrain als Festival-Jungfrau betritt. Doch: Ich habe mich zu keinem Zeitpunkt unwohl oder unsicher gefühlt. Ganz im Gegenteil: Ich hatte die beste Zeit.

Multimedia-Projekt über Integration in der Nusschale



Wie Integration funktioniert, lässt sich wohl am ehesten im Lokalen zeigen. Dort, wo Mütter bei Kita-Festen Baklava neben Marmorkuchen auftischen oder Wirtinnen einer Eckkneipe Flüchtlingskindern Deutsch beibringen. Die Online-Reporterinnen des Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlags halten die Lupe auf eine Straße, die als sozialer Brennpunkt gilt.

Wie lassen sich Herausforderungen und Lösungsansätze für Integration darstellen? Die Online-Redaktion des Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlags sucht die Antwort in der Nusschale. Es ist die Christianstraße in Neumünster. Auf 800 Metern Straße wohnen hier Menschen aus 49 Nationen, fast die Hälfte hat einen Migrationshintergrund.

Die Reporterinnen schauen hinter die Fassaden und erstellen einen multimedialen 360-Grad-Spaziergang à la Google Street View durch die Straße. Die Bilder vermitteln einen lebendigen Eindruck. Sie bringen die Besucher von der Eckkneipe zur Moschee, vom Waschsalon zum Teppichladen, vom Kurden-Café zum Lebensmittelgeschäft. Klicks bieten Hintergrundtexte, Audio- und Videoelemente. Teaser führen zu den ausführlichen Artikeln. Alle 35 Einzelbeiträge sind auf einer Dossierseite gebündelt. Einzelne Beiträge erscheinen auch im Print-Lokalteil.

Das Team besteht aus den Online-Redakteurinnen Mira Nagar und Christina Norden, unterstützt werden sie von zwei freien Journalistinnen. Für die technische Umsetzung wird Marc Schulz, ein Experte für Virtual Reality, engagiert. Eine Woche recherchieren sie vorab und eine Woche vor Ort.

Anfangs ist das Team ebenso fremd wie die Zuwanderer in der Straße. Doch schnell kommen die Reporterinnen mit den Bewohnern ins Gespräch. Sie werden eingeladen, finden Anschluss. Manche Türen bleiben verschlossen, etwa die einer Hinterhofmoschee. Doch das ist die Ausnahme. Viele Menschen öffnen ihre Türen und ihre Gedanken. Die Reporterinnen stellen fest, dass die Kulturen in der Straße oft nebeneinander leben, aber sie finden auch immer wieder kurze Momente des Miteinanders.

Eine Herausforderung ist die technische Umsetzung. Die Beteiligten müssen sich über verschiedene Arbeitsorte hinweg organisieren. Die Lösung sind Ordner und Dokumente in Google Drive, in denen für jedes 360-Grad-Bild die dazugehörigen Texte, Links und Fotos abgelegt werden.

Das Team ist davon überzeugt: Jede größere Stadt hat eine Christianstraße. Das macht die Recherche über die Region hinaus interessant.

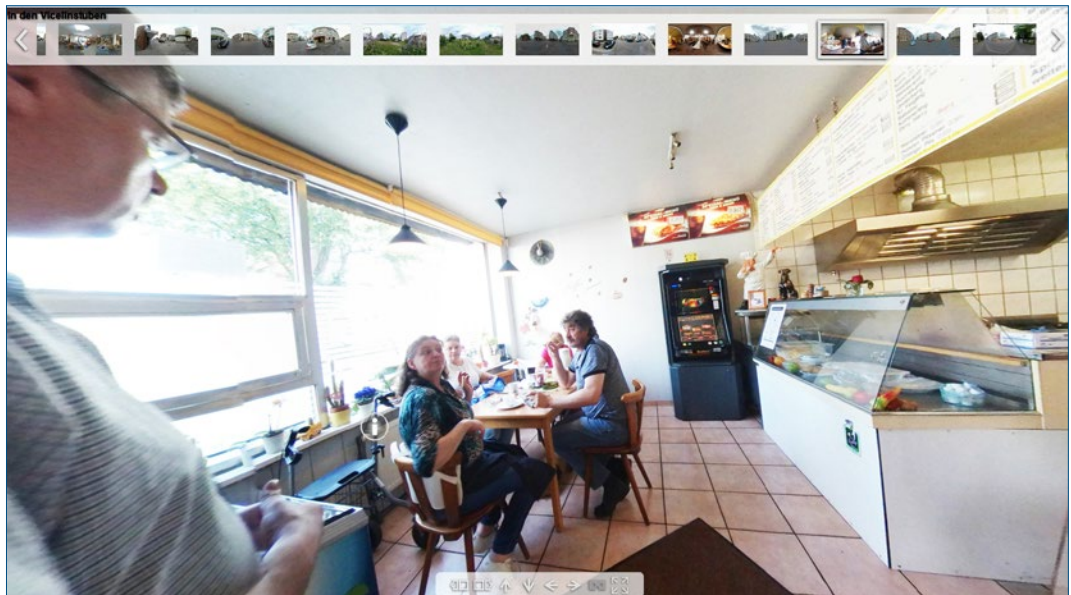
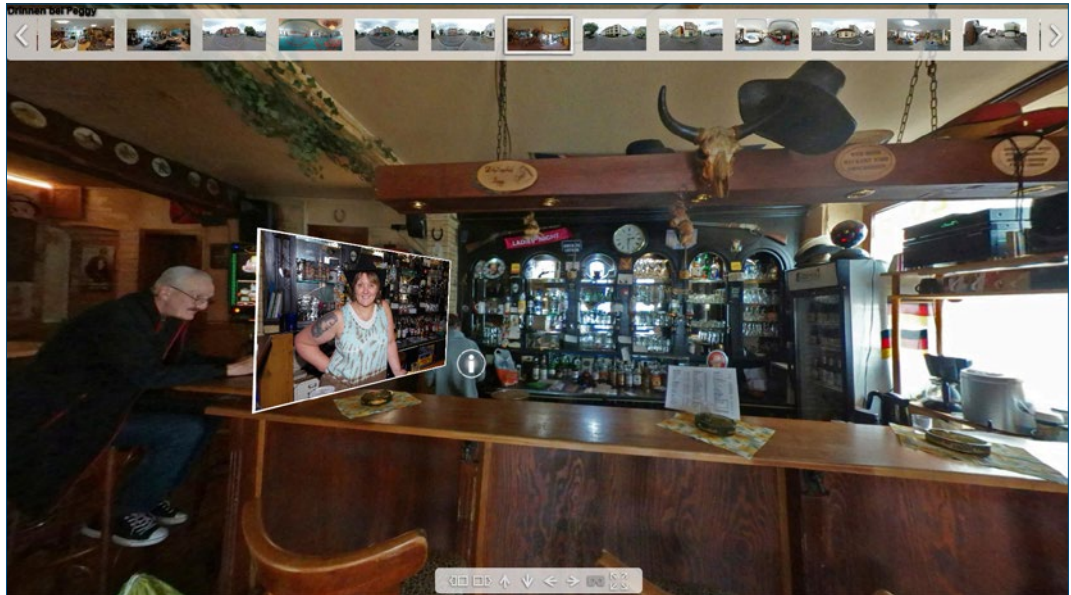
Link:
www.shz.de/christianstraße-tour

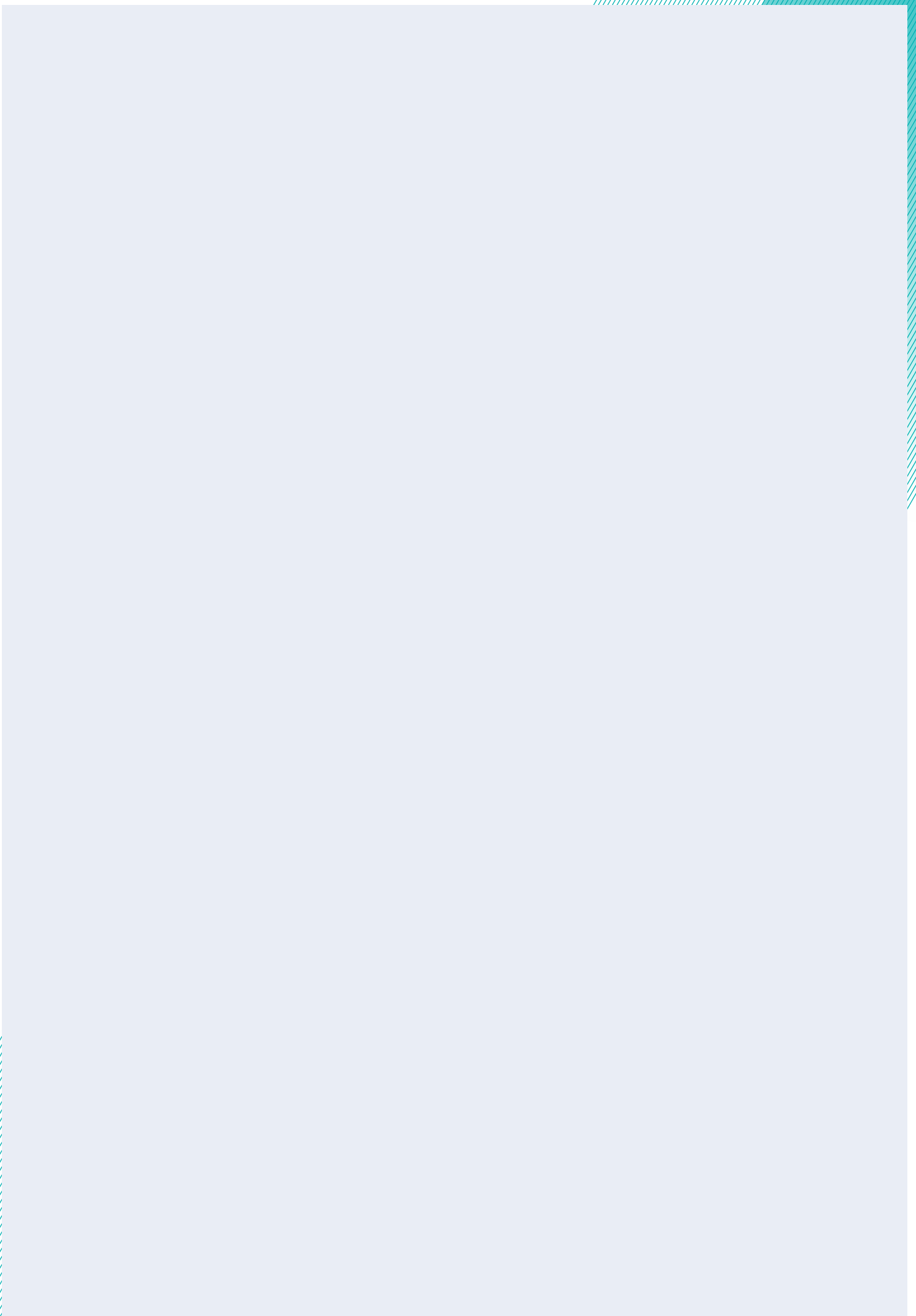
Link zur Dossierseite:
www.shz.de/christianstraße

Kontakt: Mira Nagar, Online-Redakteurin, T +49 461 / 808 10 74, mn@shz.de
Marc Christoph Schulz, Experte digitales Bewegtbild, Redaktion Forschung und Entwicklung (HHLab), T +49 162 / 251 39 15, marc.schulz@hhlab.de
Medium: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag, shz.de
Auflage: 5,2 Mio. Visits/Monat; verkaufte Print-Auflage: Circa 198.000
Verbreitungsgebiet: Schleswig-Holstein und Hamburg
Anzahl Lokalteile: 22
Redaktionsgröße: 10 in der Online-Redaktion

Tipp:

„Für das Thema Integration braucht es Vertrauen und Zeit. Dazu mussten wir auch versuchen, uns selbst zu integrieren.“





Panorama lokal

Das Exotische liegt in unserer Umwelt

Der Lokalteil hat kein Ressort „Vermischtes“, er ist selbst eine Mischung – bestenfalls eine gut gemachte. In dieser Mischung sind bunte und unterhaltsame Geschichten unerlässlich. Wer seine Leser unterhalten will, darf sich jedoch nicht auf Karikaturen und Glossen beschränken, sondern muss die Geschichten neu denken und konzipieren. Dazu gehören Frechheit und Augenzwinkern, aber auch Ernsthaftigkeit und Tiefgang. Unterhaltung wird zum journalistischen Konzept; das Ergebnis ist ein frischer und frecher Lokalteil, an dem sich die Leser erfreuen und auch mal reiben können.

Mit Fahrradklingeln die Politik aufgeweckt

Am Ende gibt es einen Flashmob. Hunderte Radfahrer klingeln mitten in Cuxhaven und geben der Politik das Signal, den Radverkehr besser zu fördern. Die Redaktion der Cuxhavener Nachrichten hat ihr Ziel erreicht und mit ihrer Serie zur fahrradfreundlichen Stadt das Thema auf die politische Tagesordnung gesetzt.

Das Klingelkonzert im August 2017 ist Höhepunkt und Abschluss der Serie „Rauf aufs Rad“, in der die Redaktion der Cuxhavener Nachrichten zehn Wochen lang das Thema Radfahren in der Stadt beleuchtet. Auslöser für die Aktion ist der Fahrrad-Klimatest des Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Clubs. Darin schneidet Cuxhaven nur mäßig ab. Holprige Radelstrecken und ein hohes Potenzial für Konflikte zwischen Radlern und anderen Verkehrsteilnehmern sind nur zwei der Kritikpunkte.

Kein gutes Zeugnis für eine Stadt, die mit naturnahem Urlaub für Touristen wirbt, in der auch immer mehr Einheimische aufs Fahrrad umsteigen. So machen sich die Redakteure an eine Bestandsaufnahme. Ziel ist es, die Probleme des Radverkehrs ebenso wie die Möglichkeiten der Förderung aufzuzeigen und gleichzeitig Lust aufs Radfahren zu wecken.

Redakteure schreiben über marode oder fehlende Radwege, gefährliche Kreuzungen oder Ampeln, die ausschließlich Autos den Vorrang geben. Mitarbeiter steigen selbst in den Sattel, erörtern die Erfahrungen

mit Experten und sammeln Verbesserungsvorschläge. Sie berichten über gesundheitliche Aspekte des Radfahrens, stellen technische Innovationen vor, befassen sich mit den Konflikten zwischen Radlern, Fußgängern und Autofahrern. Außerdem präsentiert die Reaktion schöne Radelstrecken im Landkreis.

Die Geschichten werden auf Themenseiten in der Zeitung und in einem Online-Themendossier aufbereitet. Vertrieb und Marketing begleiten die Serie mit Aktionen. Die Zeitung veranstaltet eine Podiumsdiskussion und eröffnet ein Online-Diskussionsforum. Hier benennen Leser die Probleme und bringen ihre Ideen ein. Die Beiträge sind Anregungen für die Redaktion und die städtischen Planer.

Die Serie und der Radler-Flashmob, den die Redaktion organisiert, haben Erfolg: Die Stadtpolitiker verdoppeln den Etat zur Förderung des Radverkehrs. Eine Arbeitsgruppe erstellt ein Radverkehrskonzept. Das Ziel: Vorrang für die Fahrradfahrer in der Stadt. Das Thema bleibt auch nach der Serie im Fokus der Zeitung.

Cuxhavener Nachrichten
cn-online.de

Kontakt Thomas Sassen,
Redakteur, T +49 4721 / 58 53 74,
tsassen@cuxonline.de

Medium: Cuxhavener Nachrichten
Auflage: Knapp 10.000
Verbreitungsgebiet: Stadt Cuxhaven, Gemeinde Nordholz
Anzahl Lokalteile: 1
Redaktionsgröße: 16 Redakteurinnen und Redakteure sowie 2 Volontäre für die Redaktionsgemeinschaft Cuxhavener Nachrichten und Niederelbe-Zeitung (Gesamtauflage: Circa 18.000)

Tipp:

„Wir dürfen die Leser nicht unterschätzen. Viele kennen sich sehr gut aus in der Materie, über die wir schreiben. Wichtig ist, dass wir die Fragen ernst nehmen, aufgreifen und versuchen, sie schlüssig zu beantworten.“

Sonnabend/Sonntag, 12./13. August 2017

LOKALES | 15

Mit den CN rauf aufs Rad: Viele Menschen setzen ein deutliches Signal für die Fahrradstadt

» Es kann vieles verbessert werden. Besonders die Strecke vom Brockeswalder Weg bis zum Claus-Oellerich-Weg müsste dringend umgestaltet werden. Es müsste viel mehr Fahrradwege geben. Die Haydnstraße ist gut. «



Gabriele Grubel

» Wir sind für eine Fahrradstadt und finden es gut, dass das Thema nun endlich auch so aufgegriffen wird. Bisher wurden uns immer nur leere Versprechungen gemacht. «



Christine und Uwe Grieser

» Es müsste mehr für die Fahrradstadt im Stadtgebiet getan werden. Mehr Fahrradstraßen zum Beispiel würde ich mir wünschen. «



Christopher Mering

» Eine Fahrradstadt wäre wunderschön, aber Fahrradfahrer müssten erst einmal diszipliniert werden, da sie oft nicht auf die Straßenverkehrsregeln achten. In der Nordersteinstraße ist es zum Beispiel ganz schlimm. «



Hella Brüggmann

Cuxhaven hat sich auf den Weg gemacht

Demonstration auf dem Kaemmererplatz für eine radfahrerfreundliche Stadt von Thomas Sassen

Mit einem gemeinsamen Klingel-Konzert unterstützen Cuxhavens Radfahrer ihre Forderung nach besseren Radwegen und vielen anderen Dingen, die verbessert werden müssen, wenn Cuxhaven zur radfreundlichen Stadt umgebaut werden soll. Rund 250 Radfahrer waren dem Aufruf der Cuxhavener Nachrichten am Freitagmittag gefolgt und hatten sich mit ihren Rädern auf dem Kaemmererplatz versammelt, wo ihnen einiges geboten wurde. Redaktionsleiter Felix Weiper und die örtlichen Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Fahrradclubs (ADFC) und des Verkehrsclubs Deutschland (VCD), Stephan Zukowsky und Michael Glenz, formulierten zunächst noch einmal die wichtigsten Ziele, die auch in zahlreichen Zeitungsartikeln in den vergangenen Wochen herausgearbeitet worden waren. Wichtig war auch eine Podiumsdiskussion, auf der die wichtigsten Eckpunkte besprochen worden waren.

Auf dem Kaemmererplatz ging es aber nicht nur um Politik. Auch der Spaß kam nicht zu kurz. Es gab kühle Getränke und einige schöne Gewinne, die von der Fahrradhandlung Rad & Tour zur Verfügung gestellt worden waren. Mit Spannung erwartet wurde schließlich die Verlosung eines nagelneuen Elektrofahrrades, das die Cuxhavener Nachrichten aus Anlass der Aktion angeschafft hatten. Der kleine Mika Ropers fischte die Gewinnerlose aus der Lostrommel, deren Eigentümer leider teilweise nicht mehr auf dem Platz waren. Sie werden schriftlich benachrichtigt.

Doch worum geht es bei der Aktion „Rauf aufs Rad“? Im Gespräch mit der Radlerlobby fasste Felix Weiper die Ziele noch einmal kurz zusammen. Danach steht natürlich eine Verbesserung der Radwege in der Innenstadt und den Außenbezirken im Vordergrund.

Außerdem müsse die Infrastruktur den veränderten Anforderungen durch einen wachsenden Radfahreranteil und schnellerer Fahrräder (Stichwort E-Bike) angepasst werden. Mit eigenem Personal sei ein gefordertes Gesamtkonzept für den umweltfreundlichen Stadtverkehr in Cuxhaven aber nicht zu schaffen, meinte ADFC-Vorsitzender Zukowsky. Dazu bedürfe es externer Berater, die von der Stadt beauftragt werden müssten.

Trotzdem, ein Anfang sei gemacht, waren sich Weiper, Zukowsky und Glenz einig. Immerhin hätten inzwischen alle Fraktionen die Notwendigkeit erkannt, den Radverkehr durch den Ausbau der Radwege-Infrastruktur zu stärken. Einerseits würde das die Attraktivität der Stadt insbesondere für junge Familien und ältere Menschen stärken und außerdem einen Anreiz schaffen, im Urlaub die Stadt umweltfreundlich mit dem Rad statt mit dem Auto zu erkunden.

Der Verkehrsclub Deutschland (VCD) verfolgt diesen Kurs bereits seit vielen Jahren, konnte bisher aber keine große Resonanz für seine Forderung verbuchen.

Der Verkehrsclub Deutschland (VCD) verfolgt diesen Kurs bereits seit vielen Jahren, konnte bisher aber keine große Resonanz für seine Forderung verbuchen.

Der Verkehrsclub Deutschland (VCD) verfolgt diesen Kurs bereits seit vielen Jahren, konnte bisher aber keine große Resonanz für seine Forderung verbuchen.

Der Verkehrsclub Deutschland (VCD) verfolgt diesen Kurs bereits seit vielen Jahren, konnte bisher aber keine große Resonanz für seine Forderung verbuchen.

Der Verkehrsclub Deutschland (VCD) verfolgt diesen Kurs bereits seit vielen Jahren, konnte bisher aber keine große Resonanz für seine Forderung verbuchen.

Der Verkehrsclub Deutschland (VCD) verfolgt diesen Kurs bereits seit vielen Jahren, konnte bisher aber keine große Resonanz für seine Forderung verbuchen.



Familie beim Fahrrad-Flashmob: Anja Bach und ihr Mann machen viele Wege mit dem Lastenrad. Darin haben auch die Kinder und der Einkauf Platz. Viele Radwege in Cuxhaven sind für das Gefährt aber nicht geeignet. Foto: Sassen

Deswegen freute sich der Cuxhavener VCD-Vorsitzende Michael Glenz, dass die Cuxhavener Nachrichten die fahrradfreundliche Stadt zum Schwerpunktthema erhoben haben und damit schon einiges erreicht hätten. Gleichwohl stehe Cuxhaven „noch relativ am Anfang“, sagte Glenz.

Es müsse noch viel verbessert werden, bis Radfahrer ein durchgängiges Radwegenetz vorfinden und „lustvoll drauflosradeln könnten“. Bislang kämpften sie noch mit vielen schlechten Strecken, unzureichenden und im Nichts endenden Radwegen und

der Unwissenheit vieler Autofahrer, die – trotz geänderter Rechtslage – immer noch der Meinung seien, dass ihnen allein die Straße gehöre.

Das könne sich in Zukunft ändern und vielleicht verdiene Cuxhaven dann tatsächlich in einigen Jahren den Titel fahrradfreundliche Stadt, wenn der jetzt eingeschlagene Kurs von Politik und Verwaltung wirklich konsequent weiterverfolgt werde.

Kommentar auf Seite 12

Mehr Fotos und ein Video finden Sie im Internet unter www.cn-online.de

» Ich will nicht sagen, dass alles ganz schlecht ist, aber an einigen Strecken könnte es besser sein. Autofahrer sollten auch besser auf uns achten. «



Olaf Hamann



Gute Laune und Kritik

Zahlreiche Cuxhavener Radfahrer freuten sich über die Abwechslung auf dem Kaemmererplatz und über das Klingelkonzert. Es gab aber auch Kritiker unter ihnen. Plakativ kam Hans-Jürgen Wendt (r.) daher. Seine Botschaft lautet: anpacken!

Fotos: Sassen/Yönel



Ein Dachstuhlbrand und die Geschichte dahinter

Solche Meldungen finden sich immer wieder im Lokalteil: Ein Brand zerstört ein Haus, Menschen werden nicht verletzt. Die Redaktion der Grafschafter Nachrichten lässt das nicht einfach stehen, sondern fragt: Und dann? Was passiert mit der Familie danach? Die Journalisten bleiben dran und erzählen die Geschichte hinter dem Unglück.

Ende Februar 2017 erscheint in den Grafschafter Nachrichten ein für Lokalzeitungen nicht ungewöhnlicher Artikel: „Dachstuhl brennt aus – Keine Verletzten – Rund 100.000 Euro Schaden“. Das Feuer hatte ein Einfamilienhaus schwer beschädigt, die Feuerwehr löschte den Brand.

Ein Satz in dem Bericht klingt in der Redaktion nach. Die Bewohner des Hauses seien vom Seelsorger der Feuerwehr betreut worden. Die Journalisten fragen sich, was danach passiert.

Sie suchen den Kontakt zu den Betroffenen. Dies scheint zunächst einfach, denn der Hausherr ist in der Druckerei der Zeitung beschäftigt, also ein Kollege. Allerdings muss der Mann ärztlich betreut werden und ist wegen des Erlebten nicht ansprechbar auf journalistische Fragen.

Es dauert über ein halbes Jahr, bis ein Gespräch mit dem betroffenen Ehepaar möglich ist. Die beiden erzählen, wie sie nach einem langen Umbau erst kurz vor dem Brand in das Haus eingezogen sind. Und sie schildern, wie sie den Unglücksabend erlebt haben, das Feuer, die Panik, die Löscharbeiten – und hinterher das Nichts.

Einfühlsam beschreibt der Artikel die Vorgeschichte. Vor allem aber das, was danach kam: eine monatelange Odyssee, die Sorgen und Ängste und der Kampf gegen bürokratische Windmühlen und eine uneinsichtige Versicherung. Sie glaubt, das Haus könne wieder aufgebaut werden. Das Ehepaar belegt mit Gutachten, dass das nicht möglich ist.

Nach dem Bericht lenkt die Versicherung ein. Das alte Haus wird abgerissen und ein neues errichtet. Auch über den Neuanfang schreibt die Zeitung.

Der lange Atem der Redaktion hat sich gelohnt. Ebenso das sensible Herangehen. Denn es geht neben dem emotionalen Schock sehr schnell um viel Geld und eine rechtliche Bewertung. Dabei sind Versicherungsfragen wichtig und der Kontakt zu den beteiligten Anwälten.

Die Geschichte macht der Redaktion Mut. Sie nimmt sich vor, auch künftig genauer hinzuschauen und hinter die Fassade zu blicken. Das bringt nicht nur gute Inhalte, es zeigt dem Leser auch Kontinuität.

Kontakt: Guntram Dörr,
Chefredakteur,
T 05921 / 70 73 31,
g.doerr@gn-online.de

Medium: Grafschafter Nachrichten
Auflage: Circa 22.000
Verbreitungsgebiet: Grafschaft Bentheim
Anzahl Lokalteile: 1
Redaktionsgröße: 30

Tipp:

„Im Fall eines Feuers, das ein Haus zerstört und eine Familie vor ein existenzielles Problem stellt, sind Geduld und Fingerspitzengefühl gefragt. Die Redaktion sollte sich genau überlegen, wen sie auf so eine Geschichte ansetzt.“



Ausgebrannt und umquartiert

Nach sieben Monaten hofft Ehepaar te Gempt endlich auf einen Neubeginn

Das Obergeschoss des Wohnhauses von Familie te Gempt in Nordhorn hat in hellen Flammen gestanden. Nichts ist mehr übrig geblieben vom Hab und Gut des erwachsenen Sohnes. Die Elternwohnung darunter wurde durch Qualm und Löschwasser schwer in Mitleidenschaft gezogen. Der Keller ist vollgelaufen.

Knapp zwei Jahre hatte das Nordhorer Ehepaar te Gempt Freude an seinem schmucken Haus mit Garten in Nordhorn-Stadtflur. Alles war renoviert. Dann kam das Feuer.

Von Irene Schmidt

NORDHORN. Wolfgang und Gerlinde te Gempt, ein Ehepaar, 53 und 54 Jahre alt, haben vier Kinder groß gezogen. Als das erste Haus in Klausheide leerer und leerer wurde, beschlossen die Nordhorer, noch einmal neu anzufangen. In Stadtflur kauften sie ein schmuckes, kleineres Haus und richteten alles Stück für Stück im Lauf von zwei Jahren nach ihren Wünschen her. Im Erdgeschoss wurde kernsaniert und nach dem eigenen Bedarf umgebaut. Für den jüngsten Sohn Niklas war noch Platz im Dachgeschoss. Zu Beginn dieses Jahres zog er ein.

„Der 24. Februar, ein Freitag, war trocken und kalt“, erinnert sich Wolfgang te Gempt. Die Eheleute waren gerade von einem Kurzurlaub in Cuxhaven zurückgekehrt. Kaum waren gegen 15 Uhr die Koffer ausgeladen, startete der Hausherr noch einmal durch an seinen Arbeitsplatz bei den Grafschafter Nachrichten: „E-Mails checken, gucken, was sonst so angefallen ist“, berichtet der Produktionsleiter in der Druckerei.

Gerlinde te Gempt packte die Koffer aus, brachte Wäsche in den Keller und wunderte sich ein wenig über einen „komischen Geruch“. Doch der Nachbar war draußen mit einer Motorsäge zugegangen und Gerlinde te Gempt glaubte, die Ursache gefunden zu haben. Als sie in der Küche im Erdgeschoss weiterwerkelt und ein Knistern vernahm, passte das so ganz zu den Aktivitäten des sägenden Nachbarn.

Dann zerriss ein Knall die Geräuschkulisse. „Plötzlich stand alles in Flammen, erinnert sich die

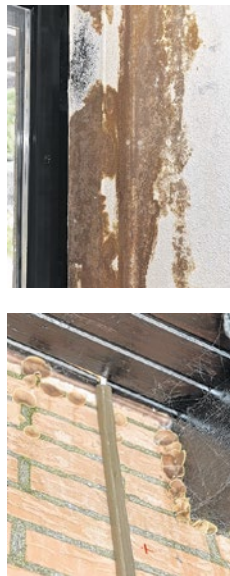


War, als das Feuer ausbrach, im Haus: Jetzt steht Gerlinde te Gempt in den Trümmern.

Hausfrau. „Ich habe noch die Kassette mit den Papieren geschnappt und bin rausgelaufen.“ Die Nachbarn hatten bereits die Feuerwehr angerufen. Als Gerlinde te Gempt die 112 wählte, war die Nummer deshalb besetzt.

Wolfgang te Gempt war derweil mit der Arbeit fertig und hatte sich in der beginnenden Dämmerung auf den Heimweg gemacht. „In Höhe des Bahnhofs wurde ich von der Feuerwehr überholt“, erinnert sich der 53-Jährige und fährt fort: „Dann sah ich eine

Riesen-Rauchwolke über Stadtflur und irgendwann wurde mir komisch.“ Um die letzte Straßenecke musste er zu Fuß gehen. Dann sah er die Flammen aus dem Dach seines Hauses schlagen. „Ich bin halb verrückt geworden: Ich schrie: Wo ist meine Frau?“ Te Gempt wollte auf das Haus zustürzen, wurde aber zurückgehalten. Seine Frau saß zu der Zeit gegenüber in der Küche der Nachbarn und wurde von einem Notfallseel-



Der Schimmel zerfrisst die Wände, Pilze wachsen aus den Fugen. Fotos: Iris Kersten

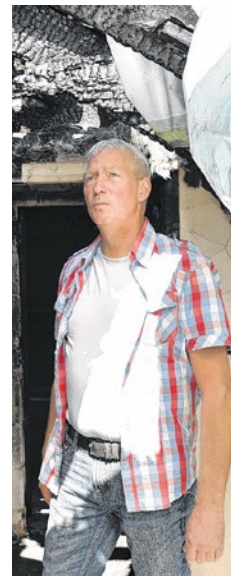
sorger betreut. Selbst dem Wellensittich ging es gut. Der Vogel, der frei im Zimmer flog, war vor dem Inferno in seinen Käfig geflüchtet und von einem Feuerwehrmann aus dem brennenden Haus geholt worden. Zurückblickend sagt Wolfgang te



Wellensittich Charly wurde von der Feuerwehr gerettet. Er fühlt sich im Ferienhaus wohl.

Gempt: „Ich habe selbst, als ich den Rauch gesehen habe, nicht gedacht, dass das bei uns sein könnte. – Es ist schwer, sich vorzustellen, dass es einen selbst treffen könnte.“ Auch die langatmigen Auseinandersetzungen, die auf den Brand folgen sollten, konnte sich te Gempt nicht ausmalen.

Die Ursachenforschung nahm relativ schnell ihren Lauf. Ermittler der Polizei stellten fest, dass der Brand



Sorgenvoll blickt Wolfgang te Gempt in die Zukunft. Das Erlebte zehrt an den Nerven.

von einem Einbaustrahler im Dachgeschoss ausgegangen sein musste. Die Lampe war schon länger installiert, aber in den zurückliegenden Wochen häufiger in Betrieb gewesen, als der Sohn sich im Obergeschoss einrichtete.

Schnell stand fest: Von Niklas' Hab und Gut war nichts übrig geblieben und auch die Eltern konnten nur wenig retten. Viele ihrer Sachen, darunter alle persönlichen Erinnerungen, hatten noch in Kartons verpackt auf dem Dachboden gestanden. Heute erzählen helle Schatten im Ruß von den Kästen mit Bildern, Festplatten, Büchern oder Kleidung und der alten Familienwiege sowie weiteren geliebten Stücken. Auch im Erdgeschoss blieb fast nichts übrig. Qualm und Nässe haben dort den größten Teil der Einrichtung zerstört. Die Eheleute selbst fanden nach mehreren Umzügen in einem Ferienhaus eine möblierte Unterkunft. Innere Ruhe jedoch fanden sie nicht.

„Das Schlafen habe ich erst

wieder in der Kur gelernt“, sagt Wolfgang te Gempt.

An den Nerven zehrte darüber hinaus die Auseinandersetzung mit der Versicherung. Jede Seite erstellte Gutachten und es gab keine Einigung über die Höhe der Auszahlungssumme. Die Versicherung glaubte, man könne das Haus wiederaufbauen, Wolfgang te Gempt und seine Frau belegten, dass dies wohl unmöglich sei:

- Auch nach sieben Monaten steht noch eine schwarz stinkende Suppe aus Löschwasser und Ruß im Keller.
- Zwischen Klinkern und Innenmauer ist keinerlei Dämmung mehr vorhanden. Sie wurde vom Wasser heruntergedrückt.

- Die Wände sind auch im Innern noch immer nass, Pilze sprießen aus den Ecken, und überall macht sich säuerlich muffiger Schimmelgestank breit. Die Ausblühungen in etlichen Räumen, selbst weit entfernt von der Brandstelle, sind nicht zu übersehen.

„Da hilft nur der Bagger“, ist sich Wolfgang te Gempt sicher, und er hofft – nicht zum ersten Mal –, dass die schweren Maschinen bald anrücken können. Versichert war das Haus zum Neuwert. Jetzt aber ist alles zerstört.

Auch Gerlinde te Gempt fühlt sich zermürbt und hofft endlich auf einen Neubeginn. „Hier im Ferienhaus ist es wirklich superschön“, sagt sie: „Wie Urlaub in Nordhorn.“ Aber ihr fehlt der eigene Garten, die nette Nachbarschaft, das „Zuhause“ und ein wenig mehr Raum für persönliche Dinge, die sie sich später erst einmal neu anschaffen muss.

Ein derartiger Brand zerstört nicht nur Bausubstanz und Erinnerungen, er frisst nicht nur an den Nerven, sondern stiehlt auch ein Stück Persönlichkeit der Betroffenen. Gerlinde und Wolfgang te Gempt wollen all dies wieder aufbauen.

■ **Auf GN-Online** gibt es ein Video zu diesem Thema. Einfach Online-ID @2096 im Suchfeld eingeben.

Leserfragen als Grundlage für spannende Geschichten

Was interessiert unsere Leser? Eine Überlegung, die viele Redaktionen täglich umtreibt. Die Heilbronner Stimme dreht den Spieß um. Sie lässt die Leser Fragen stellen, die Redaktion recherchiert Antworten. Eine Serie entsteht, die hilft, das Vertrauen in das Medium zu stärken.

Die Themen, die Journalisten für relevant halten, sind nicht unbedingt identisch mit den Interessen der Leser. Dies will die Redaktion ausgleichen und stellt die Fragen der Leser in den Mittelpunkt. In der Serie „Noch Fragen?“ signalisieren die Journalisten, dass sie den Lesern zuhören, ihre Fragen ernst nehmen und sie beantworten wollen.

Die eingesandten Fragen sind keineswegs trivial, sondern bieten Grundlagen für eine tiefgründige Recherche. Sie sind zugleich ein guter Fingerzeig für die Redaktion, mit welchen Themen sie sich mehr beschäftigen sollte. Aus den eingehenden Ideen werden Geschichten, mit denen sich die Menschen stark identifizieren können, weil ihre Fragestellungen behandelt werden.

Die Anregung hat Online-Redakteur Janis Dietz aus den USA mitgebracht. Dort lernte er in Lokalredaktionen das Format und das Tool „Hearken“ (auf Deutsch „zuhören“) kennen. Das Tool wird, technisch angepasst, auch in Heilbronn verwendet.

Regelmäßig werden die Leser über die Website stimme.de und bei Facebook aufgerufen, Fragen zur

Region Heilbronn zu stellen. Aus den Einsendungen wählt die Redaktion drei aus, die besonders spannend erscheinen, und stellt sie zur Abstimmung. Das Ergebnis ist gleichzeitig der Rechercheauftrag. Die Recherche läuft in enger Abstimmung mit dem Fragesteller.

Aus den rund 100 Leserfragen, die 2017 an die Redaktion gestellt wurden, sind 15 Geschichten entstanden. Die Themenpalette reicht vom mysteriösen Meteoriten bis zum täglichen Müll, von regionalen Spitznamen bis zur handfesten Lokalpolitik. Die Geschichten werden besonders oft gelesen und geteilt.

Die Kommunikation mit den Fragestellern und die Organisation der Abstimmungen über neue Themen braucht Zeit. Auch ist es aufwendig, die Serie regelmäßig am Laufen zu halten und immer neue Frageunden anzustoßen.

Doch ist die Redaktion davon überzeugt, dass der Aufwand lohnt. Die Interaktion mit den Nutzern bringt die Journalisten weiter, und aus den Fragen der Leser entstehen regelmäßig spannende Geschichten.

Kontakt: Lisa Reiff, Online-redakteurin,
T +49 7131 / 615-440,
lisa.reiff@stimme.de

Medium: Heilbronner Stimme
Auflage: Circa 85.000 Print-Auflage
und rund 100.000 Page Impressions
online

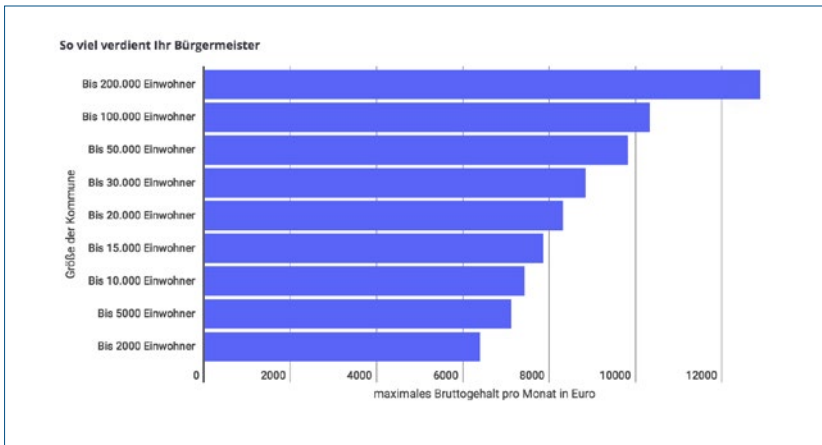
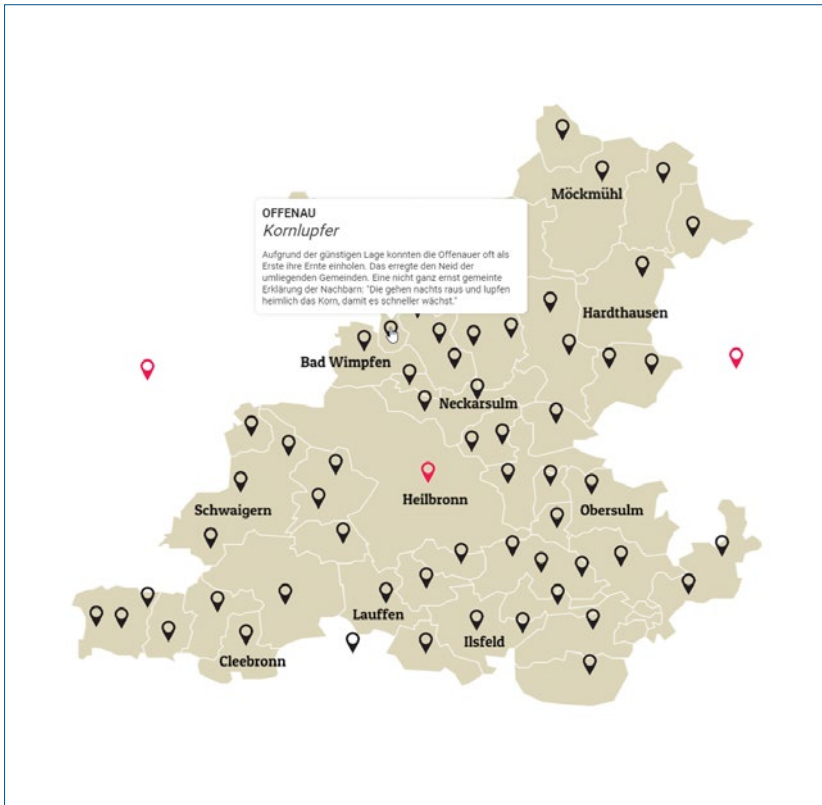
Verbreitungsgebiet: Heilbronn
und Hohenlohe

Anzahl Lokalteile: 6

Redaktionsgröße: Knapp
100 Redakteure

Tipp:

„Nehmen Sie Leser mit ihren Ideen und Fragen ernst. Oft stellen Leser Fragen, die auf den ersten Blick sehr speziell erscheinen. Aber Sie werden merken, dass Ihr eigenes Themengefühl nicht immer das richtige ist.“



Geld spielt keine Rolle: Was Lokalpolitiker antreibt



Was aus dem Heilbronner Restmüll wird



Was Gratis-ÖPNV für die Region bedeuten würde



Heilbronner Stimme
 Gepostet von Chris Petersen (11. April 2017)

In den 90er Jahren sprach man von der Bronx und dem Heilbronner Ghetto. Das Hawaii-Viertel hatte lange einen schlechten Ruf - dafür aber einen interessanten Namen. Für mich tragen haben wir recherchiert, wo der Name des "Hawaii"-Viertels herkommt.

Das Heilbronner Hawaii – ein Stadtviertel und sein Name - STIMME.de

Mehr „Gefällt mir“-Angaben, Kommentare und geteilte Inhalte
 Benutze diesen Beitrag für 4 €, um bis zu 3.800 Personen zu erreichen.

126 Gefällt mir · 126 Kommentare · 172 Mal geteilt

Redaktion und Landwirte ackern um die Wette

Beim Thema Landwirtschaft geht es oft um Gülle, Tierschutz, Skandale. Wie der Alltag von Landwirten aussieht, interessiert Journalisten selten. Die Redaktion der Nordwest-Zeitung will verstehen – und vermitteln –, was Landwirtschaft bedeutet. Sie geht selbst auf den Acker und stellt sich dem „Duell der Felder“.

Berichte über Landwirtschaft gehören für eine ländliche Regionalzeitung zum Alltag. Anfang 2017 fragt sich die Redaktion der Nordwest-Zeitung (NWZ): Was wissen wir und unsere Leser eigentlich über Landwirtschaft? Wie sieht der Alltag von Landwirten aus, was sind ihre Sorgen und Nöte?

Chefredakteur Lars Reckermann will nahe ran an die Bauern, damit die Journalisten besser verstehen, was Landwirtschaft bedeutet. So entsteht die Idee für einen Wettstreit: Ein Feld wird in zwei gleich große Teile geteilt, die eine Hälfte von Redakteuren, die andere von Landwirten bewirtschaftet. Am Ende wird Bilanz gezogen. Oldenburger Junglandwirte nehmen die Herausforderung zum „Duell der Felder“ an.

Per Leserbefragung wird die Ackerfrucht (Kartoffeln) ermittelt. Die Redaktion, allen voran der Chefredakteur, packt selbst beim Pflügen, Pflanzen und Ernten an. Und sie berichtet über Erfolge und Fehlschläge.

Von Februar bis November sorgt das Projekt für Gesprächsstoff in der Region. Neben regelmäßiger Berichterstattung in der gedruckten NWZ gibt es eine Online-Plattform, einen Blog

und insgesamt 21 Videos auf NWZ-play, von denen allein das Pflugvideo auf knapp 75.000 Aufrufe kommt.

Nachdem die Redakteure auf dem Feld geschuftet – und natürlich verloren – haben, laden sie zum Rollentausch. Die Junglandwirte übernehmen einen Tag lang die Redaktion und produzieren eine sechsstufige Sonderausgabe.

Am Ende sind alle schlauer: Die Redakteure wissen, was es heißt, einen Acker zu bewirtschaften. Die Landwirte erleben, wie schwer es ist, eine Zeitung zu füllen. Und die Leserinnen und Leser haben Landwirtschaft live miterlebt.

Die Zeitung bietet ein unterhaltsames, multimediales Format, konstruktiven Journalismus und den menschlichen Umgang mit einem sensiblen Thema, ohne den Grundsatz unabhängiger Berichterstattung zu verlassen. Das Projekt schärft nicht nur den Blick der Öffentlichkeit auf die Landwirtschaft, sondern steht auch für eine Redaktion zum Anfassen.

Links:

www.NWZonline.de/duell-der-felder
www.youtube.com/user/nwzplay

Nordwest  Zeitung

Kontakt: Lars Reckermann,
 Chefredakteur,
 T +49 441 / 99 88 20 01,
Lars.Reckermann@NWZmedien.de
Medium: Nordwest-Zeitung
Auflage: Circa 111.000
Verbreitungsgebiet: altes Oldenburger Land im Nordwesten Niedersachsens
Anzahl Lokalteile: 7
Redaktionsgröße:
 Circa 100 Redakteure

Tipp:

„Vor Beginn sollte man sich unbedingt einen landwirtschaftlichen Experten an die Seite holen – wir Journalisten hätten Pflanzenschutzmittel ja gar nicht aufbringen dürfen.“



Warum Landwirtschaft mehr Wertschätzung verdient **SEITE 2**



Ein Tag als Korrespondent im Landtag **SEITE 3**

Wie Landwirte die Bienen schützen **SEITE 5**



Das letzte Duell mit der NWZ

AKTION Nach dem „Duell der Felder“ mussten sich die Junglandwirte nun in der Redaktion behaupten – Hier das Ergebnis



Das Duell der Felder wurde zum Duell in der Redaktion. Die Junglandwirte übernahmen die Chefredaktion. Vorne im Bild: Junglandwirt Dietz Wiechers (Ein-Tages-Chefredakteur) und Lars Reckermann (Ein-Tages-Nicht-Chefredakteur.) Im Hintergrund: Blick auf die Redaktionsmitglieder bei der Redaktionskonferenz.

BILD: TORSTEN VON REEKEN

Ein Jahr lang sind Junglandwirte und Redakteure auf einem Feld in Neerstedt gegeneinander angetreten. Der Wettkampf: Wer erntet auf einem Hektar mehr Kartoffeln. Titel: Duell der Felder.

VON MAREN BOLTES UND JANA EILERS

OLDENBURG – Sechs Wochen sind seit dem Finale des „Duells der Felder“ vergangen. Jetzt sind wir Junglandwirte an der Reihe, unser Wort zu halten. Wir übernehmen einen Tag die Chefredaktion und gestalten sechs Sonderseiten zum Thema Landwirtschaft.

Vor ein paar Tagen begannen die Vorbereitungen. Wir – das sind Maren, Jana, Dietz, Torben, Christian, Stephan, Torben – machten uns Gedanken über Themen, sammelten Bildmaterial und

Alles zum Duell

„Junglandwirte gegen Redakteure“ finden Sie in einem Internet-Spezial unter:
 → @ www.NWZonline.de/duell-der-felder

drehten ein paar Videos. Kurz vorher bekam einer von uns die Nachricht, als Exklusivreporter nach Hannover reisen zu können und dort im Landtag die Wahl der Landtagspräsidentin zu verfolgen. Dies kam recht überraschend und sorgte für erste Aufregungen. In der Landeshauptstadt fuhr Stephan. Sein Bericht steht auf Seite 3.

Der Rest von uns traf sich am Vormittag im Haupthaus der NWZ in Oldenburg. Start: 10.30 Uhr. Stimmung: Relativ entspannt, die hielt auch bis zum Mittagessen. Bis dahin erhielten wir Einblicke in den Arbeitsalltag der Journalisten. Dietz übernahm den Posten des Chefredakteurs, den er gleich auf die leichte Schulter nahm: „Eben schnell 'ne



So startete im Frühjahr die Aktion „Duell der Felder“: Nicht in der Redaktion, sondern auf dem Feld im Neerstedt.

BILD: JOHANNES BICHMANN SOUL-PHOTO.CO

Stunde schreiben und dann is' Feierabend“ – dem war leider nicht so...

Dietz leitete erst einmal die erste Konferenz mit den einzelnen Ressorts. Alle Lokalredaktionen waren per Videoübertragung zugeschaltet. Anschließend bekamen wir Besuch von Lena Pleus, die uns während des Duells mit fachfräulichen Rat in Bezug auf den Kartoffelanbau zur Seite stand.

Nach gemeinsamer Stärkung, es gab in der NWZ-Kantine natürlich die Kartoffeln vom Duell-Feld, starteten wir in die Gliederung der Seiten und entwickelten das Layout. Dabei stellten wir fest, dass es gar nicht so einfach ist, die Seiten zu füllen, geschweige denn beim Schreiben einen guten Anfang zu finden. (In genau dieser Phase entsteht übrigens gerade dieser Text hier.)

In Zweiertams starteten wir mit der Arbeit an den Texten. Dabei merkten wir, dass unsere Stärken eindeutig woanders liegen, aber die beiden Berufe doch auch Gemeinsamkeiten haben. Sowohl Landwirte als auch Redakteure sind immer auf Abruf. Kalt bei dem Landwirt eine Kuh oder ist Erntezeit, dann ist Feierabend nicht gleich Feierabend. Genauso ist es bei den Journalisten, weil die Tages-

planung immer durch aktuelle Ereignisse verworfen wird. Ein geflügeltes Wort bei Landwirten und Redakteuren: „Feierabend ist, wenn alles fertig ist.“

Kaffee, der Begleiter des Tages und Ersatz der lieb gewonnenen Mittagsstunde des Landwirts, hat uns zu manchen kreativen Sätzen verholpen. Nach erstem Enthusiasmus folgte ein kreatives Loch, das zu überwinden war.

Wir erhielten viel Unterstützung von der ganzen Redaktion, doch die geplante Blattabnahme rückte immer näher. Trotz allem waren am Ende des Tages alle Seiten gefüllt und abgenommen.

Fazit des Tages: Man unterschätzt die Arbeit der Redakteure doch sehr, da sich das Recherchieren und Ausformulieren eines Textes doch sehr schwer und zeitaufwendig gestaltet.

Der Einblick hat sich sehr gelohnt und wir konnten sehr viele Eindrücke mit nach Hause nehmen. Ach ja: Dauer dieses Textes: drei Stunden.

Wie der Klimawandel die Heimat verändert

Klimawandel ist ein Dauerthema: Wetterkapriolen, steigende Temperaturen, Veränderungen in der Pflanzen- und Tierwelt. Die Redaktion von Schwäbisch Media fügt die vielen Aspekte zu einem Gesamtbild zusammen: Das Klima im Südwesten verändert sich und wird das Erscheinungsbild der Heimat nachhaltig prägen.

Im Nachrichtenalltag berichten Redaktionen häufig über Themen, die bei genauerem Hinsehen zu einer einzigen großen Geschichte gehören: in diesem Fall zum Thema Klimawandel.

Im Jahr 2017 häufen sich Wetterextreme vom Bodensee bis Oberschwaben: Frostschäden, Hagel, Überschwemmungen. Außerdem wird ein stetiger Wandel in der Flora und Fauna der Region beobachtet. Die Videoredaktion von Schwäbisch Media, eine Hybridredaktion der Schwäbischen Zeitung und des Regionalsenders Regio TV Bodensee, beschließt, all diese Erscheinungen zusammenzufügen und in einer Sondersendung darzustellen.

Jedes Redaktionsmitglied recherchiert zu einem Thema, anhand dessen sich der Klimawandel ablesen lässt. Dabei kommen so viele Aspekte zusammen, dass sie locker eine Stunde Sendezeit füllen würden. Die Redaktion entscheidet sich für eine 30-minütige Sendung. Zum einen wäre sonst der Aufwand neben dem laufenden Nachrichtenbetrieb nicht zu bewältigen, zum anderen würde eine einstündige Multimedia-Reportage die Aufmerksamkeit der User überfordern.

Am Ende steht eine aktuelle Bestandsaufnahme mit dem Titel „So sieht der Klimawandel im Südwesten aus“. Sie wird auf drei Kanälen veröffentlicht: in der Schwäbischen Zeitung mit einem Feature plus Interview, im Programm von Regio TV Bodensee mit einer 30-minütigen Sondersendung und in den digitalen Kanälen von schwäbische.de mit einer Multimedia-Reportage.

Da über fast alle Themen der Geschichte schon einmal berichtet wurde, kann die Redaktion reichlich Archivmaterial verwenden. Das Verhältnis von neu produziertem und Archivmaterial ist etwa 50 zu 50. Der Aufwand ist dadurch überschaubar.

Die im Oktober erschienene Multimedia-Reportage wird bis zum Jahresende über 19.000 Mal aufgerufen. Wann immer der Klimawandel in den Fokus rückt, verweist die Online-Redaktion auf diese Geschichte.

Link zur Fernsehendung:
www.regio-tv.de/klimasuedwesten
Link zur Multimedia-Reportage:
www.schwaebische.de/klimasuedwest

schwäbische 

Kontakt: Michael Scheyer, Chef vom Dienst Journal Bodensee, T +49 751 / 29 55 14 81, m.scheyer@schwaebische.de

Medium: Schwäbische Zeitung und Regio TV Bodensee

Auflage: Zeitung 143.000, TV-Empfang 1,2 Millionen Menschen

Verbreitungsgebiet: Süden Baden-Württemberg (Bodensee-Oberschwaben, Alb-Donau, Schwarzwald-Baar-Heuberg)

Anzahl Lokalteile: Zeitung 19, Regio TV 1 Nachrichtenredaktion

Redaktionsgröße: Videoredaktion 10 Festangestellte und 2 bis 5 Volontäre

Tipp:

„Es lohnt sich, genau hinzuschauen, was für Schätze im Archiv schlummern, und sich zu überlegen, wie dieses Material frisch aufbereitet werden kann.“

So sieht der Klimawandel im Südwesten aus

Steigende Temperaturen im Sommer und im Winter wirken sich deutlich sichtbar auf Mensch, Tier und Umwelt aus

Von Michael Scheyer

RAD SCHUSSENRIED - Roland Roth spricht schnell. So, als ob er keine Zeit verlieren wolle. So, als wenn er den Klimawandel noch abwenden könnte, wenn er sich nur beeile. Aber der Meteorologe, der die Bad Schussenrieder Wetterwarte Süd leitet, eine Ansammlung von etwa 300 Teilmessstationen mit über 200 Messstationen, sagt selbst, das Gegenteil sei der Fall. Der Klimawandel sei im vollen Gange und nichts könne ihn aufhalten.

Roth begann seine Vorträge über den Klimawandel bereits in den 80er-Jahren. „Wenn ich mir anschau, was ich damals prophezeit habe, dann ist es noch viel schlimmer gekommen, als ich angenommen habe“, sagt Roth. Seine Vorträge seien laut ihm bis ins Jahr 2023 ausgedehnt. Wenn er referiert, greift er auf die Daten zurück, die er und seine Kollegen seit 1980 gesammelt haben. Zum Beispiel, dass der Sommer 2015 mit 27 Hitzetagen über 30 Grad, der bisher zweitwärmste Sommer seiner Aufzeichnungen war. Und 2003, mit einer Durchschnittstemperatur von über 20 Grad Celsius und 28 Hitzetagen, der wärmste.

Noch schlimmer als gemessen
Diese Temperaturrekorde sind für Roth eindeutig die regionale Ausprägung des globalen Klimawandels. Im Referenzzeitraum der vergangenen 100 Jahre habe die Jahresdurchschnittstemperatur im Einzugsgebiet der „Schwäbischen Zeitung“ zwischen 1,1 Grad auf der Ostalb und 1,5 Grad im Alpenvorland zugenommen. „Aber ich gehe sogar davon aus“, ergänzt Roth, „dass wir uns eigentlich gerade in einer Abkühlungsphase befinden, weshalb man die Differenz zwischen dem Ausgangspunkt damals und der eigentlichen Abkühlung auf die gemessene Erwärmung auch noch draufschlagen müsste.“ Wenn das stimmt, läge die Erwärmung noch dramatischer bei vielleicht sogar 2 Grad oder mehr. Beweisen lässt sich diese Annahme aber kaum.

Früher, da musste Roth eher mit Zahlen und Statistiken argumentieren und den Klimawandel aus abstrakten Werten herauslesen und am Beispiel ferner Länder illustrieren. Das ist mittlerweile anders: Der Klimawandel ist längst zwischen den Alpen, dem Bodensee, dem Hegau und der Ostalb angekommen. Seine Folgen sind sichtbar geworden in unserer Lebenswelt. Gefühlt noch nie so deutlich wie in diesem Jahr, das auf der Rangliste der wärmsten Sommer immerhin auf Platz drei gelandet ist.

Ökosystem passt sich an
Sichtbar wird der Klimawandel in erster Linie in der Natur, deren Ökosysteme sich den steigenden Temperaturen langsam, aber sicher anpassen. Ob das gut für sie ist oder schlecht, darüber macht sie sich keine Gedanken. Eine Wahl hat sie nicht.

Beispielsweise der Wald. Am Mittwoch erst gab Forstminister Peter Hauk (CDU) den aktuellen Waldzustandsbericht heraus. Die Fichte, immerhin die häufigste Baumart im Südwesten, werde zunehmend durch Weißtannen ersetzt. Schuld sei das Klima. Denn Fichten reagieren empfindlich auf Trockenheit, die für Borkenkäfer wiederum geradezu paradiesisch ist. In einigen Jahrzehn-



Bis zu 120 Liter Wasser pro Stunde sind im Juni 2016 in Biberach heruntergekommen, sodass in kurzer Zeit die gesamte Stadt überflutet wurde. Auf Starkregen wie diese müssen wir uns wohl häufiger einstellen. FOTO: BUND



Spätfröste ließen den Großteil der Apfelblüten in diesem Jahr erfrieren. Auf lange Sicht allerdings wird der Klimawandel wohl den Ertrag der Obstbauern am See steigern. FOTO: CHRISTIAN FLEMMING



Meteorologe Roland Roth in der Wetterwarte Süd. FOTO: MICHAEL SCHAYER

ten könnten Fichten aus unseren Wäldern verschwunden sein. Ravensburgs Revierforscher Wolfram Fürgut bestätigt die Entwicklung: Allein in diesem Jahr habe er bereits 800 Bäume wegen Borkenkäferbefalls aus dem Stadtwald entfernen müssen. Ist ein Baum befallen, ist er verloren.

Weniger für den Wald als für den Menschen gefährlich: die Zecke. Zwar haben wir uns schon seit Langem an sie gewöhnt. Tatsächlich aber zählt auch sie zu den Arten, die aufgrund des Klimawandels einwandern konnten. Überall dort, wo der Winter mild ist, fühlt sie sich wohl – so wie im Südwesten.

Wohl kaum eine Spezies reagiert auf den Klimawandel derweil genauso sensibel und flexibel wie die Zugvögel. Deren Wanderbewegungen können jedenfalls als Seismograph für verschobene Klimazonen herhalten. „Wer im Winter wegfliegt“, sagt Wolfgang Fiedler von der Vogelwarte des Max-Planck-Instituts in Radolfzell, „kommt mittlerweile im Frühjahr früher wieder und bleibt im Herbst länger da.“ Insgesamt werde dem Ornithologen zufolge weniger gewandert: „Das Gesamtbild der Zugvögel wird sich am Bodensee in den nächsten 20, 30 Jahren massiv verändern.“

Landwirte müssen flexibel sein
Nicht weniger flexibel müssen Land-

wirte mittlerweile sein. Sie müssen mit zwei unterschiedlichen Ausprägungen des Klimawandels zurecht kommen: mit Langzeitrends und kurzfristigen Wetterextremen. Auf lange Sicht wird der Klimawandel die landwirtschaftliche Kulturlandschaft einschneidend prägen. Da für Landwirte der Ertrag die entscheidende Größe ist, werden sie die Entscheidung, welche Nutzpflanzen sie anbauen, vor allem davon abhängig machen, wie groß deren Erntepotenzial ist. Das muss nichts Schlimmes

bedeuten. Laut Klimaforscher Frank Wechsung (siehe Interview) verspricht ein wärmeres Klima den Obstbauern am Bodensee eher einen höheren Ertrag.

Auf der anderen Seite müssen Landwirte lernen, mit Wetterextremen umzugehen, die in kurzer Zeit ganze Plantagen ruinieren können: Starkregen, Hagel und Frost. Wobei Klimaforscher nicht davon ausgehen, dass ein Spätfröste, wie er in diesem Jahr den Apfelbauern zu schaffen machte, häufiger auftreten wird als früher. Dieser sei eher keine Folge des Klimawandels. So weit die gute Nachricht für Obstbauern. Die schlechte: Hagel und Starkregen dagegen schon, denn dies ist eine global zu beobachtende Folge des Klimawandels. Es regnet seltener, dafür häufiger und heftiger.

Roland Roth versucht stark vereinfacht zu erklären, was hinter dem explosionsartig auftretenden Wetterereignis steckt: Warme Luft könne mehr Feuchtigkeit aufnehmen als kalte. Das bedeute mehr Energie in der Atmosphäre, die sich abrupt entlade. „Wetterextreme nehmen

bedeuten. Laut Klimaforscher Frank Wechsung (siehe Interview) verspricht ein wärmeres Klima den Obstbauern am Bodensee eher einen höheren Ertrag.

Herr Wechsung, Frost, Hagel, Hitze – was ist mit Sicherheit auf den Klimawandel zurückzuführen?
Die ansteigende Temperatur, da sind alle sich einig, ist die Größe, die uns am meisten Sorgen macht. Die können wir auch gut in Zusammenhang bringen mit dem Anstieg der Treibhausgase in der Atmosphäre. Die Starkniederschläge, dazu zähle ich auch Hagel, scheinen in den letzten Jahren zugenommen zu haben. Dies würde unseren Erwartungen für den Klimawandel entsprechen, eine eindeutige Zuordnung der beobachteten Tendenzen zum Klimawandel steht noch aus. Spätfröste wiederum hatten wir schon immer. Aber wegen der Verschiebung des Frühjahrs nach vorne und wegen der milden Winter ist man da ein Stück weit entwöhnt und empfindlicher geworden. Ich glaube jedoch nicht, dass wir in Zukunft häufiger mit diesen Spätfrösten rechnen müssen.

Mit welchen Veränderungen müssen wir sicher rechnen?
Zwei Phänomene sind sehr prägnant: Einerseits die Vorverlagerung des

deutschen Jahreszeiten, andererseits die Zunahme der Starkniederschläge und die Zunahme der Dürreperioden.

„Wetterextreme nehmen deshalb zu, weil in der Atmosphäre nun einfach mehr Power steckt.“
Roland Roth

Am Bodensee: das neue Italien
Der Gewinner des Klimawandels ist sicherlich der Sommertourismus. Von jährlich durchschnittlich einem Hitzetag über 30 Grad in den Sechzigern, steigerten sich die Sommer zu jährlich durchschnittlich zehn Hitzetagen. Roland Roth zählt auf: „Ulm hat heute das Klima von Ravensburg vor 30 Jahren, Ravensburg das von Konstanz, Konstanz das von Frei-

burg und Freiburg das von Mailand vor 30 Jahren.“ Demnach ist es nur eine Frage der Zeit, bis aus dem Bodensee klimatisch das Mittelmeer wird.

Experten rechnen damit, dass in den nächsten 30 Jahren 80 000 Menschen in die Region Bodensee-Oberschwaben zuwandern werden. Sollte der Sommer noch mehr Touristen anlocken, werden sich Gemeinden bald häufiger die Frage stellen müssen, ob sie Fremdenzimmer oder Wohnraum schaffen sollen.

Denn letztlich müssen auch die Einheimischen dort leben können, wo die Invasiven Urlaub machen.

Mangelware im Klimawandel. In keiner Landschaft beobachten Klimaforscher einen stärkeren Temperaturanstieg als im Hochgebirge. Die Gletscher schmelzen.

Interview

„Der Winter endet heutzutage früher“

In vielleicht 15 Jahren sollen Satelliten den endgültigen Beweis für den menschengemachten Klimawandel liefern

Vegetationsbeginns. Der Winter endet heutzutage früher und die Vegetation treibt zwei bis drei Wochen früher aus. Dieses beobachten wir seit Beginn der 90er-Jahre deutlich. Und diese Beobachtungen beziehen wir auf die Beobachtungen der 60er- und 70er-Jahre.

Die Leute, die in den Siebzigern zur Schule gegangen sind, können das gut mit ihren Kindheitserinnerungen abgleichen. Und andererseits – das erlebe ich auch persönlich als sehr prägnant – eine gefühlte Zunahme der Niederschlagsintensität. Ich sage deshalb gefühlt, weil dieses Phänomen sehr schwierig mit Messreihen zu belegen ist. Es ist ein sehr lokales Phänomen und uns fehlen meistens die Daten, um das statistisch sauber nachzuweisen. Aber eine tendenzielle Zunahme der Niederschlagsintensität kann man auch global beobachten.

Sind Borkenkäfer und Buchsbaumzünsler Folgen des Klimawandels?
Dieser Zusammenhang gibt es, ja. Überall dort, wo es eine unmittelbare Verbindung zur Temperatur gibt,

steht das mit der globalen Erwärmung in Zusammenhang. Eine unmittelbare Folge des Temperaturanstiegs ist, dass es mehr Insektenpopulationen pro Jahr gibt. Einige dieser Insekten werden auch als Schädlinge wahrgenommen, die sich dann massiver ausbreiten können.

Prägt sich der Klimawandel regional unterschiedlich aus?
Der Obstbau am Bodensee sollte tendenziell von der Erwärmung profitieren, also einen positiven Effekt haben, und das Ertragspotenzial der Apfelbauern beispielsweise erhöhen. Gleichzeitig wird hier wohl der Apfelwickler häufiger auftreten. Dieses Insekt macht dem Apfelbau zu schaffen. Sollte es zusätzlich noch feuchter werden am Bodensee, müssten die Apfelbauern mit einem verstärkten Auftreten des Apfelschorfes rechnen. Das wiederum impliziert jedenfalls auch, dass möglicherweise mehr Pflanzenschutzmittel zum Einsatz kommen werden.

Frost ruinierte heuer aber einen beträchtlichen Teil der Apfelreife. Ein Extrem. Es ist zwar denkbar, dass es in der Übergangsphase zu häufigen Kälteeinbrüchen wie diesen kommt. Aber das ist jetzt reine Spekulation. Zum jetzigen Zeitpunkt geht es hier davon aus, dass Spätfröste nicht häufiger auftreten werden.

Finden wir uns denn in einer klimatischen Übergangsphase?

Genau das fragt man sich: Ist das noch die Übergangsphase oder ist das schon das neue Klima? Das macht die Anpassung so schwierig für die Landwirtschaft. Wichtig ist es, da genau zu beobachten und die Landwirtschaft intensiv zu begleiten und regelmäßig zu analysieren, wo es klimatische Trends gibt, mit denen Landwirte arbeiten können.

Die Frage nach der Schuld: Wie positioniert sich da Ihr Institut?

Ziemlich eindeutig: Wir gehen davon aus, dass die von Menschen verursachten Treibhausgasemissionen zu zwei Drittel für den Klimawandel verantwortlich sind. Dafür gibt es starke Indizien. Bislang sehen wir das zwar nur indirekt an den Temperaturen. In vielleicht 15 Jahren werden wir allerdings so weit sein, dass wir das mit entsprechenden Satelliten auch direkt sehen könnten: Anhand der geringeren langwelligen Rückstrahlung der Erde, die einen größeren Anteil aufgrund der Treibhausgase zurückbehält. Sobald das sichtbar wird, ist das dann aber ein Fakt. Bis dahin müssen wir uns mit den Indizien begnügen, wie dem sehr plausiblen Zusammenhang der seit 150 Jahren ansteigenden Temperaturen und dem gleichzeitig zugenommenen Ausstoß an Treibhausgasen.

Wie sieht der Klimawandel im Südwesten aus?
Mit dieser Frage beschäftigt sich die Sendung „Unser Heimat im Wandel – Wie das Klima den Südwesten verändert“, zu sehen auf Regio TV Bodensee am Samstag, um 18 Uhr und um 22.30 Uhr, und am Sonntag, um 9.30 Uhr und um 20.30 Uhr.

Außerdem ist die gesamte Sendung auch als interaktive MultiDiareportage ab Samstag um 18 Uhr im Internet zu sehen unter: www.schwaebische.de/-klimasuedwest

Alte Kriminalfälle werden multimedial neu aufgerollt



Nichts bewegt eine Region mehr als große Kriminalfälle. Die Suche nach einem Mörder. Rätselhafte Hinweise am Tatort. Die Redaktion der Westfalenpost rollt solche Fälle neu auf und beschreibt – fernab von Populismus –, wie Ermittlungen im deutschen Rechtssystem funktionieren. Sie erzählt alle Geschichten multimedial.

Entstanden ist die Idee im „Zukunftslabor“ der Westfalenpost. Eine Arbeitsgruppe sucht ein Thema, das crossmedial und in allen Redaktionen umsetzbar ist. Das Ergebnis heißt „WP TATorte“.

Alle Lokalredaktionen und der Mantel beschäftigen sich mit großen Kriminalfällen aus der Region. Sie rollen ungelöste Fälle auf, aber auch abgeschlossene mit offenen Fragen. Wer war der Mörder einer Mutter und ihres zweijährigen Sohnes? Wer hinterließ einen rätselhaften Buchstaben-Code am Tatort? Wie veränderte ein Fall aus dem Jahr 1949 eine Kleinstadt?

Neun Monate dauert die Vorbereitung. Die Redaktionen spüren Kapitalverbrechen der letzten Jahrzehnte in Südwestfalen nach, stellen Kontakt zu Opfern, Tätern und der Polizei her. Dabei sollen keineswegs alte Fälle nacherzählt werden, sondern neue Aspekte oder Auswirkungen der Verbrechen im Vordergrund stehen.

Die Journalisten achten bei der Recherche stark auf ethische und rechtliche Grenzen. Sie müssen behutsam vorgehen, die Befindlichkeiten von Angehörigen der Opfer ebenso be-

rücksichtigen wie das Anrecht der Täter auf Vergessen. Auch der Umgang mit Polizei und Staatsanwaltschaft ist nicht einfach. Die Serie stößt in einigen Fällen neue Ermittlungen an.

Die Aufbereitung setzt vor allem auf multimediales Erzählen, im Print auf eine besondere Gestaltung. Die Serie läuft über vier Wochen, in denen die Lokalredaktionen ihre Fälle veröffentlichen. Der Mantelteil begleitet die Serie mit eigenen Stücken, etwa über die Arbeit eines Profilers oder über einen inhaftierten Mörder.

Online werden alle Fälle aufwendig präsentiert. Mit Texten, Fotos, Videos und Podcasts im Stil von Hörspielen, die über SoundCloud und iTunes ausgespielt werden. Hinzu kommen Statistiken, Erläuterungen, ein Recherche-Tagebuch und interaktive Elemente.

Die Resonanz in der Leserschaft ist groß. Leser erzählen selbst über alte Fälle oder geben Tipps. Doppelt so viele Paid-Content-Abos wie im Durchschnitt werden verkauft. Die Seite verzeichnet bis zu 5.000 Aufrufe täglich.

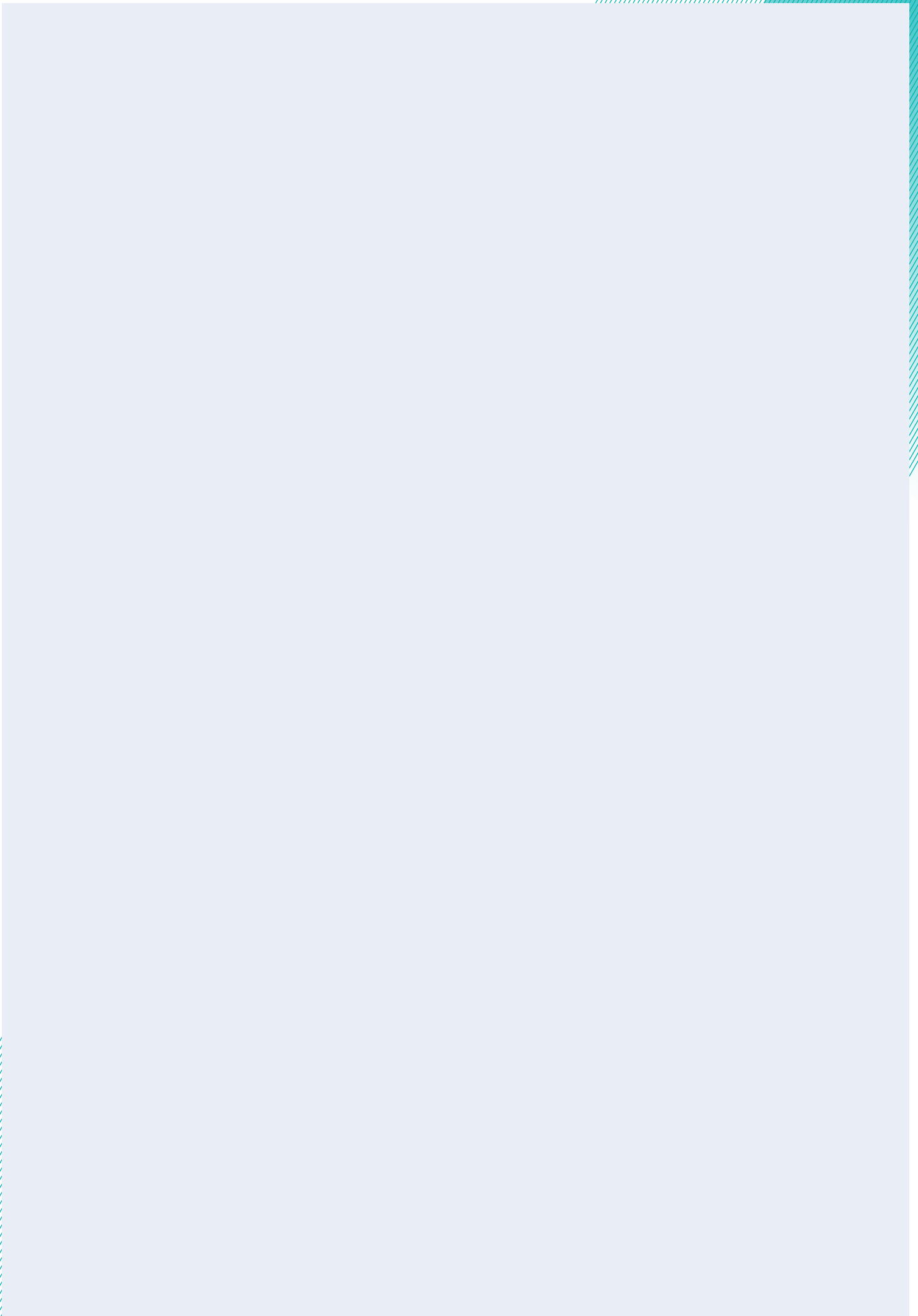
Link:
www.wp.de/tatorte

Kontakt: Arne Poll, Redakteur der Lokalredaktion Menden, T +49 2373 / 92 80-33, a.poll@westfalenpost.de

Medium: Westfalenpost
Auflage: Circa 90.000 (inkl. E-Paper)
Verbreitungsgebiet: Südwestfalen
Anzahl Lokalteile: 13
Redaktionsgröße: 120 Mitarbeiter an 20 Standorten

Tipp:

„Die Aufarbeitung von ‚Cold Cases‘ oder lange zurückliegender Kriminalfälle bedarf langer Vorlaufzeiten. Frühzeitig an Staatsanwaltschaften, Polizei und Archive für die Einleitung der Recherche wenden.“



Service lokal

Tipps und Orientierung steigern den Nutzwert

Ob beim Einkaufen oder im Garten, bei der Kita-Suche oder der Rentenberechnung – die Menschen suchen nach Orientierung. Gute Lokaljournalisten beherrschen das und stehen ihren Leserinnen und Lesern als Ratgeber zur Seite. Sie testen Dienstleistungen und Produkte, befragen Experten oder beschreiben ihre Erfahrungen im Selbstversuch. Und sie bitten ihre Leserinnen und Lesern um Hilfe und reichen Tipps und Rezepte weiter. Kleine Erklärstücke, knappe Infoblocks oder interaktive Online-Grafiken kommen besonders gut an und steigern den Nutzwert des Mediums enorm. Umfassender Service bietet aktive Lebenshilfe.

Eine Ganzjahresserie über Lebensmittel aus der Heimat

Regional einkaufen liegt im Trend. Aber welche Lebensmittel kommen überhaupt aus der Region? Dieser Frage geht die Serie „Unser Essen“ nach. Jede Woche stellt die Redaktion der Augsburger Allgemeinen ein Lebensmittel vor, das im Landkreis Augsburg wächst, von dort lebenden Tieren stammt oder produziert wird. Ein passendes Rezept wird mitgeliefert.

Es ist erstaunlich, welche Lebensmittel in der Heimat erzeugt werden. Als die Redaktion der Landkreisausgabe der Augsburger Allgemeinen über eine Serie zu regionalen Lebensmitteln nachdenkt, findet sie Dutzende Beispiele. Neben Klassikern wie Getreide, Milch oder Karotten entdecken sie auch Ungewöhnlicheres wie Produkte von Wasserbüffeln, Spätzle und Öl.

Die Suche nach Protagonisten ist nicht einfach. Redakteurin Manuela Bauer beschafft sich über den Kreisbauernverband Ideen und Kontakte. Dies bildet die Grundlage für die Serie, allerdings nicht die alleinige. Es gibt ja auch Erzeuger und Hersteller, die nicht im Bauernverband organisiert oder nichtlandwirtschaftliche Betriebe sind. Nachdem einige Teile der Serie erschienen sind, melden sich Produzenten in der Redaktion, die auch dabei sein wollen.

Jeden Samstag wird ein Lebensmittel auf einer Sonderseite präsentiert. Sie hat immer denselben Aufbau: Im Haupttext berichtet der Erzeuger, wie er sein Produkt herstellt und welcher Arbeitsaufwand dahintersteckt.

Dazu liefert eine Fachfrau vom Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten wichtiges Expertenwissen rund um das Produkt, vom Nährstoffgehalt über die Sortenvielfalt bis zur richtigen Lagerung. Und es gibt gleich einen passenden Rezepttipp. Dafür engagiert die Redaktion die Vorsitzende des Netzwerks Haushalt im Deutschen Hausfrauenbund.

Die Serie erscheint in allen Lokalausgaben im Landkreis. Als Autorin gewinnt die Redaktion die selbstständige Journalistin Steffi Brand. Ihre Artikel beschreiben Tomaten, Kürbis, Kartoffeln, Nudeln, Käse, Wurst, Honig, Eis, Pilze, Saft, Bier, Schnaps – die Liste wächst ständig. Übers Jahr erscheinen 54 Folgen. Zum Abschluss zeigt die Zeitung noch einmal alle Lebensmittel und ihre Erzeuger in einer Gesamtschau.

Die Leserinnen und Leser bekommen einen ausführlichen Überblick über Nahrungsmittel aus ihrem Landkreis und erfahren Wissenswertes über die Produktion. Die Zeitung weckt Aufmerksamkeit für bewusstes Einkaufen und gesunde Ernährung.

Augsburger Allgemeine

Alles was uns bewegt

Kontakt: Christoph Frey,
Redaktionsleiter,
T +49 821 / 29821-40,
[redaktion.landbote](mailto:redaktion.landbote@augsbu-ger-allgemeine.de)

@augsbu-ger-allgemeine.de

Medium: Augsburger Allgemeine

Auflage: Insgesamt 215.000,

Landbote circa 42.000

Verbreitungsgebiet: Landkreis Augsburg

Anzahl Lokalteile: 16, davon 3 im Landkreis Augsburg

Redaktionsgröße: 12 Redakteure, davon 4 in Teilzeit

Tipp:

„Holen Sie sich sachverständigen Rat: Experten können dem Leser genau erklären, was in jedem Lebensmittel steckt, und die Autoren vor Peinlichkeiten bewahren.“

Unser Essen aus der Heimat

Ernährung In einer neuen Serie stellen wir ab morgen immer samstags Lebensmittel aus dem Augsburger Land vor. Zum Auftakt erklärt eine Expertin, was hier alles wächst und worauf Verbraucher achten sollten

VON STEFFI BRAND

Landkreis Augsburg „Du bist, was du isst.“ Wie oft wird diese Floskel verwendet, um zu suggerieren, dass ein Lebensmittel besonders gut oder gesund für den Menschen ist. Doch wer soll das entscheiden? Idealerweise können dies die Verbraucher selbst tun – allerdings nur, wenn sie entsprechendes Hintergrundwissen haben. Oder es sich in den kommenden Wochen bei unserer neuen Serie „Unser Essen“ anlesen.

Dass Zuckerrüben, Weizen, Mais, Kartoffeln, Spargel, Erdbeeren, Braugerste und Milch klassische Produkte aus dem Augsburger Land sind, dürfte vielen bewusst sein. Doch wer weiß schon, dass der Landkreis auch über Produkte wie Schafe, Forellen, Legehennen, Kürbisse, Melonen, Zwiebeln, Haselnüsse, Walnüsse, Buchweizen, Sonnenblumen oder sämtliches Beerenobst verfügt? Alexandra Hiebl vom Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten bezeichnet diese Produkte als die „Unbekannten“ im Augsburger Land.

Den größten Raum nehmen hier Weizen, Mais und Milch ein. Weizen, Kartoffeln, Milch und Zuckerrüben könnten als die ältesten Produkte im Landkreis bezeichnet werden. Letztere könne man laut der

Diplom-Ökotrophologin vielleicht sogar als „Exportschlager“ bezeichnen – denkt man an den Zucker aus der Zuckerrübe.

Wenn also all diese Produkte typisch für das Augsburger Land sind, dann müssten sie doch folgerichtig auch in die Rubrik „regionale Lebensmittel“ fallen. Doch Alexandra Hiebl stellt klar: „Für Regionalität gibt es keine Definition.“ Diese liege nämlich immer auch im Auge des Verbrauchers oder Käufers und wird nicht etwa durch einen Umkreis in Kilometern definiert.

Dass die Regionalität auch ohne eindeutige Definition ein Kriterium bei der Wahl des Erzeugers werden kann, erklärt die Ökotrophologin so: „Der Begriff Regionalität bezieht sich auf die Herkunft der Lebensmittel und zielt auf regionale Kreisläufe, möglichst kurze Wege und Glaubwürdigkeit ab.“ Das bedeutet, dass Lebensmittel, die in der Region wachsen, reif geerntet werden und deswegen mehr Nährstoffe und Aromen enthalten. Sie legen



Christian Gattuso, stellvertretender Filialleiter des Rewe-Markts in Gersthofen, zeigt eine Auswahl in der Region hergestellter Lebensmittel. Es gibt auch zahlreiche weitere Produkte, von denen kaum bekannt ist, dass auch sie im Augsburger Land hergestellt werden. Foto: Marcus Merk

keine langen Transportwege zurück und schonen die Umwelt. Sie sorgen dafür, dass in der Region Arbeitsplätze entstehen oder erhalten bleiben. Der ein oder andere Kunde kauft gerne beim Erzeuger direkt ein. „Die Vertrautheit, den Hof zu kennen, von dem die Eier oder die Milch stammen, ist für manch einen beruhigend“, weiß Hiebl.

Da der Wunsch, „ab Hof“ zu kaufen, nicht immer umsetzbar ist – allein der Landkreis Augsburg misst schließlich in seiner Nord-Süd-Ausdehnung mehr als 70 Kilometer –, sind mittlerweile Netzwerke entstanden, die den Kauf beim regionalen Erzeuger einfacher, fairer und nachhaltiger machen sollen. Ein Beispiel ist die „Marktschwärmer“. Das Konzept, das deutschlandweit bereits an 41 Orten in zehn Bundesländern umgesetzt wird und sich an 103 Orten im Aufbau befindet, gibt es seit Mai auch in Augsburg. „In der Augsburger Schwärmer sind aktuell zehn Erzeuger gelistet“, erklärt Volker Zepperitz,

der im Unternehmen für die Kommunikation zuständig ist. Sie stammen aus Augsburg, Gablingen, Großaitingen, Langweid, Friedberg und Inchenhofen. So funktioniert: Ausgewählt wird die gewünschte Ware im Vorfeld im Onlineshop, abholen kann man sie dann mittwochs in der Klinkertorstraße in Augsburg. Aktuell nutzen das Angebot im Augsburger Raum bereits 560 Mitglieder.

Ein Siegel der Regionalität kann und sollte für den Verbraucher jedoch nicht das einzige Entscheidungskriterium sein. Gerade bei tierischen Produkten sollte man trotzdem noch Interesse für die Halterungsart zeigen, sagt Alexandra Hiebl: „Nicht jedes regionale Huhn oder Schwein lebt in einer Bilderbuchidylle.“ Und Verbraucher sollten wissen, was regionale Lebensmittel im Augsburger Land sind. Zitrusfrüchte, Datteln, Ananas, Kaffee und Pfeffer können zum Beispiel definitiv nicht von hier stammen. „Diese Pflanzen findet man viel-

leicht im Botanischen Garten, aber nicht auf den großen Produktionsflächen in unserem Landkreis.“

Allerdings wandelt sich die Landwirtschaft natürlich. Und so verändert sich auch das Angebot regionaler Lebensmittel. „Soja als Futter-

mittel ist eine Pflanze, die bereits ihren Einzug feiert“, sagt Hiebl. Auch die Lupine könnte sich vielleicht irgendwann hier ansiedeln. Versuche dazu, den wichtigen Eiweißlieferanten auch im Landkreis zu erzeugen, gibt es bereits.

Die neue Serie: „Unser Essen“

Am morgigen Samstag startet unsere neue Serie „Unser Essen“. Jede Woche wird darin ein Lebensmittel-Erzeuger aus dem Landkreis darüber berichten, wie er sein Produkt herstellt und welcher Arbeitsaufwand dahintersteckt. Los geht es in der morgigen Ausgabe mit dem Weizen von Familie Fröhlich aus Thierhaupten. Alexandra Hiebl vom Amt für Ernährung,



Alexandra Hiebl

Landwirtschaft und Forsten liefert dazu wichtiges Expertenwissen rund um das Produkt. Außerdem gibt es einen Rezepttipp von Rosemarie Weber. Sie ist die Vorsitzende des DHB Netzwerk Haushalt, Ortsgruppe Augsburg. Dieses Netzwerk ist die Folgeinstitution, die sich aus dem ehemaligen Deutschen Hausfrauenbund entwickelt hat. (brast)



Rosemarie Weber

Das Thema Vorsorge berührt alle Lebensbereiche

Vorsorge betrifft alle Themen, die in einem Leben relevant sind oder es werden können: Familie und Finanzen, Gesundheit und Pflege, Alter und Tod. Die Redaktion der Mitteldeutschen Zeitung präsentiert das alles in einer Serie und setzt dabei auf einen Mix aus Information, Unterhaltung und Nützlichkeit. Das Konzept funktioniert.

Nach positiven Erfahrungen mit der Vorjahresserie „Gesundes Sachsen-Anhalt“ sucht die Mitteldeutsche Zeitung ein Folgeprojekt. Es entsteht die Idee, das Thema Vorsorge in den Blick zu nehmen. Das Reporterteam Dr. Bärbel Böttcher (Text) und Andreas Stedtler (Foto) entwickelt die Serie „Besser vorgesorgt“. Darin geht es um alle Lebensbereiche, in denen Vorsorge wichtig ist. Die Zeitung will den Lesern helfen, bei dem komplexen Thema den Überblick zu behalten – immer mit Blick auf die Region.

Die Autoren beleuchten lebensnah und unterhaltsam drängende Problemkomplexe, erzählen Schicksale und zeigen Auswege auf. Das umfangreiche Themenspektrum wird in sechs inhaltliche Blöcke aufgeteilt: Familie, Altersvorsorge, Pflege, Finanzen, Gesundheit und Todesfall. Die Aspekte werden in 48 Teilen über ein halbes Jahr aufgefächert.

Was muss vorbereitet sein, damit die Familie bei einem tragischen Schicksalsschlag abgesichert ist? Wie kann jeder für seine Gesundheit besser vorsorgen? Welche Möglichkeiten gibt es für eine finanzielle Absiche-

rung im Alter außer der Rente oder einer Pension? Wie lege ich am besten mein Geld an, wenn es kaum Zinsen für das Kapital auf dem Sparbuch gibt?

Um diese und viele andere Fragen zu beantworten, tragen die Autorinnen und Autoren Daten, Fakten, Tipps und Analysen zusammen. Sie befragen regionale Experten, recherchieren persönliche Schicksale und präsentieren die Ergebnisse in Servicestücken und Reportagen, Hintergrundartikeln und Porträts.

Etwa den Fall einer jungen Frau, die sich nach schweren Verbrennungen zurück in ein normales Leben kämpft. Den Fall eines Rentners, der bei der Auszahlung seiner Direktversicherung erfährt, dass darauf Krankenkassenbeiträge fällig werden. Oder den Fall einer Frau, die in einem Vierteljahr 40 Kilogramm durch eine Magenverkleinerung abgespeckt hat – ein Vorgehen, das enorme Risiken birgt.

Nach Abschluss wird die Serie in mehreren E-Books aufbereitet. Das erste E-Book wurde mehr als 10.000 Mal heruntergeladen.



Mitteldeutsche
Zeitung
MEDIENGRUPPE

Kontakt: Bärbel Böttcher,
stv. Chefin vom Dienst
Regional/Lokal,

T +49 345 / 56 54 316,
baerbel.boettcher@dumont.de

Medium: Mitteldeutsche Zeitung
Auflage: 178.000

Verbreitungsgebiet: Südliches
Sachsen-Anhalt

Anzahl Lokalteile: 17

Redaktionsgröße: 300 Mitarbeiter,
davon rund 100 Redakteure

Tipp:

„Da das Projekt – eine 48-teilige Serie – einen langen Atem braucht, ist eine gute und vorausschauende Planung der Gespräche mit den regionalen Experten und Protagonisten notwendig.“

Schon 40 Kilo abgespeckt

SERIE TEIL 39 Noch im Mai wog Heike Thomas 151 Kilogramm. Nach einer Verkleinerung des Magens purzelten die Pfunde. Doch diese Methode birgt auch enorme Risiken.

In der MZ-Serie dreht sich alles um das Thema Vorsorge

- Familie
- Altersvorsorge
- Hilfe im Pflegefall
- Finanzen
- Gesundheitsvorsorge
- Sterbefall

HEUTE:
Schlank durch eine Operation

NÄCHSTE FOLGE:
Wenn Hormone ersetzt werden

VON BÄRBEL BÖTTCHER

Als der Blutdruck bei 180 zu 110 liegt, die Hausärztin die Vorstufe eines Typ-2-Diabetes diagnostiziert und massive Schlafstörungen auftreten, da zieht Heike Thomas die Notbremse. Alle Beschwerden haben eine Ursache. Die 1,74 Meter große Frau wiegt 151 Kilogramm. „Jetzt muss etwas passieren“, sagt sie sich. Zumal ein Freund in ihrem Alter, ebenfalls stark übergewichtig, gerade einen Schlaganfall erlitten hat. Sein Schicksal führt ihr eindringlich vor Augen, welche Folgen die überflüssigen Pfunde haben können.

„Ich bin schon immer kräftig gewesen“, erzählt die Dessauerin. Entscheidend seien aber die vergangenen 15 Jahre gewesen. „Da habe ich 30 Kilogramm zugenommen.“ Gutes und reichliches Essen, den ganzen Tag sitzende Tätigkeit im Büro. Und nach der Geburt ihrer Tochter wird sie auch nicht alle Schwangerschaftspfunde wieder los. Schleichend kommt so ein Kilo zum anderen.

Eine Krankheit

Natürlich versucht die heute 46-Jährige gegenzusteuern. Probiert verschiedene Diäten aus, nimmt auch mal zehn Kilogramm ab. „Aber zehn Kilo sind bei dem Ausgangswert ein Tropfen auf dem heißen Stein“, sagt sie. „Und schon die erfordern einen enormen Aufwand, viel Verzicht, viel Disziplin.“ Wie soll es da gehen, vier- bis fünfmal so viel an Gewicht zu verlieren? Heike Thomas hadert mit ihrem Schicksal.

In dieser Situation hört sie ein Radio-Interview mit Dr. Walter Asperger, damals Chefarzt am Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara in Halle. Er spricht über das Adipositas-Zentrum der Klinik und darüber, dass Fettleibigkeit, so der deutsche Ausdruck für Adipositas, eine Krankheit ist. Und Heike Thomas fühlt sich zum ersten Mal verstanden. Sie wendet sich an die Klinik, lässt sich über chirurgische Möglichkeiten, die-

ser Krankheit Herr zu werden, beraten. Allerdings zögert sie dann doch erst einmal. „Es ist eine großer Eingriff und meine Tochter war damals noch sehr klein“, erzählt die Unternehmerin, die einen bundesweit agierenden Hotelvermittlungsservice etwa für Tagungen leitet. Sie will das Risiko nicht eingehen. Noch nicht. Doch als die gesundheitlichen Probleme zunehmen, sucht sie Ende Januar 2016 wieder den Kontakt zum Adipositas-Zentrum. Die Zahl der Patienten, die hier Hilfe suchen, steigt kontinuierlich. „Wir haben früher einmal im Monat Sprechstunde gehabt“, sagt Oberärztin Barbara Renz. Inzwischen finde sie wöchentlich statt. 360 Patientenkontakte habe es 2016 gegeben. In diesem Jahr seien es bereits zum jetzigen Zeitpunkt knapp 600.

„Behandelt werden hier Menschen, bei denen das Übergewicht zu einem krankhaften Übergewicht geworden ist. Sprich: Wenn, so wie bei Heike Thomas, Begleiterkrankungen hinzukommen“, erklärt die Medizinerin. Viele kämen schon mit dem Wunsch nach einer OP. Bevor die Chirurgen jedoch ihr Skalpell ansetzen, werden weniger drastische Möglichkeiten ausgelotet. Auf dem Plan stehen Ernährungs-, Bewegungs- und Verhaltenstherapie. „Denn wenn sich auf diesen Gebieten nichts ändert, können wir mit einer Operation auch nicht viel ausrichten“, sagt Barbara Renz. Jeder Patient werde zudem einem Psychologen vorgestellt. Mitunter sei die Adipositas auch Folge einer psychischen Erkrankung, deren Behandlung dann Vorrang habe. Diese konservative Therapie, die von den Krankenkassen gefordert wird, beansprucht mindestens ein halbes Jahr. „Erst wenn sich herausstellt, dass auf diesem Wege eine dauerhafte Gewichtsreduktion nicht möglich ist, wird über einen chirurgischen Eingriff nachgedacht“, betont Barbara Renz.

Rigoroses Umdenken

Bei Heike Thomas ist das der Fall. Ein gutes Jahr versucht sie, vor allem durch Sport abzunehmen. Besucht mit ihrem Mann einen Tanzkurs, müht sich zweimal pro Woche im Fitness-Studio. Am Ende zeigt die Waage fünf Kilogramm weniger an. Jetzt ist die Zeit reif. Am 9. Mai dieses Jahres erhält sie einen Magen-Bypass. „Dabei wird - vereinfacht gesagt - der Magen verkleinert, so dass er weniger Nahrung aufnehmen kann“, erklärt Barbara Renz. Zudem leiten die Operateure den Dünn darm so um, dass die Strecke, auf der die Verdauung stattfindet, kürzer wird. „Im Ergebnis können nicht mehr so viele Nährstoffe aus der Nahrung herausgezogen werden“, fügt sie hinzu.

Fünf Monate nach der Operation ist Heike Thomas bereits 40 Kilogramm leichter. „Ich stelle mich täglich auf die Waage“, erzählt sie. „Es ist schon toll, wenn man dabei zusehen kann, wie das Gewicht weniger wird.“ Aber das neue Leben erfordert auch ein rigoroses Umdenken. Da das Hungergefühl fast vollständig verschwindet, müssen sich die Patienten nun zwingen, drei Mahlzeiten am Tag einzunehmen. Denn der Körper braucht ja die Nährstoffe.

„Wir müssen zudem aufpassen, dass die Patienten nicht in Mangelzustände geraten“, sagt Barbara Renz. Nach der Operation würden der Nahrung ja nicht nur die dick machenden Anteile entzogen, sondern auch ein Großteil der Vitamine und Mineralstoffe. „Die müssen den Patienten auf andere Weise, nämlich in Form von Tabletten, wieder zugeführt



Heike Thomas kann es kaum glauben, dass sie noch vor fünf Monaten nur in diese Hose gepasst hat. Heute trägt sie Größe 46. Aber es geht noch weiter nach unten. FOTO: ANDREAS STIEDTLER

Die Verfahren

In der Adipositas-Chirurgie werden laut Oberärztin Barbara Renz, heutzutage vor allem zwei Verfahren eingesetzt. Sie erläutert.

Schlauchmagen (Sleeve-Gastrektomie): Beim Schlauchmagen werden etwa vier Fünftel des Magens entfernt. Der kleine, schlauchförmige Restmagen führt zu einer verminderten Nahrungsaufnahme und zu einem Sättigungsgefühl. Es wird der Teil des Magens entfernt, in dem das Hormon Ghrelin gebildet wird. Dieses Hormon ist für das Hungergefühl verantwortlich.

Magenbypass: Der Magen wird verkleinert, so dass nur noch wenig Nahrung aufgenommen werden kann. Außerdem wird der Dünn darm so umgeleitet, dass die Nährstoffe und die Verdauungssäfte erst im mittleren Dünn darmbereich vermischt werden. Dadurch wird die aufgenommene Nahrung nur zum Teil verdaut.

Magenband: Es wird ein kleiner Vormagen durch ein weiches Band im oberen Teil des Magens gebildet. Dadurch stellt sich ein schnelles Sättigungsgefühl ein. Dieses Verfahren wird jedoch nur noch in Einzelfällen eingesetzt. Es erfordert sehr viel Disziplin von den Patienten. Die Langzeiterfolgsrate ist bei einer hohen Langzeitkomplikationsrate gering.

ANZEIGE

Radiologische Gemeinschaftspraxis
Dres. Schlötzer, Heintz, Damm, Gombala, Frimmel, Giesecke
MRT, CT, RÖNTGEN, MAMMOGRAPHIE, SCREENING, NUKLEARMEDIZIN
Albrechtstraße 25 / 105 / 106
06944 Dessau-Roßlau

Terminvergabe:
Tel.: 0340 / 750200
Fax: 0340 / 7502054/55
praxis@radiologen-dessau.de
www.radiologen-dessau.de

MAMMOGRAPHIE SCREENING PROGRAM
Screening-Einheit Sachsen-Anhalt Ost



„Wir müssen aufpassen, dass die Patienten nicht in Mangelzustände geraten.“

Barbara Renz
Chirurgin
FOTO: EK

schnell gegessen hat. Die Dessauerin fühlt sich jedoch so wohl wie schon lange nicht mehr. Nicht nur, dass der Blutdruck jetzt ganz ohne Medikamente - normal und mit Diabetes keine Rede mehr ist, sie sechs, sieben Stunden durchschlafen kann. „Es ist schön, einfach in eine Boutique gehen und etwas von der Stange kaufen zu können“, sagt sie. Mit Größe 54/56 sei das nicht möglich gewesen - obwohl sie auch da immer gut angepasst gewesen sei. Jetzt trägt sie die 46 - mit starker Tendenz zur 44.

80 Kilogramm als Ziel

Und wo soll das alles enden? Heike Thomas strebt Größe 42/44 an. Anders ausgedrückt: Sie möchte, dass sich ihr Gewicht bei 80 Kilogramm eingependelt. „Was durchaus realistisch ist“, wie Barbara Renz sagt. Sei das erreicht, könne über eventuelle Folge-Operationen - sprich: Hautstraffungen - nachgedacht werden. Im ersten Jahr, so die Ärztin, sei die Gewichtsabnahme übrigens am größten. Das Wunschgewicht werde nach anderthalb bis zwei Jahren erreicht. Damit dann alles in der Balance bleibe, sei hin und wieder eine Ernährungsberatung empfehlenswert. Natürlich kommen die Patienten auch regelmäßig zur Nachsorge in die Klinik. „Manchmal erkennen wir sie nicht wieder“, sagt Ärztin. „Und sie kommen mit einem Strahlen im Gesicht. Das ist schön zu sehen.“

ANZEIGE
Partner der Aktion **VOR BESSER GESORGT**

Bergmannstrost
BG Klinikum Halle

So froh Heike Thomas über ihren Gewichtsverlust ist, manchmal wird sie etwas nachdenklich. „Es gibt Menschen, denen muss ein Stück Magen entfernt werden, weil sie Krebs haben“, sagt sie. Sie sei ja eigentlich gesund gewesen. Hätte es genügt, weniger zu essen, mehr Sport zu treiben? Nein. „Ohne die Operation hätte ich es nicht geschafft, so viel an Gewicht abzunehmen“, unterstreicht sie.

Barbara Renz ärgert es, dass der Eingriff oft als Wohlstands-OP bezeichnet wird. „Das ist falsch. Es geht vor allem darum, Begleiterkrankungen zu verhindern oder zurückzudrängen“, betont sie. Erfolge wie der von Heike Thomas geben ihr Recht. Die Dessauerin, die ihrem Mann jetzt mit dem Fahrrad davonfährt, plant indes einen Skiurlaub. Skifahren, das ist eine Leidenschaft. Sie musste damit aufhören, weil sie in keinen Skianzug und in keine Skischuhe mehr reingekommen ist.

Qualität von Krankenhäusern wird erstmals vergleichbar

Wie kann man Krankenhäuser miteinander vergleichen? Die Nürnberger Zeitung (NZ) wertet zusammen mit Wissenschaftlern Datenmaterial über Leistungskraft und Qualität von Kliniken der Region aus. So wird den Lesern erstmals ein Überblick über Therapieangebote und ein fundiertes Ranking geboten.

Die Idee entsteht am Rande eines Interviews, das Redakteurin Stephanie Rupp mit dem Juniorprofessor für Versorgungsmanagement Martin Emmert, führt. Emmert forscht über Arzt- und Krankenhaus-Bewertungsportale und will einen regionalen Klinikführer erstellen. Nun schließen sich Zeitung und Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg zusammen und entwickeln gemeinsam den NZ-Klinikcheck.

Das Projekt ist ein Service für Leser, die sich über die Qualität der Krankenhäuser in der Region informieren wollen. Aber auch Ärzte profitieren von dem Service, wie sich anhand der Reaktionen zeigt.

Das Format macht es erstmals möglich, medizinische Leistungen von Kliniken anhand einer einheitlichen Datenbasis auf den Prüfstand zu stellen. Wissenschaftler der Universität stellen Daten zu Krankenhausbehandlungen zur Verfügung. Dafür werten sie Information des Instituts für Qualitätssicherung und Transparenz im Gesundheitswesen aus, dazu AOK-Abrechnungsdaten, Fallzahlen und die Weiterempfehlungsrate von

Patienten. Diese Daten werden nach medizinischen und statistischen Gesichtspunkten interpretiert. Die Journalisten bereiten das Material mit Grafiken und Tabellen auf und recherchieren Fallbeispiele.

Die vorgestellten Fälle reichen von der Geburtshilfe bis zu Hüftoperationen, von Brustkrebsbehandlungen bis zur Gallenblasen-OP, von Knie-Operationen bis zum Einsatz eines Herzschrittmachers. Ausgewählt werden Krankenhäuser in Nürnberg und der Region. Ergänzt wird die Berichterstattung durch Zusatzelemente in Print und Online. Dazu gehören Befragungen von Ärzten und Wissenschaftlern sowie eine Podiumsdiskussion.

Vonseiten der NZ sind bis zu fünf Redakteurinnen, die Chefredaktion und die hauseigene Grafik eingebunden. Der Verlag begleitet das Projekt mit Sonderaktionen.

Das Projekt ist ein großer Erfolg. Auf Wunsch der Leser wird der Klinikcheck 2018 fortgeführt. Auch die Forscher sind zufrieden, weil sie Debatten angestoßen und einen Schub für die Kliniken ausgelöst haben.

Tipp:

„Für ein solches Projekt braucht man einen langen Atem und darf einen hohen Recherche- und Koordinationsaufwand nicht scheuen. Dafür wird man aber mit vielen neuen Erkenntnissen, wertvollen Kontakten und vielen Leserreaktionen belohnt.“

Kontakt: Stephanie Rupp, NZ-Politikredaktion, T +49 911 / 23 51-2054, stephanie.rupp@pressenetz.de
Isabel Lauer, NZ-Lokalredaktion, T +49 911 / 23 51-2013, isabel.lauer@pressenetz.de
Medium: Nürnberger Zeitung
Auflage: Circa 30.000
Verbreitungsgebiet: Nürnberg Stadt und Region
Anzahl Lokalteile: Stadt Nürnberg (in allen Ausgaben), Nürnberger Stadtanzeiger (in Nürnberg), plus zusätzlich Lokalteile in den Außenausgaben



Der medizinische Fortschritt erspart immer mehr Frauen besonders belastende Therapien

Brustkrebs ist heute kein Todesurteil mehr

VON STEPHANIE RUPP

Die gute Nachricht zuerst: Frauen, die heute eine Brustkrebs-Diagnose erhalten, können dank des medizinischen Fortschritts in den allermeisten Fällen auf Heilung hoffen. An einer Brust-Operation kommen sie zwar nicht vorbei, aber diese erfolgt in weit über 70 Prozent der Fälle brusterhaltend. Die Frauenklinik des Klinikums Neumarkt erhielt beim NZ-Klinikcheck die besten Bewertungen bei Brustkrebs-Operationen. 10000 Frauen allein in Bayern erkranken jährlich neu an Brustkrebs – und einige wenige Männer.

NEUMARKT – Was noch vor 25 Jahren für viele Brustkrebs-Patientinnen Standard war, kann Chefarzt Prof. Heinz Scholz heute den meisten Frauen ersparen: die Entfernung sämtlicher Lymphknoten und die am meisten gefürchtete Abnahme der Brust (Mastektomie). Und auch bei der Gewebentnahme (Biopsie) zur Sicherung der Diagnose gibt es enorme Fortschritte: Während dafür früher eine offene Biopsie mit einer kleinen Operation nötig war, geschieht diese heute meist durch die minimalinvasive Stanzbiopsie. „In 98 Prozent der Fälle ist sie nicht schmerzhaft und vergleichbar mit einer Blutabnahme“, sagt Scholz. Etwa 300 Mal pro Jahr wird diese Hochgeschwindigkeitsbiopsie in Neumarkt durchgeführt, um kleinste Gewebeproben zu entnehmen.

Diese Untersuchung wird nötig, falls bei der Ultraschalluntersuchung der Brust oder der Mammografie festgestellt wurde, dass der in der Brust gefundene Knoten krebsverdächtig ist, wie Scholz erläutert. Auch wenn er vermutlich noch gutartig (aber nicht eindeutig gutartig) ist, werden oft zur Sicherheit Gewebeproben entnommen. Die Biopsie wird dann entweder Ultraschall- oder Mammografie-gesteuert durchgeführt – mit der gleichen Methode, mit der zuvor der Tumor festgestellt wurde. In rund 40 Prozent der Fälle sei das Ergebnis der Biopsie: Es handelt sich um einen bösartigen Tumor.

Da es viele verschiedene Krebsarten in unterschiedlichen Kombinationen gibt und die Medizin Fortschritte gemacht hat, gibt es heute ganz unterschiedliche Therapieansätze. Die pathologische Untersuchung der Gewebeproben sowie Blut- und Röntgenuntersuchungen zeigen zum Beispiel, ob der Tumor von den Lappchen oder den Drüsenansätzen (zu 85 Prozent) ausgeht, wie die Hormonrezeptoren beschaffen sind, wie der Tumor auf Hormone reagiert und wie schnell sich die Krebszellen teilen (Teilungsaktivität). Und ganz wichtig: ob sich Metastasen nachweisen lassen.

Sodern dies nicht der Fall ist, gilt Brustkrebs (Mammakarzinom) als heilbar. Sind bereits Fernmetastasen



Prof. Heinz Scholz vor einem Röntgenbild einer seiner Brustkrebs-Patientinnen.

Foto: André De Geare

(zum Beispiel in den Knochen oder Organen wie Leber oder Lunge) vorhanden, ist auch das heute kein Todesurteil mehr. „Allerdings gilt der Krebs dann nicht mehr als heilbar, aber die betroffenen Frauen können dank entsprechender Medikamente trotzdem noch viele Jahre eine gute Lebensqualität haben“, sagt Scholz. Die von vielen Frauen gefürchtete Chemotherapie wird keinesfalls in der Mehrzahl der Fälle eingesetzt, wie Scholz sagt. „In über 50 Prozent der Fälle können wir darauf verzichten, weil die Heilungschancen auch ohne Chemotherapie, den in der Regel belastendsten Teil der Krebstherapie, exzellent sind.“ Sind folgende Risikofaktoren

vorhanden, empfiehlt man sie: wenn der Tumor nicht auf Hormone reagiert, wenn auf den Tumorzellen viele sogenannte HER2-Rezeptoren vorhanden sind, so dass sich die Zellen schnell teilen und dadurch unkontrolliert vermehren (HER2 positiv), wenn Lymphknotenmetastasen vorhanden sind oder biologisch durch Genanalyse nachgewiesen wurde, dass der Tumor aggressiv ist. Sofern er Metastasen gebildet hat und nicht mehr als heilbar gilt, verzichtet man hingegen in der Regel auf Chemotherapie, stattdessen kommt die schonendste Hormontherapie zum Einsatz.

Die Chemotherapie kann vor der Operation eingesetzt werden, um den Tumor zu verkleinern. „Es gibt aber auch viele Frauen, die zuerst operiert werden und dann eine Chemotherapie anschließen“, sagt Scholz.

Das von der Deutschen Krebsgesellschaft zertifizierte Brustkrebszentrum am Klinikum Neumarkt unterstützt die Frauen bei ihrer Entscheidung und bereitet die Betroffenen auf die Operation in der Frauenklinik vor. Prof. Scholz führt seinen Erfolg auch auf die Qualität des zertifizierten Brustzentrums zurück.

Im NZ-Klinikcheck spielten nicht nur die Operationen an der Brust eine wichtige Rolle und die vorherige Diagnosesicherung, sondern auch die Untersuchungen und Eingriffe an den Lymphknoten. Auch hier weist Scholz wieder auf den medizinischen Fortschritt hin, „von dem die Patientinnen enorm profitieren“. Früher wurden noch standardmäßig alle Lymphknoten der Brust entfernt, heute wird in 70 Prozent der Fälle nur noch der Wächterlymphknoten entfernt, sofern die Lymphknoten unauffällig sind. „Seit über zehn Jahren ist das Standard, das war eine kleine Revolu-

tion“, sagt Scholz. Es habe den großen Vorteil, dass nach Entfernung des Wächterlymphknotens nur selten Probleme auftreten. Zwar müssten auch bei Entfernung aller Lymphknoten heute dank schonenderer Operationsmethoden und Physiotherapie weniger Frauen Folgewirkungen wie Bewegungseinschränkungen am Arm und Lymphödeme befürchten als früher. Aber nicht alle bleiben davon verschont.

☛ Eine Tabelle mit allen Qualitätsindikatoren steht online auf nordbayern.de und ist erhältlich unter: ☎09 11/2351-2024.

Ranking der Kliniken in der Region

Operation an der Brust

1	Klinikum Neumarkt ANregiomed Klinikum Ansbach Klinikum Nürnberg (Nord) Klinikum Bamberg (Betriebsstätte am Bruderwald) St. Anna Krankenhaus Sulzbach-Rosenberg St. Theresien-Krankenhaus Nürnberg gGmbH
2	Universitätsklinikum Erlangen Klinikum Fürth Krankenhaus Martha-Maria Nürnberg Klinikum Forchheim
3	Krankenhäuser Nürnberger Land (KH Lauf) Kreisklinik Roth

Wegen geringer/fehlender Fallzahl nicht berücksichtigt:

- Sana Klinik Pegnitz GmbH
- Klinik Hallerwiese (Nürnberg)
- Kliniken des Landkreises Neustadt a. d. Aisch - Bad Windsheim (Neustadt a. d. Aisch)
- Klinikum Altmühlfranken Weißenburg
- Stadtkrankenhaus Schwabach gGmbH
- Kliniken des Landkreises Neustadt a. d. Aisch - Bad Windsheim (Bad Windsheim)

Quelle: FAU

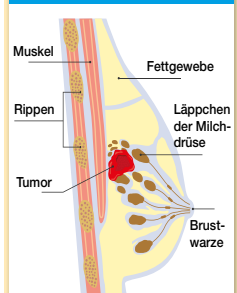
Alternative Kliniken in Deutschland

Operation an der Brust

Krankenhäuser mit der höchsten Fallzahl – 250 km um Nürnberg	Fallzahl 2015
Rotkreuzklinikum München - Frauenklinik	1320
Universitätsklinikum Tübingen	954
Universitätsklinikum Heidelberg	728
Krankenhäuser mit der höchsten Fallzahl – bundesweit	Fallzahl 2015
Krankenhaus Jerusalem (Hamburg)	1512
Rotkreuzklinikum München - Frauenklinik	1320
Kliniken Essen-Mitte Evange. Huysens-Siftlung (Essen)	1082

Quelle: FAU Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Brustkrebs



Quelle: iStock.com/solar22

Bewertungen der Kliniken in der Region bei Operationen an der Brust

Kliniken	Medizinische Qualitätsinformationen	Fallzahl 2015	Patientenweiterempfehlungsrates
	Anzahl unauffälliger Indikatoren aus der gesetzlichen Qualitätsmessung (insgesamt 6 Indikatoren)		
ANregiomed Klinikum Ansbach	Alle unauffällig	210	81%
Klinik Hallerwiese (Nürnberg)	2 von 3 unauffällig	10	85%
Kliniken des Landkreises Neustadt a. d. Aisch - Bad Windsheim (Bad Windsheim)	0 von 3 unauffällig	11	82%
Kliniken des Landkreises Neustadt a. d. Aisch - Bad Windsheim (Neustadt a. d. Aisch)	2 von 3 unauffällig	5	82%
Klinikum Altmühlfranken Weißenburg	2 von 4 unauffällig	14	80%
Klinikum Bamberg (Betriebsstätte am Bruderwald)	5 von 6 unauffällig	250	78%
Klinikum Forchheim	3 von 4 unauffällig	47	80%
Klinikum Fürth	4 von 6 unauffällig	335	80%
Klinikum Neumarkt	5 von 6 unauffällig	224	85%
Klinikum Nürnberg (Nord)	5 von 6 unauffällig	451	79%
Krankenhaus Martha-Maria Nürnberg	3 von 4 unauffällig	44	89%
Krankenhäuser Nürnberger Land (KH Lauf)	0 von 2 unauffällig	37	83%
Kreisklinik Roth	2 von 6 unauffällig	89	81%
Sana Klinik Pegnitz GmbH	Alle unauffällig	10	81%
St. Anna Krankenhaus Sulzbach-Rosenberg	Alle unauffällig	69	91%
St. Theresien-Krankenhaus Nürnberg gGmbH	Alle unauffällig	194	84%
Stadtkrankenhaus Schwabach gGmbH	2 von 4 unauffällig	6	80%
Universitätsklinikum Erlangen	4 von 6 unauffällig	838	87%

Quelle: FAU Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Gertrude S. vertraut der Chemotherapie

Mein positiver Kampf gegen den Krebs

NÜRNBERG – Gertrude S. weiß seit Mai, dass sie Brustkrebs hat. Zwei Monate später steckt sie bereits mittendrin in „mit Abstand belastendsten Teil der Behandlung“, wie Prof. Heinz Scholz die Chemotherapie nennt. Drei Sitzungen hat Gertrude S. nun hinter sich. Sie gehört zu den Frauen, die wenig Zweifel an der Notwendigkeit der von vielen gefürchteten Behandlung haben. „Natürlich ist das kein schönes Zeug“, sagt sie. Und natürlich leide sie unter den Nebenwirkungen wie Haarausfall und Müdigkeit. Aber: „Die Chemo hilft mir sehr bei meinem positiven Kampf gegen den Krebs“, so die 56-Jährige. Die gute Nachricht, die sie vor wenigen Tagen erhalten hat, bestärkt sie in ihrer Einschätzung: Ihr ursprünglich dreieinhalb Zentimeter großer Tumor in der linken Brust ist bereits um ein Drittel geschrumpft.

Natürlich weiß die Akademikerin, dass dies nur ein kleiner Schritt auf dem Weg zur Genesung ist, aber es ist ein Schritt, der ihr viel Mut macht. „Daran sieht man, dass die Therapie anschlägt.“ Ziel ist es schließlich, den Tumor, den sie im Brustzentrum am Klinikum Fürth behandeln lässt, zunächst so weit wie möglich zu verkleinern, damit die für Ende des Jahres geplante brusterhaltende Operation so schonend wie möglich gestaltet werden kann.

Entdeckt hat sie den „eiförmigen Knoten“ selbst. Dabei hatte sie bei der Krebsvorsorge nicht geschluppert, ganz im Gegenteil. Seit ihrem 40. Lebensjahr geht sie jedes Jahr zur Vorsorge und lässt Ultraschall der Brust machen, eine Ekg-Leistung, die man bezahlen muss. Auch zur Mammografie geht sie alle zwei Jahre – nicht erst, seit sie 50 ist und automatisch zum Mammografie-Screening eingeladen wird,

sondern ebenfalls schon seit dem 40. Lebensjahr. Der nächste Krebsvorsorgetermin wäre im Juni angestanden, an einem Freitag im Mai bemerkte sie den Knoten. Und schritt sofort zur Tat: Bereits am Montag ging sie zum Brustzentrum, wo noch am gleichen Tag Tastuntersuchung, Ultraschall, Mammografie und eine Biopsie vorgenommen wurden.

Das Ergebnis bekam sie einige Tage später: Der Tumor ist bösartig, aggressiv, nicht eingekapselt und mittelgroß. Aber: „Unter den schlimmsten Voraussetzungen ist es doch die beste Variante, weil sie laut Studien sehr gut behandelbar ist“, sagt Gertrude S.

Röntgen- und weitere Untersuchungen zeigten zudem, dass sie keine erkennbaren Metastasen hat, weder in den Knochen noch in wichtigen Organen.

All das hat ihr Mut gemacht. Diesen Mut nicht zu verlieren, ihren ansteckenden Humor zu bewahren, das zu essen um zu trinken, worauf sie gerade Lust hat, die Natur zu genießen und so gut wie möglich ihr normales Leben weiterzuführen – das ist ihr Rezept. Die größte Rolle spielen dabei zwei Dinge: „Meine Familie und meine Freunde sind meine große Stütze“, sagt sie. Und: „Zu arbeiten ist für mich die beste Medizin.“ Deswegen versucht sie, wann immer es geht, zur Arbeit zu gehen.

Mit dem Schicksal zu hadern und zu grübeln, warum ausgerechnet sie betroffen ist, liegt ihr fern. „Das ist eine reine Zufalls Geschichte, eine Laune der Natur.“ Umso mehr genießt sie es, dass „plötzlich alle Leute so nett zu mir sind – wie in der Schwangerschaft.“ Und über Komplimente für die neue Frisur von denjenigen, die nicht wissen, dass sie eine Perücke trägt, muss sie schmunzeln. *Stephanie Rupp*



Im Dienste der Leser Dinge einfach ausprobieren

Man kann alles mal ausprobieren. Ein angesagtes Kinderspielzeug oder eine neue App, einen brasilianischen Kampftanz oder Rehasport. Eine Redakteurin der Thüringer Allgemeinen macht es. Nicht nur aus Neugier, sondern vor allem auch im Dienste der Leser. Jede Woche stellt sie sich einer neuen Herausforderung.

Im Mai 2017 entdeckt Volontärin Antonia Pfaff die massenhafte Vermehrung der Fidget Spinner. Kinder und Erwachsene versuchen sich an dem Handkreisel. Sie probiert das Ding aus – und möchte ihre Erfahrungen mit den Lesern teilen. Eine neue Serie wird geboren: „Toni testet“. Jeden Mittwoch soll die Serie im Lokalteil erscheinen.

So wählt Pfaff, die inzwischen Redakteurin ist, jede Woche eine Tätigkeit oder einen Trend aus, ein Hobby oder eine Sportart, ein Produkt oder einen Ort. Anfangs testet sie Dinge, die ihr aus dem persönlichen Umfeld bekannt sind. Doch bald kommen Anfragen und Tipps von Lesern.

Ihre persönlichen Erfahrungen dokumentiert die Reporterin in einer Ich-Reportage, die in lockerem Ton mit einem Schuss Selbstironie geschrieben ist. Am Ende zieht sie ein kurzes Fazit. Fotos, gegebenenfalls auch Videos, belegen anschaulich die Aktivität. Die Reportagen sind authentisch und ehrlich. Dabei beschreibt die Autorin knifflige Situationen und gewährt den Lesern auch einen Einblick in ihre eigene Gefühlswelt.

Dabei erfährt sie, wie vielfältig ihre Region ist, was den Menschen am Herzen liegt, welche außergewöhnlichen Tätigkeiten es gibt, wie ein Gemeinschaftsgefühl in den kleinen Orten gepflegt wird. Es entsteht ein Gefühl der Nähe und Vertrautheit zu den Lesern. Sie fühlen sich ernst genommen, ihre Belange, ihre Arbeit oder ihr Hobby stehen im Fokus.

Die Palette ist breit gefächert: Sport, handwerkliche Tätigkeiten, Apps, Kultur und Kunst, Schule, spannende Berufe oder Hobbys. Manche Erfahrungen gehen unter die Haut. Etwa die Fahrt mit einem Rollator durch die Stadt oder der Versuch, sich als Sehbehinderte mithilfe eines Blindenhundes fortzubewegen.

Die Serie findet großen Anklang bei den Lesern. Die Reporterin wird auf der Straße angesprochen, bekommt E-Mails und positive Rückmeldungen in den sozialen Netzwerken. „Toni testet“ geht auch 2018 weiter. Dabei freut sich Antonia Pfaff besonders auf zwei Tests: die Begleitung eines Zeitungszustellers und einen Tag in der Rolle des Landrats.

Kontakt: Antonia Pfaff, Redakteurin,
T +49 3606 / 66 96 67,
a.pfaff@tlz.de

Medium: Mediengruppe Thüringen,
Lokalredaktion Eichsfeld

Auflage: Circa 240.000 (Thüringen),
circa 18.000 (Eichsfeld)

Verbreitungsgebiet: Landkreis
Eichsfeld im Nordwesten
Thüringens

Anzahl Lokalteile: 26 Lokalredaktionen
in Thüringen (TA, TLZ, OTZ)

Redaktionsgröße: 5 Mitarbeiter
in Eichsfeld

Tipp:

„Abenteuerlustig und neugierig sein und sich immer wieder auf Unbekanntes einlassen.“



Wirbelndes Dreieck gegen „Zappelphilipp“

Neues Spielzeug aus den Schulen nicht wegzudenken

VON ANTONIA PFAFF

Eichsfeld. Es wirbelt aufgeregt zwischen den Fingern. Zwei silberfarbene Kreise zeichnen sich um den blauen Kern ab. Summen, leichtes Leiern dringt an mein Ohr. Der erste Versuch mit dem Anti-Stress-Spielzeug ist direkt gelungen. Der kleine dreieckige Kreisel ist nicht nur in aller Munde – vor allem liegt er in den Händen der jüngeren Generation. Offiziell nennt er sich Fidget Spinner; „fidget“ bedeutet Unruhe und „spin“ kreiseln.

Mich hat das kleine Spielzeug in seinen Bann gezogen. Stolz präsentiere ich Zuhause meine Errungenschaft. Die Begeisterung hält sich zunächst stark in Grenzen. Was denn das wieder sein soll?

Wie die Hersteller versichern, sind die Kreisel dazu geeignet, Hyperaktivität zu lindern und Unruhe vorzubeugen. Das Spielzeug ist ein Trend, der vor wenigen Wochen erst nach Deutschland geschwappt ist, jetzt aber im Sturm die Herzen der jüngeren Generation erobert.

Beim Unterhalten fegt der blau-silber-farbene Kreisel zwi-

schen meinem Daumen und Zeigefinger. Dem Zuhören tut das keinerlei Abbruch. Allerdings spüre ich auch keine große Veränderung an mir. Wie selbstverständlich bringe ich den Spinner immer wieder zum Rotieren.

Das kreiselnde Spielzeug zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Schnell kommt von den Eltern der Wunsch, es selbst drehen zu lassen. Große Erklärungen bedarf es nicht: Das Kugellager in der Mitte des Kreisel liegt zwischen dem Daumen und Zeigefinger. Mit der anderen Hand wird einer der drei Arme des Spinners schwungvoll berührt. Und das Spielzeug wirbelt zwischen den Fingern.

Ob es wohl Tricks gibt? Ein Tutorial muss her. Hunderte Videos finden sich im Internet zu dem Hype. Auch interessante. Beispielsweise, dass der kleine Kreisel auf dem Daumen oder dem Zeigefinger rotiert. Oder aber, dass zum Drehen nur eine Hand benutzt werden muss. Denn liegt das Spielzeug zwischen den beiden besagten Fingern, kann der Kreisel mit dem Mittel- oder Ringfinger zum Laufen gebracht werden. Pro-

bieren geht über studieren – Video aus, ran an das Spielzeug. Es funktioniert. Jeder darf sich an dem flachen, handtellergroßen Kreisel versuchen. Spielereien, wie das wirbelnde Dreieck auf der Nase drehen zu lassen, dürfen nicht fehlen. Ein paar Anläufe bedarf es, bis ich es kurz rotieren lassen kann. Ein tolles, unterhaltsames Spielzeug.

Schulen und Handel spüren den Trend

Was für mich ein spielerischer Selbstversuch ist, ist für Schüler mittlerweile ein Statussymbol. So schätzt eine Grundschullehrerin aus dem Eichsfeld die aktuelle Situation ein.

„Seit etwa zwei Wochen haben die Schüler diese Kreisel und spielen in den Pausen eifrig damit.“ Die Erstklässer allerdings noch nicht. Ab der zweiten Klasse besitze jedes Kind ein solches „Fidget Spinner“. In ihrem Unterricht ist das Spielzeug verboten. „Ich denke, es würde die Kinder nur ablenken“, sagt die junge Frau. Eine Beruhigung

kann sie sich nicht vorstellen. Sie erzählt, dass sie bei einem Schüler die Zeit stoppen musste, wie lange sich der Kreisel dreht. Das Kugellager schien bereits überstrapaziert, denn nach wenigen Sekunden stand das Spielzeug still. Und so leicht, sich ein neues zu kaufen, ist es nicht.

Denn der Hype wirkt sich auch auf den Einzelhandel aus. „Ich hatte Glück, dass ich einen Großhandel habe, der noch welche auf Lager hatte“, gibt Ralf Kirchberg, Geschäftsführer von Spielwaren C. Schwerdt in Dingelstädt, ehrlich zu. Die Fidget Spinner habe er seit einigen Wochen im Sortiment. Jetzt bekommt Kirchberg neue Ware. „Dann kommen die Kreisel mit Licht- und Glitzereffekten und qualitativ hochwertige, die bis zu sieben Minuten drehen.“ Der Heiligenstädter Spielwarenladen „Ping Pong“ führe derzeit die Ninjas mit Zacken, leuchtende, glitzernde Fidget Spinner und Kreisel in Batman-Optik, so Mitarbeiterin Astrid Schlosser.

Mein blau-silbernes Anti-Stress-Spielzeug hat einen Platz auf meinem Schreibtisch bekommen. Für den Ernstfall.

Fakten

- ▶ „Fidget Spinner“ ist ein handtellergroßes Spielzeug
- ▶ Kugellager in der Mitte, drei Flügel mit Gewichten
- ▶ „fidget“ bedeutet Unruhe
- ▶ „spin“ bedeutet kreiseln, wirbeln
- ▶ wird seit einigen Jahren in den USA zu therapeutischen Zwecken eingesetzt
- ▶ Trend vor einigen Wochen nach Deutschland geschwappt
- ▶ Hintergrund: soll Hyperaktivität, Nägel kauen und Nervosität vorbeugen, deshalb auch als „Anti-Stress-Spielzeug“ bezeichnet
- ▶ erinnert an Propeller oder Ninja-Wurfsterne
- ▶ dreht minutenlang zwischen den Fingern, je nach Qualität des Kugellagers
- ▶ verschiedene Materialien: von Plastik über Metall bis Holz
- ▶ Modelle: unter anderem mit LED-Licht, im Dunkeln leuchtend, glitzernd, Ninjas mit Zacken und in Batman-Optik
- ▶ Preis: drei bis 50 Euro
- ▶ Altersgruppe: ab vier Jahre



Volontärin Antonia Pfaff probiert den Fidget Spinner einmal selbst aus.

Foto: Eckhard Jünger

Stichwortliste Register

Aktionen

Seiten: 42, 54, 58, 84, 92, 98, 112, 120, 130, 134, 136, 140, 148

Alltag

Seiten: 38, 46, 50, 58, 70, 82, 120, 126, 132, 134, 146, 150

Alter

Seiten: 54, 92, 146

Anwalt

Seiten: 18, 22, 30, 38, 42, 68, 92, 98, 130, 132, 136

Arbeitswelt

Seiten: 80, 84, 90, 136

Ausländer

Seiten: 14, 120, 126

Demokratie

Seiten: 38, 66, 70

Drittes Reich

Seiten: 96

Ernährung

Seiten: 82, 88, 124, 144

Flüchtlinge

Seiten: 38, 76, 84, 126

Forum

Seiten: 38, 98, 124, 130

Geschichte

Seiten: 96, 100, 102, 118, 122, 140

Gesellschaft

Seiten: 18, 34, 46, 54, 58, 68, 80, 82, 92, 106, 122, 126, 146

Gesundheit

Seiten: 42, 50, 64, 110, 146, 148

Gewalt

Seiten: 14, 140

Heimat

Seiten: 34, 38, 98, 102, 122, 124, 126, 134, 136, 138, 140, 144

Hintergrund

Seiten: 14, 22, 26, 30, 34, 46, 50, 58, 64, 68, 72, 74, 76, 84, 88, 90, 92, 106, 108, 110, 118, 122, 126, 132, 138, 140

Inklusion

Seiten: 46

Integration

Seiten: 38, 84, 120, 122, 126

Interaktiv

Seiten: 42, 102, 126, 134, 136

Kinder und Jugend

Seiten: 46, 68, 80, 112

Kommunalpolitik/ Politik

Seiten: 22, 26, 30, 34, 38, 64, 66, 68, 70, 72, 74, 76, 98, 118, 130

Kontinuität

Seiten: 14, 22, 26, 30, 38, 42, 50, 64, 74, 76, 108, 136, 144, 146

Kriminalität

Seiten: 14, 18, 26, 72, 140

Kultur

Seiten: 96, 98, 100, 102, 124

Landwirtschaft

Seiten: 82, 88, 136, 144

Layout

Seiten: 84, 110, 114, 124

Lebenshilfe

Seiten: 92, 132, 144, 146, 150

Menschen

Seiten: 50, 54, 70, 72, 82, 90, 96, 120, 122, 132

Multimedia

Seiten: 18, 34, 42, 54, 58, 88, 92, 98, 100, 102, 124, 126, 130, 134, 136, 138, 140

Recherche/ Investigation

Seiten: 14, 18, 22, 26, 30, 34, 64, 68, 72, 74, 100, 108, 122, 140

Redaktionskonzept

Seiten: 84, 90, 98, 110, 114, 124, 140

Serie

Seiten: 14, 18, 38, 46, 50, 54, 58, 66, 68, 70, 80, 82, 86, 88, 92, 98, 100, 112, 120, 122, 130, 134, 136, 140, 144, 146, 148, 150

Service

Seiten: 42, 66, 80, 86, 88, 92, 100, 112, 130, 144, 146, 148, 150

Schule

Seiten: 46, 68, 118

Sport

Seiten: 106, 108, 110, 112, 114

Technik

Seiten: 58, 86

Test

Seiten: 86, 112, 148, 150

Umwelt

Seiten: 42, 82, 138

Unterhaltung

Seiten: 124, 136, 150

Verbraucher

Seiten: 82, 86, 88, 90, 144, 146, 148

Vereine

Seiten: 106, 108, 112

Verkehr

Seiten: 74, 130

Wächteramt

Seiten: 18, 22, 26, 30, 64

Wahlen

Seiten: 66, 70

Wirtschaft

Seiten: 34, 64, 74, 80, 82, 84, 86, 88, 90, 92, 108

Wohnen

Seiten: 30, 120, 122, 132

Zukunft

Seiten: 38, 82

preisgekrönt

Der Preis

Der Preis richtet sich exklusiv an die größte Zielgruppe unter den Tageszeitungsjournalisten. Die Auszeichnung wird seit 1980 jährlich vergeben. In die Auswahl kommen nur Redaktionen und Journalisten, die bürgernahe Konzepte umsetzen, schwierige Themen aufgreifen, sich zum Anwalt der Leser machen oder engagierten Service bieten. Seit 2013 wird zusätzlich ein Sonderpreis für Volontärsprojekte ausgelobt.

Der Deutsche Lokaljournalistenpreis hat sich längst als einer der wichtigsten Medienpreise Deutschlands etabliert. Dies liegt vor allem an der unabhängigen Jury, die seit Anbeginn journalistische Qualität und keine Gesinnung auszeichnet.

Bernd Neumann, Staatsminister und Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien, nannte ihn „die wohl bedeutendste Auszeichnung für Regionalzeitungen im deutschsprachigen Raum“. Chefredakteure bezeichnen ihn als „Ritterschlag für die ganze Redaktion“.

Die Reihe

Die Rezepte für die Redaktion sind konstitutiver Bestandteil des Deutschen Lokaljournalistenpreises. Alles Ausgezeichnete aus einem Preisjahrgang findet sich hier, auch jene Beiträge werden dokumentiert, an denen eine Auszeichnung nur knapp vorbeigegangen ist.

Der Basisband der Rezepte für die Redaktion entstand 2005 zum 25-jährigen Jubiläum des Preises. Auf 456 Seiten dokumentiert das Buch Bestes und immer noch Nachahmenswertes aus 25 Jahren Preisgeschichte. Diese Zusammenschau war möglich, weil die Konrad-Adenauer-Stiftung jeden Preisjahrgang mit einer Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten Arbeiten begleitet hat.

Praktisches Arbeitsbuch

Diese Tradition setzen die „Rezepte für die Redaktion“ Jahr für Jahr fort. Sie tragen dazu bei, gute Ideen und zukunftsweisende Konzepte bekannt zu machen.

Die Rezeptesammlung ist zum einen ein praktisches Arbeitsbuch für den Redaktionsalltag, zum anderen eine Einladung an die Kolleginnen und Kollegen, miteinander ins Gespräch zu kommen und sich über lokalen Qualitätsjournalismus auszutauschen.

Die Jurymitglieder

Heike Groll ist Leitende Redakteurin in der Chefredaktion der Volksstimme und zuständig für Personalentwicklung in der Redaktion sowie für redaktionelles Projektmanagement. Seit 2011 ist sie Mitglied und seit 2015 Sprecherin der Jury des Deutschen Lokaljournalistenpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Inken Boyens ist Geschäftsführerin der Boyens Mediengruppe, zu denen u. a. die unabhängigen Tageszeitungen Dithmarscher Landeszeitung, Brunsbütteler Zeitung, Marnener Zeitung und Dithmarscher Kurier gehören. Sie ist u. a. stellv. Vorsitzende des „Verbandes Deutscher Lokalzeitungen e. V.“, Vorsitzende des Aufsichtsrates „Lokalzeitungen Service GmbH“, Vorsitzende des „Verbandes der Zeitungsverlage Norddeutschland e. V.“ sowie Mitglied des Präsidiums „Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e. V.“ Zur Jury gehört sie seit 2018.

Dominik Grobien ist Leiter der Hauptabteilung Kommunikation der Konrad-Adenauer-Stiftung. Seit 2018 gehört er der Jury des Deutschen Lokaljournalistenpreises an.

Dr. Jost Lübben ist seit 2015 Chefredakteur der Westfalenpost und der Westfälischen Rundschau, zuvor war er Chefredakteur der Nordsee-Zeitung (Bremerhaven). Jurymitglied ist er seit 2018.

Peter Pauls ist Chefautor des Kölner Stadt-Anzeiger. Seit 2015 ist er Mitglied der Jury des Deutschen Lokaljournalistenpreises.

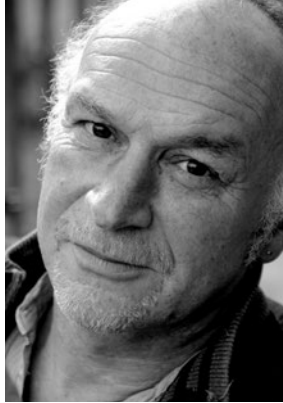
Anton Sahlender war von 1988 bis 2014 Stellvertreter des Chefredakteurs der Main-Post in Würzburg. Seit 2004 vertritt er als Leseranwalt die Interessen der Leser in der Redaktion. Er engagiert sich als Sprecher der Vereinigung der Medien-Ombudsleute in Deutschland, als Vorstandsmitglied der Initiative Tageszeitung (ITZ) und als Mitglied der journalistischen Initiative Qualität (IQ). Zur Jury zählt er seit dem Jahr 2015.

Hans-Josef Vogel ist Regierungspräsident des Regierungsbezirks Arnsberg. Seit dem Jahr 2015 gehört er zur Jury des Deutschen Lokaljournalistenpreises.

Die Herausgeber



Heike Groll (Jahrgang 1965) ist Leitende Redakteurin in der Chefredaktion der Volksstimme aus Magdeburg und zuständig für Personalentwicklung in der Redaktion sowie für redaktionelles Projektmanagement. Zuvor war sie nach dem Journalistikstudium in Dortmund bei der Leipziger Volkszeitung, bei der Initiative Tageszeitung/„drehscheibe“ in Bonn und dem Fränkischen Tag in Bamberg tätig. Seit 2015 ist sie Sprecherin der Jury.



Robert Domes (Jahrgang 1961) ist freier Journalist und Autor. Er war 17 Jahre lang Lokalredakteur der Allgäuer Zeitung, zuletzt als Redaktionsleiter. Seit 2002 arbeitet er selbständig in der Betreuung journalistischer Projekte und Fachbücher sowie als Referent und Dozent in der Aus- und Fortbildung für Journalisten. Er schreibt als Autor für verschiedene Medien und veröffentlicht eigene Romane.

Ausschreibung 2018

Über Ihre Serie spricht die ganze Stadt? Ihre Aktion bringt die Region in Bewegung? Sie bringen lokale Themen groß raus, auf allen Kanälen? Dann zeigen Sie es uns: Bewerben Sie sich für den

Deutschen Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung

Preiswürdig sind:

- › Beiträge zu beliebigen lokalen Themen
- › Kontinuierliche Berichterstattung
- › Multi- und crossmediale Konzepte von lokalen Themen
- › Beispielhafte Initiativen und Aktionen
- › Konzepte und Serien
- › Visuelle Umsetzungen von lokalen Themen
- › Investigative Recherchen

Die Konrad-Adenauer-Stiftung vergibt den Journalistenpreis seit 1980 jährlich. Sie zeichnet Journalisten und Redaktionen aus, die Vorbildliches für den deutschen Lokaljournalismus geleistet haben, ob in Print- und/oder digitalen Medien. Sie spricht nicht nur gut ausgerüstete Großstadredaktionen an, auch Lokalredaktionen mit knapper Besetzung bekommen eine faire Chance. Bei der Preisvergabe berücksichtigt die Jury diese Unterschiede in der redaktionellen Ausstattung.

Der Sonderpreis für Volontärsprojekte richtet sich an junge Journalisten. Sie können sich bewerben mit ihren Ideen, Texten und Projekten, vor allem solche mit einem interaktiven Ansatz – zum Beispiel mit Events, Online-Foren und Leserkontakten aller Art.

Die Arbeiten müssen in der Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 2018 in einer in Deutschland erscheinenden Zeitung und/oder einem entsprechenden digitalen Medium veröffentlicht worden sein. Jahresübergreifende Serien, die in 2017 begonnen, von denen der größte Teil aber in 2018 veröffentlicht wurde, sind ebenfalls teilnahmeberechtigt.

Autoren können sich mit einem oder mehreren Beiträgen bewerben. Das Bewerbungsportal ist ab dem **15. November 2018** unter www.kas.de/lokaljournalistenpreis online.

- 1. Preis 6.000,- EUR**
- 2. Preis 3.000,- EUR**
- 3. Preis 1.500,- EUR**

Sonderpreis für Volontärsprojekte: 2.000 EUR

Einsendeschluss ist der 31. Januar 2019.

Susanne Kophal
Leiterin Eventmanagement
Konrad-Adenauer-Stiftung
10907 Berlin

T +49 30 / 26 996-3216
susanne.kophal@kas.de